DEUTSCHE RUNDSCHAU

BAND CCXXXVIII

(Januar–Februar–März 1934)

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. / LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

zum Zweihundertachtunddreißigsten Bande

(Januar—Februar—März 1934)

An unsere Leser!

Dem Wunsch, zu Beginn des 60. Jahrganges unserer Zeitschrift den Lesern eine Erweiterung und Bereicherung bescheren zu können, konnte aus technischen Gründen zu Beginn des Jahrganges noch nicht stattgegeben werden.

Jetzt ist durch Übergang in den Verlag des Bibliographischen Instituts die Möglichkeit gegeben, die Arbeit der »Deutschen Rundschau« zu verstärken und den Sinn dieser Arbeit weitesten Kreisen noch deutlicher zu machen als bisher.

Getreu ihrer Überlieferung, im Wetteifer mit den großen führenden Revuen des Auslandes die notwendige deutsche Zeitschrift zu sein, will die »Deutsche Rundschau« mit allen Kräften an der Sinndeutung des deutschen Lebens und der deutschen Revolution, ihrer Kräfte und Ziele nach drinnen und nach draußen mitarbeiten. Sie wird nach wie vor durch Hervorhebung der deutschen Leistung und des deutschen Willens auf allen Gebieten zeigen, wo und wie unsere Stellung im europäischen Kulturkreise ist. Ihre Mitarbeiter sucht sie unter den schöpferischen Menschen, die in der Lage sind, das eigentlich Deutsche, das unter allen wechselnden politischen Formen Gleiche und Bleibende und das neu Heraufkommende zu erkennen und es ihrem Volke und der ganzen Welt zu deuten.

Um diese Sinndeutung so lebendig und eindringlich wie nur möglich zu gestalten, ist Dr. Eugen Diesel in die Leitung der Zeitschrift eingetreten. Diesel, der Verfasser der »Deutschen Wandlung« und des »Landes der Deutschen« wird neben Einsicht vor allem Anschauung zu übermitteln suchen. Was wir anstreben, ist, Deutschland in der Welt, die Welt in Deutschland zu spiegeln. Wir wollen eine Deutschlandzeitschrift sein, die auch dem Ausland und dem Auslanddeutschtum ein Bild des ewigen Deutschland – des sachlichen wie des übersachlichen – vermittelt – im unmittelbar Anschaulichen wie im Begrifflichen. Wir werden in Zukunft dem Bild und der Karte bedeutende Aufgaben in der »Deutschen Rundschau« zuweisen können und werden versuchen, die literarische Arbeit auch mit diesen Hilfsmitteln in die großen weltgeschichtlichen, geographischen, politischen und kulturellen Zusammenhänge hineinzustellen.

Wir wissen aus vielen Zuschriften, daß wir durch diese Erweiterung unserer Zeitschrift einem Wunsche der Leser und einer deutschen Notwendigkeit nachkommen. So darf die »Deutsche Rundschau« für ihre weitere Arbeit auf noch stärkeren Wiederhall rechnen, als sie ihn gerade im letzten Jahre ständig wachsend schon gefunden hat.

Herausgeber und Verlag
der »Deutschen Rundschau«

EUGEN DIESEL

Zwiespalt im Bild der Nation

Leitbild der Epoche und Bild des Volks

Daß die Völker, zumal die Deutschen, heute auf so leidenschaftliche, ja ingrimmige Weise lebendige Vorstellungen von sich selbst als Nation zu erringen trachten, ist ganz gewiß kein Zufall und keine politische Mode. Vielmehr spiegelt sich auch in diesem Kampf um ein Bild der Nation die neue Kristallisation der Völker wider und der Aufmarsch zu neuer geschichtlicher Entwicklung, wie er auf der ganzen Erde im Gange ist. Der Internationalismus hat die große Kluft zwischen einem versinkenden und einem frisch heraufziehenden Weltalter nicht zu überbrücken vermocht. Jetzt werfen die Völker ihre nationalen Brücken über den Abgrund und schreiten weiter.

Aber dieser erstaunliche Aufbruch bietet an sich noch keine Gewähr dafür, daß wir das große Ziel wirklich würdiger nationaler und europäischer Zustände erreichen. Vergessen wir nicht, daß die Weltgeschichte seit je eine tragische Angelegenheit war. Sie wird in vieler Hinsicht eine tragische Angelegenheit bleiben, Dämonen und Verräter genug stehen bereit, welche es gelüstet, die Völker in neue düstere Schicksale hineinzustoßen. Geist und Gemüt können sich neuen Irrtümern hingeben. Halbheit und Blindheit sind, wie immer, am Werke, die großen Ziele zu zerschlagen.

Die ergreifende Weise, auf welche Deutschland seinen nationalen Willen ausströmen läßt, verführt uns leicht dazu, einen seelisch-willensmäßigen Zustand als das zutreffende, die Nation ganz und gar darstellende Bild zu deuten. Aber es ist nicht dieses Bild, sondern ein bestimmter politischer Zustand. Darin herrscht die Willenskraft, das „Blut“ vor, und dieses sucht sich aus der großen Fülle der das Volk ausmachenden nationalen Erscheinungen, Zustände und Vorgänge vor allem nur dasjenige für sein nationales Leitbild aus, welches eben diesem heutigen Willenszustand und der Leidenschaft unserer Seele entspricht. Was sich aus alledem formt, ist das politische Leitbild der Epoche, das Leitbild der nationalen Revolution, aber es ist keineswegs das allumfassende Bild von der deutschen Nation und dem deutschen Volk schlechthin, welches ja mit Hilfe der Revolution erst erobert und gestaltet werden muß.

Der Streit zwischen Geist und Blut

Eine Vorstellung, ein Gedankengebäude oder Leitbild benötigen die Menschen auf allen wichtigen Lebensgebieten: in der Religion und in der Wissenschaft, in der Kunst und in der Politik. Der Mensch ist nun einmal auch ein geistiges Wesen. Das Banner des Geistes weht als ihr Wahrzeichen über der Menschheit. Und wenn wir auch zuweilen von großartigen und triebhaften Willensstößen fortgerissen werden, der Geist tritt immer wieder in seine Rechte ein. Freilich, wenn der Geist den Willen vergewaltigt, dann hat der „Intellektualismus“ gesiegt, der dem Menschen das Blut aus den Adern saugt. Das darf und soll nicht sein! Aber ebensowenig darf der Wille den Geist vergewaltigen. In diesem Hin und Her zwischen Geist und Wille oder Blut können sich zwei verhängnisvolle Grenzfälle ergeben: im ersten Falle siecht der Wille dahin, weil eine zu große Fülle rein geistiger und blutloser Vorstellungen ihn ohne

Unterlaß irreführt und äfft; im anderen Falle „blinder" Leidenschaft wird der Vorstellungskreis so dürftig, unklar und einseitig, daß er niemals eine ausreichende geistige Führung in diesem weiten und wilden Leben bietet, in welchem nun einmal der Waffe „Geist" eine erstaunliche Rolle zufällt. Hier liegt eine der unerhört schweren und begeisternden Aufgaben unserer Führung, denn wir werden unsere zukünftigen nationalen Aufgaben nicht lösen können, wenn wir die Freiheit und Weite unserer Vorstellungen von Volk und Welt auf unnötige Weise einengen. Die Fülle und Größe des irdischen und nationalen Lebens wird unerbittlich immer wieder neue überraschende Vorstellungen und Erlebnisse an uns heranführen, und immer wieder werden wir um neue Erkenntnisse ringen müssen. Zudem haben wir ja das Glück, in einer Zeit zu leben, die, so sehr sie nach der Kristallisation des Nationalen drängt, doch wieder ins Weite, Große und die Erde Umfassende hinausstrahlt. Unser großer Geograph Friedrich Ratzel sagt am Ende seines Werkes „Die Erde und das Leben": „Das Streben nach nationaler Abschließung steht aber gerade darum in einer engen Beziehung zu diesem weltumfassenden Zuge unserer Zeit, weil es ihm widerspricht; es ist der Rückschlag davon. Wir fühlen die elementare Macht des Naturgesetzes in diesem Strome der Weltinteressen; wir müssen hinein und ihm folgen, wollen uns aber zugleich zusammenhalten, damit er uns nicht auseinanderreißt und fortreißt: daher dieser Widerspruch, dessen sich jeder von uns bewußt wird, der in sich selbst und in seine Zeit schaut." Je mehr wir der großartigen, ja majestätischen Fülle unserer Zeit Rechnung tragen, sie nicht fliehen, sondern sie zu beherrschen suchen, sie in den Plan unseres Willens einbeschließen, um so fruchtbarer und größer wird sich unser nationaler Weg gestalten. Haben wir aber vorzeitig die Pforten zugeschlagen, um uns auf einem beengten geistigen Wege vorwärts zu bewegen, dann werden ja doch alle jene Ereignisse und Bilder des Zeitalters uns auf unserem Wege begleiten, unser Gemüt wie Gespenster und Feinde verwirren, anstatt unsere Freunde und Bundesgenossen zu sein.

Der nationale Prozeß

Ist es möglich, ein zutreffendes nationales Bild allgemeinster und größter Art zu finden?

Von Volk und Nation gibt es schlechterdings keine zutreffendere und zugleich ergreifendere Vorstellung als diejenige von einem ungeheuren Prozeß oder Vorgang. Die Zahl und Fülle aller Kräfte, Zustände und Ereignisse, aus deren Zusammenspiel sich die jeder Nation eigentümlichen Lebensspannungen ergeben, ist fast unbegrenzt. Wenn wir trotzdem nach gedanklichen Formeln für die Erkenntnis der Nation suchen, so werden wir zunächst nur einzelne Hilfsvorstellungen, etwa geschichtliche Deutungen, Rassetheorien, Charakterschilderungen zu fassen bekommen, welche, sobald man sie einseitig verwendet, die große Fülle der Erscheinungen und Geschehnisse nur äußerst dürftig einzukleiden vermögen. Körperlichkeit und Rasse, Seele und Land wirkten und wirken in den mannigfachsten Verhältnissen aufeinander ein. Die Zeit trägt die Generationen der Völker weiter und weiter und häuft ungeheure Massen von Geschichte und Kultur über ihnen auf. Eine dichte Decke von Erinnerung, Überlieferung, Kultur, Technik, seelischen und geistigen Spannungen, künstlich hervorgerufenen Lebenszuständen und Möglichkeiten liegt somit über den Nationen. Nicht nur das eigentliche Land ist eine Umwelt, welche züchterisch auf den Menschen einwirkt; sondern auch jene erstaunliche, teils im Dinglichen, teils im Geistigen vorhandene Schicht aus Geschichte und Kultur stellt eine Umwelt

dar, die in ihrer Wirkung auf Mensch und Nation dem Land, der Landschaft und der Rasse oft genug ebenbürtig ist. Nun finden sich aber unter allen den triebhaften, geistigen und sonstigen Aufbausteinen der Nation solche, die im Katarakt der Zeit verhältnismäßig fest und widerstandsfähig sind, und solche, die sich rascher wandeln und verfließen. So wirkt Zahlloses zusammen, um den großartigen nationalen Prozeß in Wirksamkeit zu halten, aber auch, ihn jeder gewollten Eindeutigkeit zu entziehen. Dieser Gesamtprozeß aber ist und bleibt das national Entscheidende und Starke. Er ist bei vielen Völkern so kräftig, daß Kinder von fremden Eltern Mitglieder derjenigen Nation werden, in der sie aufwachsen. So werden englische Kinder in Deutschland Deutsche, Deutsche in England Engländer. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika besteht nur aus Einwanderern und ihren Abkömmlingen. Ist ihnen darum der Charakter einer Nation abzusprechen? Freilich hat dieser Anpassungs- und Einbürgerungsvorgang seine deutlichen und unüberbrückbaren Grenzen, die durch die Rasse bestimmt sind. Aber eben daran erkennen wir, wie nahe verwandt der Rasse nach die größten europäischen Länder sein müssen, da der Übergang zur anderen Nation in so zahlreichen Fällen bei Kindern ohne weiteres möglich ist.

Somit stellt nicht ein Verzeichnis über einige nationale Eigenschaften oder eine Summe geschichtlicher Ereignisse oder eine der vielen noch so tastenden und schwankenden Rassentheorien eine tiefere Erkenntnis deutschen, englischen oder französischen Wesens her, sondern einzig und allein die Anerkennung des großartigen durch die Geschichte laufenden Prozesses in seiner die Rasse-, Geschichts-, Kultur- und Geistesvorgänge einbeschließenden Gesamtheit, worin die Volksgenossen einen merkwürdigen, als nationale Gemeinschaft empfundenen Spannungszustand erleben. Nur durch vielfachen Vergleich der nationalen Prozesse einzelner Völker untereinander gelingt es allmählich, eine Nation nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch geistig zu begreifen. Leider ist es gang und gäbe, einzelne Bausteine und Kraftlinien herauszugreifen und zu vergleichen, so daß wir viele schiefe und unvollkommene Bilder erhalten. Auch die politische Geschichte, welche immerhin eine größere Anzahl von Elementen zu umfassen sucht, aber leicht den politischen Faden als das Gewebe der ganzen Nation ansieht, ist nur ein zugeordnetes, nicht übergeordnetes Mittel zu nationaler Erkenntnis. Ohne Geographie ist sie für das Bild der Nation wertlos, wie auch die Geographie, die Kulturgeschichte, die Rassenkunde bei der Gewinnung des lebendigen Bildes der Nation wertlos bleiben, wenn man sie nicht in ihrem Zusammenspiel, in ihren züchterischen und geistigen Ausstrahlungen zu begreifen vermag.

Mit alledem predigen wir keineswegs einen intellektuellen Universalismus, meinen wir nicht, daß das Bild der Nation verwissenschaftlicht werden soll. Ganz im Gegenteil! Ohne Liebe, Hingabe und Einfühlung ist eine Annäherung an das lebendige Bild der Nation nicht möglich. Nur im Zusammenspiel mit diesen Kräften des Gemüts erreichen jene Wissenschaften ihren höchsten Wert. Eher begreift man das Volk nur aus der Liebe und der Hingabe heraus ohne Wissenschaft, als mit einer Wissenschaft ohne Liebe und Hingabe. Auch im Falle der Nation müssen wir uns, wie Goethe sagt, mit Ehrfurcht „vor dem Phänomen beruhigen", zumal ein Volk nie und nimmer etwas Starres und dogmatisch Greifbares ist, sondern sich immer wandelt, sich immer in sich selbst mit festen und fließenden Bestandteilen verschiebt und doch wiederum etwas ewig „Seiendes" darstellt. Die Anerkennung des „Phänomens" der Nation ist aber gerade das Gegenteil von der Leugnung des Geistes als erkennende und führende Macht. Man muß nur wissen, was man unter Geist zu verstehen hat.

Einzelbild und Gesamtbild

Die Auffassung der Nation als eines ungeheuren und immer im Fluß befindlichen Vorgangs oder Prozesses setzt nun freilich große Willigkeit des Charakters, Spannweite des Geistes und zudem große Unvoreingenommenheit und Unbefangenheit voraus. Denn ein solches Leitbild liefert uns niemals formelhafte Lösungen, Schlagworte oder Dogmen. Aber die meisten Menschen sind einmal so beschaffen, daß sie die einzelnen Bausteine oder Linien nicht anders begreifen können als im herausgelösten Zustand. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht ein solches herausgelöstes Bild dann gezwungen würde, das Leitbild oder die Erklärung für den gesamten nationalen Vorgang überhaupt abzugeben. Solche Vergewaltigungen durch einseitig ausgelesene Geschichtsauffassungen, durch rassische oder kulturelle Bilder sind bei allen Nationen im Schwange. Aber auch die anderen nicht berücksichtigten Elemente des nationalen Gesamtbildes werden es nicht unterlassen, ihre Ansprüche anzumelden. Darum wird das dogmatische, wenn auch heldenhaft einseitige Ideenbild oder Ideal schließlich immer mit der Wirklichkeit des nationalen Gesamtprozesses in Widerspruch geraten. Dieser Gesamtprozeß aber kämpft mit seiner allzu großen Fülle und Schwererfaßbarkeit, und die meisten Menschen trösten ihr nationales Gewissen nur allzu gern immer wieder mit jenen einseitigen und verengten Vorstellungen.

Auf dem einen Wege also ist es möglich, eine feste und irgendwie deutbare Vorstellung, etwa ein Rassenbild oder ein Gefühl und einen Gedanken vom Wesen, von der Seele des deutschen Menschen, ein Bild vom deutschen Lebensraum zu erhalten und zu erklären. Der entgegengesetzte Weg strebt zunächst nach dem Gesamtbild, in welchem wir jene einzelnen Vorstellungen wieder erkennen, die dann das Gesamtbild bestätigen, bereichern oder je nachdem auch berichtigen.

Vorteil und Gefahr des dogmatischen Bildes

Der erste Weg ist bequem, führt zu rasch einleuchtenden Ergebnissen und verlangt von uns zunächst weiter nichts, als daß wir uns nach einem Teil des nationalen Geschehnisses innerlich und äußerlich einrichten und ausrichten. So können wir etwa die Vorstellung von der Rasse herausarbeiten. Wenn wir aber dann das so überaus zusammengesetzte Gesamtbild der Nation nur an der Rasse auszurichten beginnen, dann müssen sich bald Zweifel anmelden, die dann das auf seine Weise wertvolle Rassebild schädigen können. Ein weiterer Fall: wir dogmatisieren „den" deutschen Menschen. Aber es gibt vielerlei deutsche Menschen, deren Einheit nur zu einem unbestimmten und kaum zu erforschenden Teil ursprünglich in ihrem Wesen oder ihrer Seele liegt. Das ihnen Gemeinsame ist, richtiger gesagt, der von ihnen in gemeinschaftlicher Arbeit und im Laufe der Geschichte in einem bestimmten Land hervorgerufene Zustand nationaler Spannung. Wird mit der nebelhaften Vorstellung von einem „deutschen Menschen" ein dogmatisches Begriffsspiel getrieben, dann freilich erblicken wir ihn wie ein gegebenes unzweideutiges Wesen, sehen ihn durch die Geschichte dahinreisen, wie ein Wanderer seinen Weg verfolgt. Wir sehen ihn schließlich zu einem ebenso unzweideutigen „Volk" zusammengeschlossen und ein deutlich beschreibbares Land besiedeln. Gewiß, alles das ist auch Wirklichkeit, aber es ist Teilwirklichkeit, die leicht in grobe Unwahrheit umspringt, sobald man sie lehrhaft oder gefühlsmäßig dogmatisiert. So deutlich ist der Spaziergang des

hypothetischen deutschen Menschen durch die Geschichte wahrhaftig nicht festzustellen! Ist der deutsche Mensch doch in jedem Augenblick erst das, wozu ihn die Geschichte, die Politik, der Entwicklungsvorgang in Leib und Seele und die sich ebenfalls wandelnde Umwelt gemacht hat! Diese vielgestaltigen Prozesse in Geschichte, Kultur, Geist, Seele erfassen die meisten Menschen allerdings am bequemsten als chronistische Zutat zu eben jenem Spaziergang des deutschen Menschen durch die Geschichte. Ist nun aber die mangelnde Fassungsgabe des Durchschnittsmenschen etwa ein Freibrief für die Dogmatisierung enger und kleinlicher Vorstellungen, für die Einnebelung des großen Bildes der Nation? Nie und nimmer! Sagen wir es ruhig heraus, daß man die herauspräparierten Fäden der politischen Geschichte nicht überschätzen darf. Ist denn Wesentliches über Deutschland damit ausgesagt, wenn man, wie man es lesen und hören kann, etwa behauptet, daß im Anschluß an die französische Revolution während der napoleonischen Kriege der europäische Nationalismus entstanden sei; daß Napoleon gleichzeitig der Urheber des Liberalismus sei, des gleichen, dann so groß und schädlich gewordenen Liberalismus, den wir jetzt wieder aus unseren nationalen Vorstellungen auszusondern trachten? Haben wir überhaupt einmal untersucht, was den übermäßigen Gebrauch des in mancher Hinsicht richtigen Schlagwortes „Liberalismus" rechtfertigt, ein übermäßiger Gebrauch, der als solcher liberalistischer Gesinnung verdächtig ist? Kurz und gut, dogmatische Teilvorstellungen sind angesichts der unendlichen Erscheinung „Nation" nichts anderes als Schneisen im Wald. Aber die Schneisen sind nicht der Wald.

Nun besitzt aber die einseitige Vorstellung von der Nation den großen Vorzug, zunächst einer relativistischen und zersetzenden Kritik des nationalen Daseins einen Damm entgegenzusetzen. Indessen ist auf die Dauer dieses Verfahren schädlich, ja es schlägt in das Gegenteil des beabsichtigten um und öffnet nunmehr dem Relativismus Tür und Tor. Denn es ist ja gar nicht zu vermeiden, daß sehr viele nicht berücksichtigte Tatsachen im Bilde der Nation ebenfalls ihr Recht anmelden, sich dem dogmatischen Bilde nicht unterordnen lassen. Dadurch aber, daß ein solches dogmatisches Bild dann höchst ergänzungsbedürftig und mangelhaft erscheint, werden dem flachen und skeptischen Relativismus erst recht die Mittel in die Hand gespielt, die Werte des nationalen Daseins zu bezweifeln, zu verspotten, zu zersetzen.

Gefahr und Verheißung des umfassenden und freien Zielbildes

Der zweite Weg, nämlich der Versuch, dem nationalen Gesamtprozeß gerecht zu werden, führt aber zunächst viel unmittelbarer in die Gefahr eines solchen zersetzenden Relativismus. Wenn man die Rasse, das Erbgut, die natürliche und die kulturelle Umwelt, die Geschichtstiefe, den ursprünglichen und den gewordenen Menschen, die Einwirkungen des Geistes und der anderen Völker, die Dynamik der Politik, das Geschwader der Zufälle und alles Übrige in das Bild einzusetzen trachtet, alle jene Wirkungskräfte von teils fester, teils wandelbarer Art, dann muß man fürchten, von der Unzahl möglicher Querschnitte verwirrt zu werden, ohne je das wirkliche, uns eben nicht zugängliche Bild zu erhalten. Wenn Einer solchen Kampf um das Gesamtbild seines Volkes führt und hierbei sein Geist und Gemüt nicht standhalten, dann wird sich nur allzuleicht der verderblichste Skeptizismus und Relativismus anmelden. Dann wird sehr leicht ein natürliches Gut auf Kosten irgendeines geschichtlichen oder psychologischen Einwandes abgeleugnet, dann schleichen sich giftige und zersetzende Einflüsse in unsere Betrachtungsweise ein, und wir werden geistreichelnde

Relativisten, die nichts ernst nehmen und schließlich die ganze Nation nur als ein im verschiedenartigsten Kolorit schillerndes Wesen oder Unwesen ansehen.

Aber diese schweren Gefahren, die vor allem in der praktischen Psychologie der politischen Führungsarbeit zu berücksichtigen sind, bilden keinen Gegenbeweis gegen die Notwendigkeit einer umfassenden freien und dogmenlosen Betrachtungsweise der Nation als eines ausgebreiteten Prozesses oder Vorganges. Wenn wir durch „Jasagen" siegen und das Ziel der Nation erreichen wollen, dann bedürfen wir aller inneren Freiheit und Unbefangenheit. Ein solcher Weg setzt eine Kraft des Gemüts und des Geistes voraus, die nicht vor der schier unerforschbaren Ausdehnung und Verflochtenheit des nationalen Bildes zurückbebt und sich nicht in das enge Dogma flüchtet. Der Einwand, daß nur wenige Menschen solche Kraft des Geistes und Gemütes aufbringen können, gleichwohl aber eine Vorstellung von der Nation brauchen, ist kein Beweis gegen die Notwendigkeit, daß wenigstens die Besten in einem Volk die Kraft zur Erschaffung eines solchen Gesamtbildes aufzubringen haben. Und eine solche, wenn auch unbewußte Kraft, kann sogar in der Seele des Volkes hervorgerufen werden. Der große Geist und Forscher mag ruhig die Überzeugung nähren, daß er auf seinem freien und großen Wege von seinem Volk getragen und unterstützt wird, ohne daß es deshalb nötig ist, jeden einzelnen Menschen im Volke geistig mit dem Gesamtbild zu belasten.

Die Forderung

Noch einmal heben wir es ausdrücklich hervor: es kommt nicht auf einen Universalismus intellektueller Art an, mit Hilfe dessen ein sachlich-wissenschaftliches Bild von der Nation zusammenzusetzen wäre. Sondern es kommt auf eine Kraft des Gemütes an, welche sich ehrfürchtig zum Gesamtbild als einem lebendigen und wesenhaften Zielbild zu bekennen vermag. Nur mit Hilfe dieser Kraft kann im Laufe des kommenden Zeitalters das nationale Bild wirklich im Geist und im Gemüt deutlich herausgestellt werden und mit einem nationalen Bewußtsein verschmelzen, welches allererst die wahre Einheit der Nation zum Ausdruck zu bringen vermag.

Somit ist die Forderung nach Freiheit, Größe und Ehrlichkeit des zu gewinnenden nationalen Bildes gerade das Gegenteil einer relativistischen Forderung. Sie zertrümmert das enge Dogma, das, wie wir sahen, erst recht den Relativismus und Skeptizismus heraufbeschwört. Sie allein begegnet von Anfang an der relativistischen Zersetzung, weil sie aus innerer Kraft und Bejahung handelt, die nichts anderes darstellt als das Bekenntnis zur „Ewigkeit".

Wir fassen zusammen: weder der Weg der dogmatischen Verengung auf Grund einzelner Hilfsvorstellungen ist der wahre und große Weg zur Erkennung der Nation; noch ist es der Weg eines wissenschaftlichen Universalismus, dem der innere Skeptizismus und ein nur ästhetisches Spiel unvermeidlich nachfolgen würde. Vielmehr wird sich das gesamte nationale Bild aus der Kraft des Gemütes herstellen, einer Kraft, die mit seelischer Sicherheit die Widersprüche im Gesamtbild erträgt, weil der gesamtnationale Vorgang als Einheit empfunden wird.

Wir Deutsche haben bisher dieses Zusammenspielen von innerer Kraft des Gemütes und freier und großer Anerkennung des gesamtnationalen Bildes noch nicht zu erwerben vermocht. Aber heute sind die Hindernisse der einen oder der anderen Art zerschlagen, die uns den Weg zu solcher wahren Freiheit und Größe versperrten.

PAUL FECHTER

Stefan George

I.

Still und ungesehen, wie er gelebt hat, ist Stefan George fern dem Reich gestorben: der Ring seines Daseins hat sich sinnvoll geschlossen. Das Ende stimmt zum Anfang: die hohe Anerkennung, die das neue Reich ihm brachte, vermochte nichts an seiner Haltung zum Leben zu ändern. Er blieb der Unsichtbare wie einst, da er begann: die Legende spann sich weiter um ihn und konnte doch das Unberührbare, das ihn umgab, nicht lockern. Er war stark genug, dem eigenen Wesen treu zu bleiben; der Verkünder und fordernde Prophet verharrte abseits, auch als die Zeit den Propheten auf ihren Schild erhob. Er wußte, daß seine Wirkungskraft ihm nur blieb, wenn er als Wesensucher den Weg weiterging, der ihm allein Leben bedeutet hatte: so verzichtete er auf alles, nur nicht auf seine Form und seinen Sinn, und das Schicksal bestätigte ihn. Er durfte als der sterben, der er gewesen war – auf der Höhe einer Bejahung durch die Zeit, die ihm nun nichts mehr nehmen kann.

Stefan George ist recht eigentlich derjenige, der das 19. Jahrhundert abschließt. Nicht umsonst ist er fast genau hundert Jahre nach Goethe gestorben, mit dem das 18. Jahrhundert endet. Über dem Wirrwarr, der sich in der Niedergangszeit des Geistigen im Anschluß an die große Dichtung um 1800 ergab, schuf er zusammenfassend und abschließend die erste Verschmelzung der beiden Grundkräfte, die das verwilderte Jahrhundert erfüllten – des Klassischen und des Romantischen. Er war widerstandskräftig genug, von den flackernden Energien der Einzeljahrzehnte unberührt zu bleiben und dafür den wirklichen Zwiespalt der Epoche, der seit den Tagen des „Athenäums" und der „Horen" die deutsche Welt durchzog, in seinem Leben und in seinem Werk so aufzuheben, daß er endlich Geschichte werden konnte. Alles, was nach ihm noch von den Einzelkräften dieses Zwiespalts aus geschaffen wurde, verwies sich damit von vornherein selbst ins Reich des Verspäteten, des Akademischen: es ergab sich das seltsame Schauspiel, daß ein Mann wesentlichster Faktor der Zukunft wurde, indem er bewußt eine Vergangenheit abschloß und jenseits von ihr den Boden für Neues zu schaffen unternahm.

Der Dualismus des 19. Jahrhunderts hat die verschiedensten Umschreibungen gefunden. Klassisch und romantisch war die früheste; ihr gab Goethe die ebenso für ihn bezeichnende wie gefährliche Deutung: das Klassische ist das Gesunde, das Romantische das Kranke. Bei Bachofen steigt das Gegensatzpaar des Chthonischen und des Siderischen auf. Der junge Nietzsche kommt mit dem Apollinischen und dem Dionysischen, das späte Jahrhundert entdeckt den Widerspruch östlich und westlich, neben den immer sichtbarer der gefährlichste aller Dualismen, der des Männlichen und des Weiblichen tritt. Durch alle Entwicklungen zieht sich dieser Zwiespalt: er ergreift das Leben wie die Kunst, die Wissenschaft wie die Dichtung. Sein größtes Opfer hieß Friedrich Nietzsche, sein Überwinder war George, dessen überpersönliche Wirkung von dieser Überwindung aus ihre Kraft bekam. Wo Hölderlin aufgehört hatte, fing er an; für den war der Gegensatz des Jahrhunderts noch nicht gültig, für George nicht mehr.

II.

Die Möglichkeit zur Aufhebung dieser Antithesis kam Stefan George aus der westlichen Temperiertheit seiner Grundanlagen. Er war beides in einem: romantischer Mensch und klassischer Bildner, Sucher des Lebens wie der Form. Er kannte den Rausch



Die Weihe am myſtiſchen Quell

Gemälde von Melchior Lechter (1902). Der Kniende iſt Stefan George



und seine Bändigung; Dionysos und Apollo waren gleich stark in ihm. Er war zugleich Musiker und Plastiker; vor sein Unmittelbares hatten die Götter ihm die Not des Suchens und des Wägens gesetzt, die jedes Übergewicht der dunkeln Welt verhinderte. Er war ein Dichter, aber nicht aus Überreichtum inneren Besitzes: er mußte tasten, bis er durch die Welt des schon Gebrauchten hindurchstieß in seine Unmittelbarkeit. Die verweigerte sich dem Schrei: sie verwirklichte sich ihm nur im schon Gebundenen, Gefügten. Nicht künstlerische Rücksichten und Erwägungen sprachen hier mit: dies war ein grundsätzlicher innerer Vorgang – nur darum konnte er Beispiel werden. George wußte um das Glück des musikalischen Rausches wie Wagner, wie Nietzsche, wie die Romantik: er wußte zugleich um das Lasterhafte in diesem Glück und wußte, daß sein Besitz an Leben nur zum Bleiben gebracht werden konnte, wenn er ihn nicht im Rausch verausgabte, sondern in Klarheit ergriff und gereinigt in eine reine Welt des Bleibenden hob. Er erkannte früh, daß sein Besitz sich nur diesem aus Leben und Bewußtheit zu gleichen Teilen zusammengefaßten Zugriff überhaupt darbot – und daß er nur, indem er konsequent seinen Weg ging, zwischen den beiden Welten, die das Jahrhundert gebannt hatten, die Gefährten seines Lebens den Weg in eine neue, zwiespaltlose Welt führen konnte.

In dieser Erkenntnis und in der eisernen Konsequenz, mit der er den von ihr aus sich ergebenden Weg des Schaffens und des Lebens gegangen ist, liegt das Vorbildliche Georges. In eine Epoche, die in völliger Auflockerung aller tragenden Kräfte das Unmittelbare und sein Erlebnis wie in einem Verzweiflungsakt in die Zeit, in den Moment, d. h. in das Vergängliche verlegt und darauf den wenigstens vorläufigen Ausklang aller Kunst, den Impressionismus, geschaffen hatte – in eine Epoche, die damit in gleicher Weise die natürliche Beziehung auf die Wirklichkeit des inneren Lebens und ihr Bedürfnis nach Verfestigung im Dauernden verloren, das Wort aus allen seelischen Ehrenstellen vertrieben hatte, stellte er das Vorbild eines Menschen, der mit zäher Energie beides, Leben wie Kunst, wieder bis dahin vertiefte, wo alle theoretischen und alle wirklichen Dualismen hinfällig wurden und das ewige Substrat alles Wirklichen, das Wesen, die Substanz, das Sein sich dem Suchenden bot – als Grundlage des Lebens wie seiner Verewigung im Schaffen. Eben weil George von Hause aus ohne den Überreichtum Wagners oder Kleists als Suchender in den Schacht seiner Seele steigen mußte, um sich von dort ein zu realisierendes Gefühl heraufzuholen, konnte und mußte er diesem Ergebnis seines Abstiegs gleich die tragende, haltende Fassung mitgeben, der dionysischen Materie die Kraft der apollinischen Verwirklichung jenseits und abseits allen mitschwingenden Rausches, der für ihn nur Hindernis in der Ergreifung des wirklich Wesentlichen, Verführung zum Sichbegnügen mit halber Wirklichkeit, halbem Besitz sein konnte, wie sie oft den Zarathustra-Dichter mitriß. Der konnte, stärkerem Besitz untertan, den Zwiespalt, den er selbst gezeigt hatte, nicht überbrücken, zusammenreißen, sondern noch als Dichter nur im Nacheinander hoffnungslos feststellen.

III.

Von Anlage war George stärker der Romantik als dem Willen zur Klassik verbunden. Man spürt es in den frühen Arbeiten bis zum „Jahr der Seele“; man hört es durch die Übersetzungen hindurchklingen, und man spürt es im Grunde noch im letzten Bande seines Werkes, im „Neuen Reich“, wo sich diese eingeborene Romantik gelegentlich seltsam mit heraufdrängenden Stabreimerinnerungen halb der Edda, halb Wilhelm Jordans vermählt. Hinter dem formenden Gestalter des Ganzen, der alle Einzelheiten jedes Bandes, alle Gedichte jeder Sammlung zu einer inneren Totalität zusammenfaßt, steht der dionysische Mensch des Klanges, dem aus der Größe des Wortes, aus seinem Hall und inneren Widerhall erst die gestaltende Leidenschaft wächst. „Glanz und Ruhm

so erwacht unsre Welt“ — das ist noch im „Teppich des Lebens“ Zarathustra-Musik; für Augenblicke scheint es, als wolle hier die Romantik den Freund der Fluren Goethes ganz an sich reißen. Aber es scheint nur so: George fühlt nur zu deutlich die Gefahr, die aus der Welt steigt, in der die Worte, und seien es die schönsten, sich vor das bleibende Wesen stellen. In seiner Seele sitzt ein tiefes Gefühl des Verbundenseins mit dem trotz Eichendorff romantischsten Deutschen — mit Jean Paul. Gerade um dieser Verbundenheit willen aber wußte er ganz genau um die ungeheure Gefahr, die dem Deutschen von eben dieser Seite droht. Er liebte ihn, aber er mied den Weg in seine Welt des selbstherrlich funkelnden Worts und des in ihm nur flüchtig und ohne wirkliche Verfestigung eines Lebensmoments verlodernden Lebensrausches. Der große Tragöde der Lyrik liebte den aufglühenden Prunk des schon von früherem Leben her bestrahlten Wortes; aber er wußte, daß dieser Prunk sehr bald verstaubte und verfiel. Er stieg auf in den Makartzeiten der Seele und wußte um das Glück des Faltenwurfs der Verse: er hatte aber früh schon erkannt, daß die deutsche Welt das andere braucht. Das Gesetz nannte es Kleist; für George waren es wie für Goethe, „sobald er mündig war“, die Griechen. „Hellas ewig unsre Liebe“ — das war nicht nur vom Ethischen her begriffener Gegensatz gegen das Allzuchristliche wie bei Nietzsche; es war Bekenntnis des neben dem Wesen und für das Wesen zugleich Halt und Form Suchenden. Der Mann aus dem Westen, der Frankreich einen großen Teil seines geistigen Bereichs verdankte, über dessen Jugend die Römerbauten seiner rheinischen Heimat standen, weiß wohl, daß der Rausch mit dem höchsten Gott eint, aber daß auch der Schmerz noch sein Maß braucht. „Alles seid Ihr selbst und drinnen“ — das ist die eine Seite des Vorgangs; auf der andern Seite aber steht das Gebilde und sein Gesetz, ohne das es keine Wirklichkeit und vor allem keine bleibende Wirklichkeit gibt. Er ging das Leben suchen, wie alle, welche die Verpflichtung zum Wirklichen verspürt haben; er erkannte, daß Leben für sich allein vergänglich und der Zeit unterstellt ist, wofern nicht, der es ergreift, in dem Wort, mit dem er es faßt, ein Bleibendes jenseits des flüchtigen Moments schafft und errichtet. Leben kennen und haben wir nur in der Form der Vergänglichkeit und Vergangenheit; nur eine Kunst, eine Dichtung, die sich aus Material jenseits des Unmittelbaren aufbaut, vermag dieser Vergangenheit Ewigkeit im Sinn des zeitlos Gültigen, Bleibenden zu geben. George wußte um die Relativität dieser Ewigkeit; er hat selbst über die bleibende Gültigkeit seines großen Vorbilds Goethe in den Zeitgedichen des Siebenten Ringes ein paar sehr skeptische Wort gefunden. Er wußte aber zugleich, daß der wirkliche Bereich der Kunst erst da beginnt, wo die Worte neben der ausdrückenden Kraft des Unmittelbaren etwas von der verewigenden Kraft des der Zeit Entrückten mitbekommen. Er sah den Zwiespalt seines Jahrhunderts, empfand ihn als Spiegel der eigenen Grundanlage — und sah nach kurzem Tasten den Weg zu seiner endlichen Aufhebung.

Die Geschichte der wechselnden dichterischen Beziehung zum Wort im deutschen 19. Jahrhundert muß noch geschrieben werden. Sie wird das aufschlußreichste Kapitel unsrer Seelengeschichte in diesem Zeitraum werden. Der Weg von Hölderlin zu George ist der Weg aus der letzten, ungewußten Sicherheit, der zugleich unmittelbaren und dichterischen Beziehung zum Wort, zur harten bewußten Zurückgewinnung des Verlorenen. Bei Hölderlin ist die Einheit so stark, daß die in Wahrheit unerhörten Gebilde seiner späten Zeit entstehen können, in denen einmal das mit der Seele gesuchte Griechentum des Bleibenden ebenso selbstverständlich und frei aus dem Quell des unmittelbaren Inneren stieg wie das vergängliche Gefühl der suchenden Seele; bei George erringt ein Mann, indem er sich abseits vom Tag der Andern seine eigene unzerriebene Welt schafft, mit der Kraft, die ihm von ihr aus zuströmt, und mit der Sicherung ihrer ungestörten Dichtheit die Möglichkeit, das auf den Irrwegen des Jahrhunderts weiter und weiter Auseinandergegangene mit ebensoviel menschlicher wie dichterischer Energie wieder in eins zusammenzuzwingen und damit dem Zwischenspiel von Thesis und

Antithesis in einer wirklichen und damit auch für andere gültigen Synthese ein Ende zu bereiten. Indem er mit der intensiven, bewußten Energie, die seiner Stirn die Form gegeben hatte, dem Gut, das ihm die Gnade schenkte, das Letzte abrang, fand er jene Lösung, die die verirrte Zeit bis dahin vergeblich gesucht hatte:

Sie ist nach willen nicht: ist nicht für jede
Gewohnte stunde, ist kein schatz der gilde.
Sie wird den vielen nie und nie durch rede
Sie wird den seltnen selten im gebilde.

Hätte er versucht, sie fordernd zu erzwingen, durch Theorie und Lehre, wie sie die andern Strebungen der Dichtung seiner Zeit pflegten, so hätte er nie den Boden für die Zukunft bereiten, die Verbindung zum Vergangenen so abschneiden können, wie er sie abgeschnitten hat. Mit ihm endet die nachklassische und nachromantische Epoche: viel mehr als Nietzsche schafft er das neue Sprachgewissen, die neue Waage, auf der die Worte gewogen werden, bevor sie Anspruch erheben dürfen, in ein Stück Lebensverewigung in einem Stück Dichtung einzugehen. Mit George reißt die Nachwirkung von Klassik und Romantik her in gleicher Weise ab: Versformen und Reime, welche die Zeit von Heine bis Storm, von Brentano bis Arno Holz, von Goethe bis Hauptmann erfüllten, verlieren an ihm ihre Tragkraft, gleiten in die Nebenbereiche der jungen Amateure ab. Von Hölderlin her wächst über Versuche Platens, Hebbels, C. F. Meyers, Nietzsches ein neues Reich der Dauer für das Wort. Die helfenden Kräfte der Form treten zurück: wie Hölderlin einst die Versmaße der Antike, die um seine Anfänge waren, mehr und mehr aufhob, und aus der Sprache selbst jeweils eine neue, nun erst wirklich lebensfähige, weil aus dem unmittelbaren Leben entspringende und doch über ihm bleibende Form wachsen ließ, so auch George. Der Nachklang der Jahrhundertformen verweht: aus der Sprache selbst und ihrer Verdichtung wächst, anfangs nach französischen Vorbildern, dann immer freier und zugleich immer germanischer in nur eigener Bindung, die persönliche Georgesche Form, die zum Ausgangspunkt einer neuen lyrischen Entwicklung wird, und zugleich eines neuen Sprach- und Lebensgefühls. Von George kam das meiste neuer Lyrik her; bald mehr von seiner romantisch-klanglichen Grundanlage, an der sich noch Gottfried Benn berauscht hat, bald mehr von dem gestrafften Willen zur sprachlichen Gebundenheit, wie er etwa Georg Heym erfüllte. Die Vorkriegslyriker um Blaß und Werfel nahmen von ihm ihren Ausgang, und erst mit Rilkes rhythmisierter Weichheit lockerte sich die Strenge, die einmal notwendig war, um die neue Sprache und mit ihr neues Leben zu begründen.

IV.

Denn das bleibt bestehen: daß die Wirkung Georges sich nicht in seinem Werk erschöpfte. In ihm stellte er sein Denkmal in die Welt: an ihm wird vielleicht die Zeit am rascheſten wieder vorübergehen, eben weil es bei allem Endgültigen nicht ein Sich-allein-Genügendes, sondern ein Grundlegendes, einen neuen Boden schaffendes Werk im Sinne Klopstocks war. Das eigentlich Entscheidende war das Lebensvorbild, das er aufstellte, indem er von sich und von denen, die mit ihm sein konnten, das Höchste verlangte. Die Begabung, die er ursprünglich mitbekommen hatte, war nicht groß: er rang ihr ab, was nur der treueste Knecht ihr abringen konnte. Seine persönliche Sehnsucht ging nach Zielen, die er am reinsten vielleicht in seinen Swinburne-Übertragungen verwirklicht hat, wie denn überhaupt neben allem Französischen in ihm ein merkwürdig starker englischer Zug war. Er hielt sich aber gegen sich selber an die überpersönliche Notwendigkeit der Zeit, nicht an das persönlich Wesentliche, sondern an das überpersönlich Allgemeine, das er früh schon als das in allem Entscheidende erkannt hatte. Indem

er das gleiche von dem Kreis der Freunde forderte, besser noch als selbstverständliche Lebensgrundlage auch bei ihnen voraussetzte, schuf er in einer relativistisch im Unwesentlichen zerflatternden Zeit die erste Enklave von Menschen, die wieder begriffen, daß, um Hans von Marées' schönes Wort abzuwandeln, das fertige Leben der andern mit Tüchtigkeit, Leistung, Bildung und allem Zubehör noch nicht einmal angefangen war. Hier liegt seine für die Zeit entscheidende Tat, und das Geheimnis seiner Weiterwirkung. Von seinen Versen gilt zum großen Teil das Wort, das er einmal von Goethe sprach:

> ... daß an ihm dem strahlenden schon viel
> Verblichen ist, was ihr noch ewig nennt.

Sein menschliches Vorbild aber wird noch lange nachwirken müssen, bis wieder einmal eine größere Welt des wirklich Wirklichen entstehen wird.

ERNST SAMHABER

Die politische Bedeutung des Gran Chaco

Die Schärfe, die der Streit Boliviens und Paraguays über das Gebiet zwischen den Flüssen Pilcomayo und Paraguay, den sogenannten Gran Chaco, angenommen hat, ist vielfach in Europa unverständlich geblieben. Nicht nur, daß dieses große Gebiet wirtschaftlich ziemlich wertlos und fast menschenleer ist: die beiden streitenden Republiken verfügen selbst bei geringer Bevölkerungsdichte über sehr weite, noch unerschlossene Ländereien, so daß von einem Bevölkerungsdruck noch auf lange Frist nicht die Rede sein kann. Um nun doch einen für europäische Vorstellungen plausiblen Grund für den Chacokonflikt zu finden, spricht man von geheimnisvollen Petroleumfunden, welche die Nordamerikaner gemacht haben sollen und die letztlich der eigentliche Grund für das bolivianische Vorgehen sein sollen. Nichts hat in den letzten Jahrzehnten die menschliche Phantasie mehr gereizt als diese neue Industrie mit den gewaltigen Milliardenvermögen eines Rockefellers, mit der Möglichkeit, durch eine glückliche Sonde unermeßliche Reichtümer ohne viel Arbeit zu erschließen, mit den technischen Möglichkeiten, die der Automobilindustrie und dem Luftverkehr erst die Grundlage verschafft haben. Nach allen sicheren Nachrichten sind die Petroleumfunde im Gran Chaco bisher gering und zum mindesten bei der gegenwärtigen Marktlage für Erdöl, bei den gedrückten Preisen und den großen Reserven in verkehrsgünstiger Lage unrentabel. Die Standard Oil soll schon seit Jahren die Schürfungen und die praktische Ausbeute eingestellt haben. Aber welche Bedeutung kommt denn dann noch diesem Gebiete zu?

Der Kern des Chacokonfliktes liegt in der Politik und nicht in der Wirtschaft. Es ist nun deswegen so schwierig, seine Problemstellung zu überblicken, weil die beteiligten Mächte nicht den politischen, sondern stets den juristischen Standpunkt einnehmen und sich nicht auf ihre Lebensinteressen, sondern auf ihr gutes Recht berufen. Einer derartigen Argumentation steht der Ausländer nicht nur hilflos gegenüber, weil er die ganze Tragweite der von beiden Seiten beigebrachten Dokumente und Argumente in

den seltensten Fällen überblicken kann, wenn er keine besondere Vorbildung und Sachkenntnis besitzt, für ihn ist der rechtliche Standpunkt auch gleichgültig. Er will nicht wissen, wer „Recht" hat, sondern warum sich zwei der Rasse, der Sprache, der Religion und selbst der Geschichte nach so nahverwandte Nationen nicht friedlich über diese Frage einigen können, die ihm als gleichgültige Nebensache erscheint. Demgegenüber vertreten die Beteiligten die Auffassung, daß zunächst die Rechtslage einwandfrei feststehen müsse, bevor man in politische Verhandlungen treten könne.

Als die südamerikanische Bevölkerung in gemeinsamer heroischer Anstrengung die spanische Herrschaft vor mehr als hundert Jahren abgeschüttelt hatte, gründete sie verschiedene Republiken, die sich an die alte Einteilung des Kolonialreiches in Vizekönigtümer und Provinzen anlehnte, da diese in sehr wohlüberlegter Weise auf die natürlichen Voraussetzungen Rücksicht genommen hatte. Um alle Streitigkeiten auszuschließen, wurde der Zustand des Jahres 1810, also vor der ersten Unabhängigkeitserklärung zur Grundlage für die neuen Staaten gemacht nach der Formel des „uti possidetis". Nun hatten aber die Spanier dieses ungeheure Kolonialreich nur unvollkommen beherrscht, und es gab weite Gebiete, in die ihre tatsächliche Gewalt nicht hineinreichte, und für die die Grenzziehungen nur allgemein gehalten und auch wechselnd waren. Zu diesen Gebieten gehört auch der Chaco.

Die großen Hoffnungen, einmal vom La Plata aus direkt eine Verkehrsstraße nach den reichen Silberbergwerken Perus zu erhalten, waren durch die Expeditionen Ayolas und Iralas als irrig erwiesen worden. Als dann im 18. Jahrhundert die Jesuiten aus ihren Missionen von den Brasilianern vertrieben wurden und nach dem Westen zogen, blieben sie immer noch am Ostufer des Paraguay. So wurde die Grenze nach dem Vizekönigreich Peru nur unzulänglich geklärt. Bolivien als die Rechtsnachfolgerin des Alto Peru, „Hochperus", behauptet, daß der Paraguay-Fluß nicht nur die „natürliche", sondern auch die rechtliche Grenze sei, während Paraguay die Grenze den Pilcomayo aufwärts bis zum Ende seiner Schiffbarkeit schieben möchte. Praktisch liegt heute die Grenze des Machtbereichs beider Staaten etwa in der Mitte, da die Linie der Grenzposten, heute die Front, vom Paraguay aus weit nach Westen vorgetrieben ist. Worin liegt nun die politische Bedeutung des Chaco?

Paraguays eigentümliche Stellung ergibt sich aus seiner Lage im Innern des südamerikanischen Kontinents. Während alle südamerikanischen Staaten seit der Erschließung durch die Konquistadoren vom Meer und vom Außenhandel gelebt haben, verdankt Paraguay seine Entwicklung der Siedlung und der Seßhaftmachung der Indianer. Daraus folgt eine Schwäche und eine Stärke, wirtschaftliche Rückständigkeit und politische Unabhängigkeit und Autarkie. Unangreifbar lag dieses dünnbesiedelte Land im Inneren (es hatte 1810 wohl nur 100000 Einwohner), und die Versuche der Argentinier, es durch Waffengewalt zu unterwerfen, scheiterten an der Niederlage Belgranos. 1845 konnte es sogar gegen den allmächtigen Diktator in Buenos Aires, Rosas, Krieg führen, als dieser die Seeverbindung abschnitt, und 1865 versuchen, das Schicksal Uruguays gegen den Willen Brasiliens in entscheidender Weise zu beeinflussen. Die Truppen Paraguays wurden aber geschlagen, sobald sie in die offenen Küstengebiete kamen, und dem gemeinsamen Vorgehen Brasiliens, Uruguays und Argentiniens war es auf die Dauer nicht gewachsen. Nach der fast restlosen Aufopferung aller waffenfähigen Männer mußte es 1872 den Frieden schließen, der seine politische Rolle am Atlantik beendet hat. Es hat aber von den nach dem Ozean orientierten und unter sich uneinigen Mächten nichts zu fürchten. Das wird anders, sobald aus dem Inneren ein anderer Binnenstaat erwächst.

Das ist Bolivien seiner Lage und seinem Wesen nach nicht gewesen. Bis zum Salpeterkrieg besaß es eine ausreichende Küste am Pazifik, wohin seine wichtigsten Reichtümer, die Bodenschätze der Hochkordillere, verschickt werden, und von wo es mit

europäischen Industrieartikeln und unentbehrlichen Lebensmitteln versorgt wird. Durch den Sieg Chiles ist es vom Meer abgeriegelt worden, und die Eisenbahnen nach Antofagasta und besonders nach Arica bieten selbst nach dem endgültigen Friedensvertrag vom 20. Oktober 1904, der besondere Sicherheiten für den Verkehr schuf, keinen Ersatz. Bolivien muß sich völlig umstellen.

Nur etwa zwei Drittel seines Gebietes liegen im Hochlande, einer etwa 2500 bis 3500 Meter hohen Hochfläche, auf der sich Berge bis zur Höhe von über 6800 Meter erheben (Illimani). In diesem Teile wohnen aber etwa drei Fünftel seiner Bevölkerung, dort liegt die Hauptstadt, dort liegen die militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren. Drei Fünftel der rund 1500000 Quadratkilometer, also rund dreimal so großen Republik wie Deutschland, liegen östlich der Kordilleren in einer durchschnittlichen Höhe von 600 Meter über dem Meer, wo zwei Fünftel seiner drei Millionen-Bevölkerung lebten.

Daß diese Gebiete überhaupt zu Bolivien gekommen sind, beruht auf zwei Ursachen: einmal auf dem Irrtum des Vertrages von Tordesillas, der auf Grund der Entscheidung des Papstes Alexander VI. die Grenzen zwischen dem spanischen und portugiesischen Kolonialreich nicht mitten im Meer, sondern quer durch Südamerika zog, und sodann auf der geographischen Eigentümlichkeit, daß der Zugang über das hohe Gebirge immer noch einfacher ist als quer über fast den ganzen Kontinent vom Atlantik aus. Je mehr sich die Verkehrsmöglichkeiten vom Osten aus verbessern, desto leichter müssen diese Tieflandgebiete sich von dem so anders gestalteten Hochlande loslösen. Im Norden hat Brasilien seine Grenze, gestützt auf die Verkehrsmöglichkeiten des Amazonenstromes, bis nahe an das Hochgebirge vorgetrieben, und auch Bolivien konnte sich diesem brasilianischen Vorgehen nicht ganz entziehen. Der Streit über das damals wegen seiner Kautschukausbeute wertvolle Acregebiet wurde 1903 durch Verzicht Boliviens gegen eine finanzielle Entschädigung durch Brasilien beendet. Es bleibt die Gefahr, daß die gesamten Tieflandgebiete verloren gehen, wenn sie nicht einen natürlichen Abfluß bekommen, der eine wirtschaftliche Erschließung späterhin ermöglicht. Das muß einmal zum Beni, Madeira, Amazonas sein, wofür Brasilien auf Grund des Acrevertrages die Eisenbahn bauen mußte, zum anderen zum Pilcomayo, Paraguay, Parana.

Es handelt sich insgesamt um rund 900000 Quadratkilometer, also ein Gebiet von mehr als anderthalbfacher Größe des Deutschen Reiches. Selbst wenn diese Landstrecken heute noch fast menschenleer sind, so bergen sie in sich ungeheure Hoffnungen. Diese brauchen sich nicht in erster Linie auf Schätze unter dem Boden zu beziehen. Sie können und werden einmal die breite landwirtschaftliche Grundlage für die Bevölkerung im Hochgebirge abgeben, wo eine intensive Bodenbebauung wegen des Mangels an Regen, des steinigen Bodens und der Höhenlage nur in beschränktem Umfange möglich ist. Heute bereits dienen die weiten Weideflächen am Beni der Viehhaltung für das Hochland, allerdings nicht für die eigene Zucht, sondern für die Erholung der Viehherden, die weit aus dem Süden aus Argentinien vorbeigetrieben werden. Auch das Amazonengebiet mit seiner übermäßigen Feuchtigkeit und Hitze wird sich einmal stark auf die Landstrecken am Gebirgshang stützen müssen, wo auch subtropische Erzeugnisse gedeihen können, ganz abgesehen von der strategischen Lage in der Flanke des niedrigen Sattels, der die beiden gewaltigen Flußsysteme Südamerikas, das Amazonasbecken und das La-Plata-System, voneinander nur in nichtiger Höhe trennt. Voraussetzung für diese Entwicklung ist die technische Verbesserung nicht nur des Verkehrs, sondern auch der Landwirtschaft, der Kältetechnik und der Haltbarmachung der Produkte und schließlich eine stärkere Besiedlung durch Europäer. Unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise, der Geldknappheit und der Rohstoffüberfülle scheinen alle derartigen Gedanken

an Wert verloren zu haben. Vergessen wir aber nicht, daß die Menschheit ununterbrochen zunimmt, daß die bisherigen Aufnahmegebiete, vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich vielleicht für dauernd verschlossen haben, daß selbst in den atlantischen Staaten Brasiliens der freie Grund und Boden so gut wie verschwunden ist, und daß die Technik sehr schnell vorwärtsschreitet. Die Pläne des Generals Kundt, die vor einiger Zeit durch die Presse gingen und die von einem phantastischen Siedlungsprojekt im östlichen Peru handelten, zeigen, wie rege immer noch das Interesse an derartigem Siedlungsgebiet ist.

So sieht die Lage für Bolivien aus. Setzt es der unaufhaltsamen wirtschaftlichen Erschließung des Chaco durch Paraguay nicht ein energisches Halt entgegen, so besteht die Gefahr, daß die politische Macht nach Asuncion verlegt wird und damit die übrigen Gebiete abgeschnürt werden. Bolivien hat an sich schon mit Unruhe die politische Entwicklung des letzten Jahrhunderts beobachtet, durch die es etwa die Hälfte des Gebietes verloren hat, auf das es bei seiner Gründung den Anspruch erhoben hat, insgesamt 1,5 Millionen Quadratkilometer, darunter seine gesamte Meeresküste. Seine Kerntruppen sind an eine Höhe von 3000 Meter gewöhnt und daher in den tiefen Randgebieten ziemlich kampfunfähig, was zu deren Verlust geführt hat. Und diese Siege haben den Appetit der Nachbarn nur gesteigert. Der chilenische Einfluß ist in den Minengebieten im Süden sehr stark, die Hauptstadt selbst liegt in der peruanischen Einflußsphäre, und im Tiefland drängten Paraguay, Brasilien und wiederum Peru bedenklich in die leeren Ländereien hinein. Es erscheint fast die Möglichkeit, daß diese Mächte sich eines Tages einigen könnten, um Bolivien unter sich aufzuteilen, und in kritischen Augenblicken ist dieser Gedanke sogar schon in die Debatte geworfen worden. Mit doppelter Vorsicht muß daher Bolivien die allgemeine politische Entwicklung Südamerikas verfolgen.

Bis 1928 beruhte seine Außenpolitik auf dem engen Zusammengehen mit Peru, das sich in erster Linie gegen den gemeinsamen Feind aus dem Jahre 1879, gegen Chile, richtete. Mit der freundlichen Regelung des Tacna-Arica-Konfliktes schwand die Hoffnung, jemals wieder einen freien Ausweg zum Meer zu erhalten, wie er noch dem nordamerikanischen Bevollmächtigten in Arica, dem General Pershing, durch einen bolivianischen Korridor zwischen den streitenden Pazifikstaaten vorgeschwebt hatte. Bis dahin hatte sich in Südamerika ein eigentümliches Kräfteverhältnis herausgebildet, das zwischen zwei Staatensystemen das Gleichgewicht hielt. Getragen wurde dieses durch den Gegensatz zwischen Argentinien und Brasilien am Atlantischen und Chile und Peru am Pazifischen Ozean. Man darf das nicht mit europäischen Augen sehen, von Allianzen und Ententen sprechen, niemals wurde nach außen der innere Gegensatz so sichtbar wie vor 1914 in Europa, immer blieb die gemeinsame Rasse, Sprache, Religion und Geschichte als panamerikanischer Gedanke lebendig, obwohl auf den verschiedenen Kongressen, vor allem 1923 in Santiago de Chile, die Zusammenstöße manchmal bedrohlichen Charakter mit nachfolgenden großen Bestellungen in Kriegsbedarf annahmen. Brasilien mit seiner ungeheuren Fläche und seinen 40 Millionen Einwohnern erhebt den Anspruch auf Vorherrschaft am Atlantik mit ebensoviel Recht wie Argentinien trotz seiner 11 Millionen Einwohner mit seinem blühenden Außenhandel und Wirtschaft, die vielleicht einen Wert darstellt, der dem vom ganzen übrigen Südamerika gleichkommt. Die Frage nach der Hegemonie ist also entscheidender als die bestimmter wirtschaftlicher oder territorialer Vorteile, und sie drückt sich äußerlich in dem Rüstungsstand aus, den jede Macht als ihrer Bedeutung entsprechend glaubt fordern zu müssen. Beide Gegensätze, der argentinisch-brasilianische wie der chilenisch-peruanische, haben an sich nichts miteinander zu tun, aber nach dem Spruch: my neighbours neigbour ist my friend, liefen sehr enge Fäden von Chile nach Brasilien und von Buenos Aires nach La Paz und Lima.

Damit waren die Fronten gegeben, und von selbst mußte sich Paraguay dem brasilianisch-chilenischen System anschließen, ebenso wie Kolumbien, während Uruguay aus alter Tradition sich Argentinien näherte, alles nur aus Freundschaft. Feste wurden gefeiert, Militärmissionen getauscht, Reden gehalten, wobei auch die Gegenseite stets mit einigen liebenswürdigen Worten erwähnt wurde, aber dahinter standen die harten politischen Realitäten, die bei einer Streitfrage sich entladen konnten. Zündstoff genug gab es bei den ungeklärten Grenzverhältnissen, am gefährlichsten war die Lage in Arica. Desto schwerwiegender war der Schlag, den Bolivien durch die friedliche Regelung ohne Berücksichtigung seiner Interessen, wie der Bolivianer es empfand, auf seine Kosten, erhielt.

Das Gleichgewicht der Mächte schien vorbei, die Versöhnung konnte leicht zu einer Verstümmelung Boliviens führen, dem zu widerstehen es auf die Dauer keine Kräfte hatte. Bevor es dazu kam, wollten die damaligen Machthaber in La Paz, Präsident Siles zum mindesten in der Chacofrage, wo er sich auf juristische Rechte zu stützen glaubte, eine Klärung herbeiführen. Er griff im Chaco die vorgetriebenen Stellungen der Paraguayer an. Gleichzeitig versuchte er, einen radikalen Frontwechsel vorzunehmen, das argentinisch-peruanische System preiszugeben, um dafür von Chile volle Unterstützung zu erhalten. Mit dieser Hilfe konnte Bolivien den Konflikt „lokalisieren", d. h. jede Einmischung von außen abriegeln, und so hoffte es mit dem zahlenmäßig schwächeren Paraguay rasch fertig zu werden. Es handelte sich also um einen wohlerwogenen politischen Frontwechsel – und nicht um wilde Kriegslust des deutschen Generals Kundt, wie damals die französische und in ihrer Gefolgschaft ein großer Teil der Weltpresse verkündete. Dieser politische Schachzug scheiterte an der Weigerung Chiles.

Der damalige Präsident in Santiago, Ibanez, hat die Lage nicht so klar übersehen, wohl weil die Bolivianer ihm nicht recht trauten und voreilig handelten, ohne ihn zu fragen, auch rückten sie nicht mit der Sprache heraus, was sie zu bieten bereit waren, dazu kamen die gefühlsmäßigen Bindungen, die gerade in der chilenischen Armee aus den Erinnerungen an die Militärmissionen bestehen, und schließlich setzte sofort die energische Gegenwirkung aus dem Auslande her ein. Kurz vorher war der neuerwählte Präsident der USA. Hoover auf der Reise durch ganz Südamerika in Santiago gewesen und hatte sehr bedeutende Kredite zum Aufbau der chilenischen Wirtschaft in Aussicht gestellt. Damit war die Durchführung des 6-Jahrplanes sichergestellt, wenn nur Chile eine friedliche Politik treiben wollte. Sollte es das alles in Frage stellen und sich gerade jetzt in eine abenteuerliche Politik einlassen, deren Ende nicht abzusehen war, nachdem es die unselige Tacna-Arica-Frage so glücklich gelöst hatte und mit seinem nördlichen Nachbarn zu einer dauernden Freundschaft zu gelangen hoffte? So wich es dem Druck aus, der von Washington und Genf aus auf Chile ausgeübt wurde, und schloß sich dem Vorgehen der übrigen Mächte an, die eine „friedliche Beilegung" des Chacokonfliktes anstrebten. Die Enttäuschung in La Paz war grenzenlos, Bolivien lehnte demonstrativ die Mitwirkung eines Chilenen beim Schiedsgericht ab.

Damit war aber die Chacofrage nicht gelöst, beide Parteien zogen sich auf den Rechtsstandpunkt zurück und betrachteten das Vorhandensein der feindlichen Truppen im Kampfgebiet als frevlerische Völkerrechtsverletzung. Die wechselnden Kämpfe sind ja hinlänglich bekannt, die bolivianischen Truppen erlitten in dem ungewohnten Klima und bei der äußerst schwierigen Versorgung mit Munition, Proviant und vor allem Wasser in der regenarmen Zeit einen bösen Rückschlag. General Kundt übernahm wieder das Kommando, nachdem die Weltwirtschaftskrise den Präsidenten Siles und damit auch Kundt weggefegt hatte. Inzwischen verschärfte der Konflikt sich wiederum, bis Paraguay endgültig letztes Jahr an Bolivien den Krieg erklärte. Daß es dazu kommen konnte, ist ein deutliches Anzeichen dafür, wie der nordamerikanische Einfluß in

Südamerika seit 1928 zurückgegangen ist. Die Frage des Kreditentzuges wirkt nicht mehr, nachdem fast alle südamerikanischen Staaten ihre Zahlungen unter den Schlägen des Preisverfalls und Handelsschwundes haben einstellen müssen.

Es kann also keine Rede davon sein, daß die Vereinigten Staaten Bolivien in diesen Krieg hineingehetzt hätten, um nun in den eroberten Gebieten des Chaco große Geschäfte in Petroleum zu machen, im Gegenteil, sie haben alles getan, was irgend in ihrer Macht lag, um Bolivien von jedem bewaffneten Vorgehen zurückzuhalten, ganz wie der Völkerbund in Genf. Bolivien dürfte große Petroleumschätze haben, aber diese liegen vorwiegend am Ostabhange der Kordilleren und nicht im Chaco. Zu deren Ausbeutung gehört nicht so sehr nordamerikanisches Kapital wie ein restloser wirtschaftlicher Ausgleich mit Chile auf allen Gebieten. Damit würde dem Öl ein natürliches Absatzgebiet in der reichen Salpeterwüste eröffnet und ein fruchtbringender Austausch mit den Erzeugnissen der chilenischen Landwirtschaft der gemäßigten Zone und der gut entwickelten Industrie angebahnt. Gestützt auf die chilenische Freundschaft könnte Bolivien allen Angriffen mit größter Ruhe entgegensehen, da die wirklich gefährliche Kombination Brasilien-Argentinien ohne den dritten ABC-Staat nie zustande käme.

In der Tat hat Bolivien nach dem Sturz von Ibanez 1931 große Anstrengungen gemacht, zu einer Neuordnung des Verhältnisses mit Chile zu kommen. Chile soll sich an der Erschließung der Petroleumfelder und besonders am Bau der Röhrenleitung nach dem Pazifik beteiligen, außerdem soll der Warenaustausch weitgehend gefördert werden. Es war aber bisher schwer, die Stimmung vor allem der Armee, die stark nach Paraguay neigt, umzustimmen, vor allem da Chile sich scheut, in einen offenen Konflikt mit Argentinien verwickelt zu werden, wenn es Bolivien gegenüber zu hohe Forderungen als Gegenpreis für seine Freundschaft stellt. In den entscheidenden Monaten 1932 brachte ein Umschwung wieder das Militär in Santiago an die Macht, und Ibanez wurde, wenn auch nur vorübergehend, chilenischer Botschafter in Buenos Aires. Theoretisch hat Chile die Möglichkeit, in aller Schärfe gegen Bolivien vorzugehen und die Republik in ihre geographischen Bestandteile zu zerreißen und so unter die Nachbarn aufzuteilen, wobei es selbst den fettesten Anteil bekäme. Andernfalls müßte es die bolivianischen Ansprüche auf den Chaco sich zu eigen machen, denn eine Mittellösung führt nur zur Fortsetzung der unseligen Politik der gegenseitigen Abriegelung und internationaler Proteste. Aber es ist verständlich, daß unter dem Eindruck der allgemeinen Wirtschaftsnot und der ungeklärten politischen Verhältnisse im Inneren sich Chile nicht zu einer klaren Politik entschließen kann. Damit schleppt sich aber auch der Chacokonflikt weiter. Eine juristisch einwandfreie Lösung ist unmöglich, und die politischen Machtverhältnisse werden durch die zögernde Haltung der interessierten Nachbarstaaten weiter in der Schwebe gehalten. Der mutige Schritt Paraguays, durch Kriegserklärung ein offenes Eingreifen zu erzielen, ist im Winde verweht, niemand will in Südamerika einen allgemeinen Krieg entfesseln wegen eines Gebietes, das trotz seiner großen Bedeutung für die beiden streitenden Republiken für die übrigen Mächte ziemlich gleichgültig ist.

Ein deutscher Landsknecht in Südamerika

Seit je ist es deutsches Schicksal gewesen, daß Deutsche bei den großen Unternehmungen draußen in der Welt mitgearbeitet, gewagt und geblutet haben, ohne schließlich ihrer Heimat einen Anteil an den überseeischen Gebieten sichern zu können. Sie taten leider die Sache „um ihrer selbst willen“. Schon im Zeitalter Karls V. beteiligten sich auch Deutsche an der Erschließung des südamerikanischen Kontinents. Bekannt sind die Unternehmungen der Fugger und Welser. Fast vergessen sind hingegen die Deutschen, welche zur Erschließung Südamerikas schon ganz in den Anfängen als Landsknechte, Hauptleute, Kapitäne beitrugen. Ein ergreifendes Dokument aus jener Zeit ist die „Wahrhaftige Historie einer wunderbaren Schiffahrt, welche Ulrich Schmidel von Straubing von 1534 bis 1554 in America oder Neuewelt bei Brasilia oder Rio della Plata getan. Was er in diesen neunzehn Jahren ausgestanden und was für seltsame wunderbare Länder und Leut er gesehen. Durch ermeldten Schmidel selbst beschrieben“, welche 1914 durch E. Hegaur (München, Georg Müller, Albert Langen) neu herausgegeben wurde.

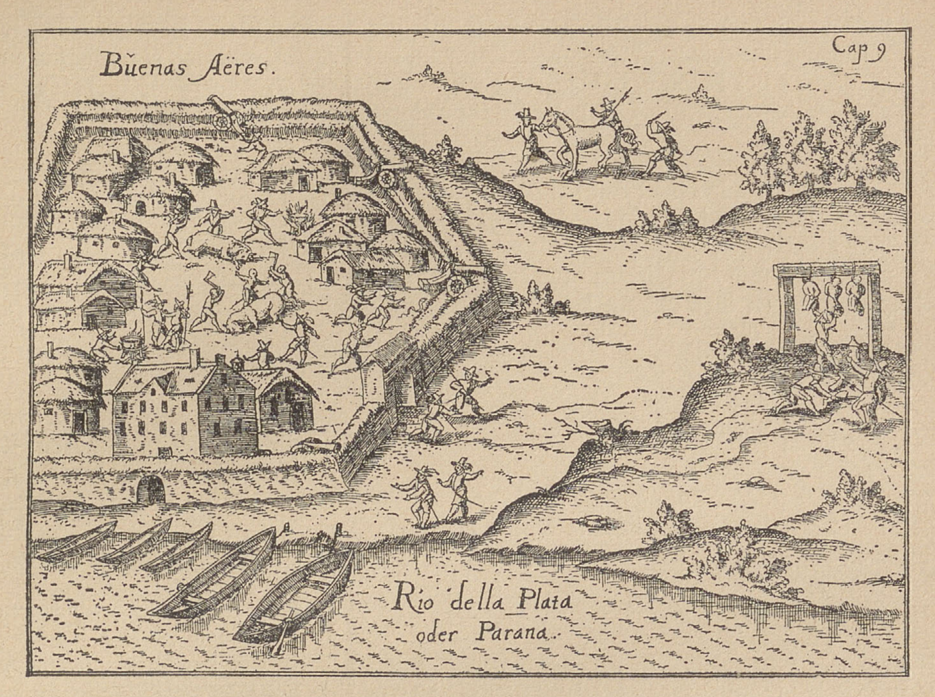
1515 hatte Juan Diaz de Solis den Rio de la Plata entdeckt und Sebastian Gaboto den Paraná befahren. Das innere Argentinien wurde aber im wesentlichen von Peru aus erschlossen. Ulrich Schmidel, ein gebildeter Mann aus Straubing, beteiligte sich als Landsknecht an einem Zug des Pedro de Mendoza nach dem Rio de la Plata, erlebte die erste Gründung und Zerstörung von Buenos Aires, fuhr den Paraná und Paraguay hinauf und war dort Zeuge einer Fühlungnahme der Expedition mit den peruanischen Spaniern. Im Urwald erreichte ihn ein Brief aus Deutschland. Er schlug sich zu einem brasilianischen Hafen durch, von wo er glücklich wieder die Heimat erreichte. Wir geben im folgenden einzelne Abschnitte aus seiner Reisebeschreibung wieder, die heute noch für die geographische Forschung wichtig ist, da sie sehr sorgfältig jede Begegnung mit den Indianerstämmen und die Reisewege festgehalten hat.

* * *

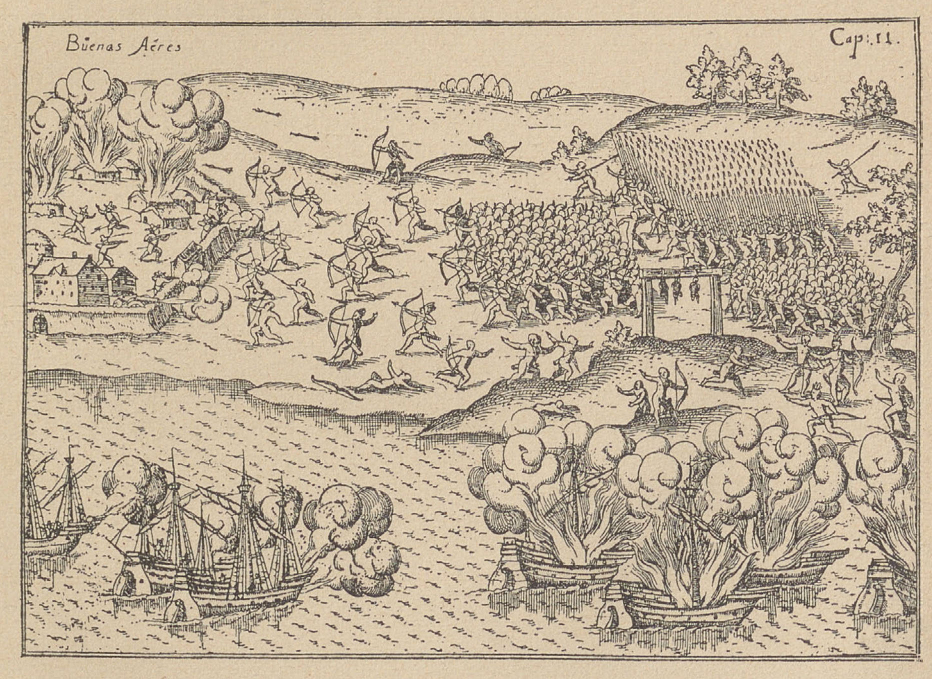
„Als ich erstlich Anno 1534 von Antorff*) aus auf Hispanien zu meine Reis fürgenommen, bin ich nach Verscheinung von 14 Tagen zu Cadiz in Hispanien, dahin man 480 Meil zu Meer rechnet, angelangt. Bei ernannter Stadt Cadiz seind gewest 14 große Schiff mit allerlei Proviant und Notdurft wohl gerüst und staffiert, die haben sollen fahren nach Rio della Plata in Amerika. Auch sind allda gewesen 2500 Spanier und 150 Hochdeutsche, Niederländer und Sachsen, samt dem Obersten Hauptmann, Don Pedro de Mendoza, genannt. Unter diesen 14 Schiffen hat eines zugehöret Herrn Sebastian Neudhart und Herrn Jakoben Welser zu Nürnberg, welchen ihren Faktor Heinrich Peine mit Kaufmannschaft nach Rio della Plata gesendet. Mit denselben bin ich und andere Hochdeutsche und Niederländer, ungefährlich bis in die 80 Mann, wohl gerüst mit Büchsen und Wehren nach Rio della Plata gefahren.“

„Von dannen sind wir ausgeschifft nach Rio della Plata und in ein süß fließend Wasser gekommen, genannt Parana Wassu, ist weit an der Lucken**), wie man das

*) Antwerpen.
**) Mündung.



Wie die Stadt Buenos Aires unmittelbar nach ihrer Gründung aussah



Wie die Stadt Buenos Aires von den Indianern belagert, gestürmt und ausgebrannt wird

Meer liegen läßt, und ist 42 Meil Wegs breit und ist von Rio Janeiro zu diesem Wasser 115 Meil. Allda sind wir zu einem Hafen kommen, der heißt S. Gabriel. Daselbst haben wir unsere Anker der 14 Schiff in bemeldtes fließend Wasser Parana geworfen ... Seind also durch Gottes Segen in Rio della Plata ankommen Anno 1535."

„Allda haben wir einen Indianischen Flecken gefunden, darinnen ungefähr 2000 Mannsbild waren, welche man Zechuruas*) nennet; die haben anders nichts zu essen denn Fisch und Fleisch. Diese haben, als wir dahin kommen, mit ihren Weib und Kindern die Flucht geben und den Flecken verlassen. Dies Volk gehet nacket und bloß; allein die Weiber, die tragen ihre Scham bedeckt mit einem kleinen baum wollen Tüchlein, so ihnen vom Nabel bis auf die Knie gehen ..."

„An diesem Ort haben wir eine Stadt gebaut, welche man genennet hat Buenos Aires, das ist zu teutsch Gute Luft ... Desgleichen haben wir auf diesem Land einen Flecken gefunden, darinnen auch Indianisch Volk, die man Carendies nennet, wohnet, deren ungefähr 3000 Mann gewest samt ihren Weibern und Kindern. Diese Carendies haben uns bei vierzehn Tagen lang täglich ihre Armut an Fischen und Fleisch geteilet und ins Lager gebracht, und nur einen Tag, an welchem sie gar nicht zu uns kommen sind, ausgesetzt ..."

„Als wir nun wieder in unser Lager kamen, teilte man das Volk von einander; was zum Krieg tauglich war oder zur Arbeit, darzu ward jedes gebraucht. Man bauete daselbst eine Stadt und einen erdenen Wall einen halben Spieß hoch darum und darinnen ein stark Haus für unsern Obersten. Die Stadtmauer von Erden war drei Schuh breit, und was man heut baute, fiel morgen wieder ein; denn das Volk hatte nichts zu essen, litt sehr große Armut und starb vor Hunger ..."

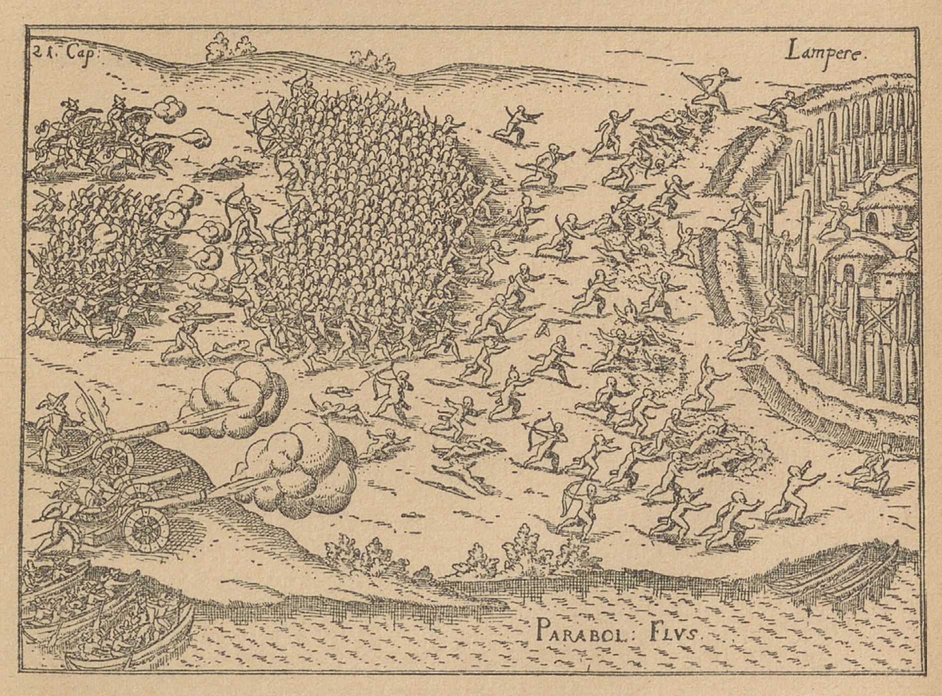
„Es begab sich, daß drei Spanier ein Roß entführten und dasselbige heimlich aßen; und als man solches inne ward, wurden sie gefangen und mit schwerer Pein derwegen gefragt. Als sie nun solches bekannten, wurden sie zum Galgen verurteilt und gehenkt. In derselben Nacht gesellten sich drei andere Spanier zusammen, die sind zu diesen dreien Gehenkten zum Galgen kummen, haben ihnen die Schenkel vom Leib abgehaut und große Stücker Fleisch aus ihnen geschnitten, und trugen dieselben zur Ersättigung ihres großen Hungers in ihr Losament. Item hatte auch ein Spanier seinen Bruder, so in der Stadt Buenos Aires gestorben war, aus übermäßigem Hunger gessen ..."

„Nach diesem allen blieben wir noch einen Monat lang in der Stadt Buenos Aires beieinander in sehr großer Armut und warteten, bis man die Schiff zugerichtet hatte. Unterdessen Anno 1535 kamen die Indianer mit großer Macht und Gewalt über uns und unsre Stadt Buenos Aires bis in die 23000 Mann stark ... Dieser aller Meinung und Intent war, uns allesamt umzubringen und bis aufs Haupt zu erlegen. Aber Gott dem Allmächtigen sei Lob, Preis und Ehr' gesagt, welcher den mehrern und größern Teil von uns erhalten; denn mit Hauptleuten, Fendrichen und anderm Kriegsvolk sind auf unserer Seiten über 30 Mann nicht umkommen ..."

*) Charrnas.



Schlangenjagd am Paraná



Belagerung der indianischen Stadt Lampere, der späteren Hauptstadt von Paraguay Asunción

„Juan de Ayolas, unser Leutenant, fuhr nach diesem mit den 400 Mannen, die er bei sich hatte, unter denen dann Pedro de Mendoza unser oberster Hauptmann auch war, auf den zugerüsteten Brigantinen und Boot das Wasser Parana aufwärts, bis wir zu den Indianern kamen, welches nach zweien Monaten von unserem Auszug von Buenos Aires geschah, und 84 Meil von erstgemeldter unserer Stadt ist . . .“

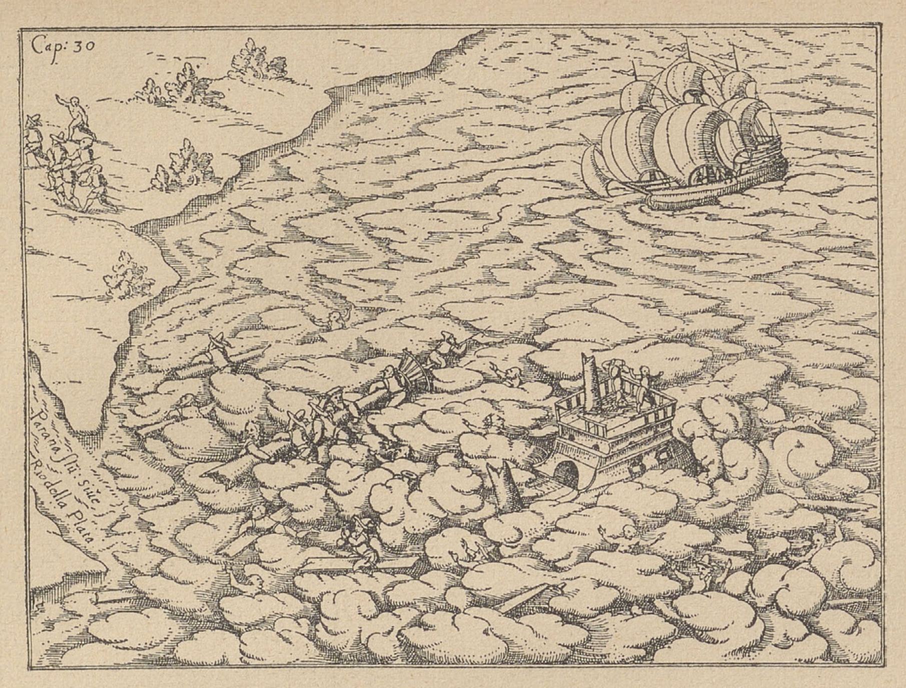
„Von dannen fuhren wir aus ganze achtzehn Tag, daß wir kein Volk mehr fanden; nach diesem trafen wir ein Wasser, das einwärts gehet. In demselben Land fanden wir sehr viel Volks beieinander, die nennet man Macurendas; die haben anders nichts zu essen denn Fisch und ein wenig Fleisch; sie seind in die 18000 streitbarer Mann stark... Und als wir bei ihnen vier Tag müßig still lagen, funden wir am Land heraus liegen eine sehr gewaltige große und ungeheure Schlangen, die war 25 Schuh lang und so dick als ein Mann, an der Farb schwarz und gelb gesprenkt; die erschossen wir mit einer Büchsen. Als solches die Indianer sahen, verwunderten sie sich sehr ob dieser Schlangen, da sie selbsten zuvor keine so große gesehen hatten. Diese Schlang hat den Indianer, wie sie anzeigten, sehr großen Schaden getan; nämlich, wann sie im Wasser gebadet, so hat die Schlang sie im Wasser gefunden, ihren Schwanz um den Menschen geschlagen und unter das Wasser gezogen, ihn hernach gefressen, daß sie oftmals nicht gewußt, wo mancher Indianer hinkommen. Diese Schlangen habe ich selbst der Länge und Dicke nach mit allem Fleiß abgemessen, daß ich es wohl weiß; die Indianer haben solche hernach geschlachtet, heim zu Haus getragen, gesotten und gebraten und folgends gessen . . .“

„Nach dem mußten die Carios uns ein groß Haus bauen von Stein, Erden und Holz, damit, ob sich etwan mit der Zeit begebe, daß sie einen Aufruhr wider die Christen fürnehmen möchten, dieselben eine Beschützung hätten und sich wider sie wehren möchten. Diesen Flecken und Stadt haben wir am Tag Nostra Signora d'Asumption*) Anno 1536 gewonnen, demselben auch solchen Namen gegeben, wie er noch bis auf diese Stunde also genennet wird . . .“

„Als solches der oberste Hauptmann Alvaro inne wurde, durfte er sich mit den andern zweien großen Schiffen nicht mehr aufs Wasser wagen, sonderlich weil sie nicht sehr gut waren; ließ sie derhalben zerbrechen und kam über Land nach Rio della Plata, bis er letzlich zu uns kam in die Stadt Nostra Signora d'Asuncion und bracht mit sich von den vierhundert Mannen noch dreihundert. Die andern hundert aber waren vor Hunger und Krankheit gestorben. Dieser Hauptmann ist acht Monat lang unterwegs gewesen und ist von der Stadt Asuncion bis zu dem Flecken oder Hafen Santa Catarina dreihundert Meil . . .“

„Bei uns in Teutschland hält man es für ein schädliches und giftiges Tier und nennet es ein Krokodil oder Basilisk, und mant sagt, so jemand diesen Fisch anschau, daß ihn der Fisch anglotzt, so muß er ohn alles Mittel sterben – welches der Wahrheit nit ungemäß, da der Mensch ohne das sterben muß und nichts Gewissers ist. Weiter sagt man, daß dieser im Brunnen wächst und gefunden wird und daß alsdann kein ander Mittel sei, diesen Fisch umzubringen, als daß man ihm einen Spiegel zeigt und fürhält, daß er sich selber darin sehe, so muß er alsdann von seiner selbst Greulichkeit anzusehen von Stund an tot liegen. Solches aber von gemeldtem Fisch ist alles Fabel und nichts, denn ich hätt hundertmal sterben müssen, so es wahr wäre, da ich der Fisch mehr denn in 3000 gefangen und gegessen hab. Hätt derowegen von diesem Fisch nit so viel geschrieben,

*) Asunción, die heutige Hauptstadt von Paraguay.



Schiffbruch im Rio de la Plata



Lama

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags
Albert Langen-Georg Müller, München

wenn ich nit einen gewissen Grund hätte; denn ich hab seine Haut gesehen zu München in meines gnädigen Herrn Herzog Albrechten seiner Schießhütten, die er im Tiergarten hat ...“

„Die Schaf, so sie Amida nennen, deren sie zweierlei Sorten, heimische und wilde, haben, brauchen sie wie wir hieraußen die Roß zum Führen und Reiten, denn ich selbsten bin einmal auf dieser Reis, als ich an einem Schenkel krank war, weiter dann vierzig Meil auf einem solchen Schaf geritten. So führet man in Peru die Güter darauf, eben wie bei uns mit den Saumrossen ...“

„Von dannen zogen wir weiter und nahmen etliche von den Carcokies mit, uns den Weg zu weisen; und als wir drei Tagreis' von diesem Flecken waren, liefen dieselben wieder heimlich von uns. Doch vollendeten wir unsre Reis' nichtsdestoweniger und kamen zu einem fließenden Wasser, das heißt Machkasies, welches anderthalb Meil breit ist. Als wir dahin kamen, wußten wir keinen sicheren Paß darüber, doch erdachten wir einen Weg, dardurch wir möchten darüber kommen. Nämlich dergestalt: wir machten je zween und zween ein Flößlein von Holz und Reislein und fuhren darauf abwärts, bis wir auf die andere Seiten des Wassers kamen. In solchem Hinüberfahren ertranken unsres Volkes vier Personen auf einem Flößlein. Von oftgedachter unsrer Stadt Nostra Signora d'Asuncion ist über Land zu diesem Flecken nach der Astronomen Rechnung dreihundertzweiundsiebzig Meil Wegs ...“

„Von dannen zogen wir weiter und kamen zu einem Städtlein, S. Vincente genannt (liegt zwanzig Meil Wegs von dem erstgenannten Flecken), welches den 13. Juli Anno 1553 geschehen. Allda fand ich ein Portugalesisch Schiff, welches mit Zucker, Bresilholz und Baumwollen geladen war, wie es Peter Rössel, des Erasmus Schetz von Antorff Faktor, an S. Vincente wohnhaft, eingeladen hatte, und dem Johan Hülsen in Lissabon wohnhaft, so auch des erstgedachten Schetz Faktor ist, zuschickte ...“

„Also schifften wir aus der Port oder Meerhafen Spiritu Sancto und fuhren zween Monat lang aneinander auf dem Meer, daß wir nie kein Land sahen, seithero wir von dem berührten Port Spiritu Sancto ausgefahren waren ...“

„Und bin ich also nach Verfließung von zwanzig Jahr durch sonderbare Gnade und Schickung des Allmächtigen Gottes wiederum an dem Ort ankommen, darvon ich ausgezogen; habe aber doch inzwischen in Durchreisung dieser Indianischen Nationen nicht geringe Gefahr Leibes und Lebens, großen Hunger und Elend, Sorg und Angst ausgestanden, inmaßen diese historische Erzählung genugsam ausweist. Sage aber doch dem Allmächtigen Gott Lob, Ehr' und Dank, der mir wiederum so glückich an den Ort, daraus ich vor zwanzig Jahren ausgezogen, geholfen hat.“

ARGENTINIEN, CHILE, BOLIVIA, URUGUAY UND PARAGUAY

Maßstab 1: 12000000

100 0 100 200 300 400 500
Kilometer

Die Landeshauptstädte sind doppelt, die Provinzhauptstädte einfach unterstrichen. Provinzen, deren Namen nicht eingetragen sind, werden nach ihren unterstrichenen Hauptorten benannt. Deutsche Kolonien in Südbrasilien sind rot unterstrichen.

Bibliographisches Institut A.G. Leipzig

Mutter Zachez

Ein Schauspiel in fünf Akten von

GOTTFRIED KÖLWEL

II. Akt

Nebenzimmer im Gasthaus zum „Schwarzen Bären". Rechts und links je eine Tür. Hinten eine Wand: unten aus Holz, oben aus undurchsichtigem Glas. Eine große zweiflügelige Türe führt nach hinten in das Gastzimmer. Die undurchsichtigen, seitlichen Glaswände haben schiebbare, große Fenster, so daß man eine breite Sicht in das Gastzimmer schaffen kann. In der Mitte des Nebenzimmers steht eine aus zwei Tischen zusammengesetzte Tafel. Es ist Abend. Die Lampen brennen.

1. Szene

Türe und Fenster der Glaswand sind geschlossen. Am unteren Ende der Tafel sitzen die vier Sargträger: der Zwirngirgl, der Bäumlersepp, der Ledertoni und der Glashansl. Jeder hat einen steinernen Literkrug vor sich. – Am oberen Ende der Tafel sitzt Andreas Wulf vor einem Glas Bier. Er blickt stumm vor sich hin. Neben ihm steht seine Base, die Res. Alle andern Plätze an der Mitte der Tafel sind bereits leer.

Res: Alles ist schon lang fort. Und du hockst noch immer da. (Sie schaut nach der Uhr.) 's wird gleich halbe achte werdn. So lang hat auch noch kein Leichentrunk dauert.

Ledertoni: Der Wulf mag nimmer heimgehn, Res. Dös siehst.

Res (zu Wulf): Über Nacht kannst doch auch nöt bleibn da. Und grad heut. (Sie deutet gegen das Gastzimmer.) Die habn doch a kleine Fastnacht heut. Was denkt sich denn da der Bärnwirt! In der Früh hast dei Leni eingrabn und auf d' Nacht sitzt noch vorm Bierkrug.

Glashansl: Laßt ihn, Res. Wenns ihm schmeckt, laßt ihn trinkn. Der Tod macht jedn traurig.

Res (zu den Sargträgern): Ja, ihr müßts grad auch noch dreinredn. Hockts auch noch da, wie wenn der Wulf 's Geld auf der Gaß findet.

Bäumlersepp: Wirst uns wohl die Zech nöt neidn, Res.

Zwirngirgl (ernst): So was Schwers habn wir noch nöt übern Berg nauftragn.

Res: Ihr seids ja schuld an allem. Den Sarg niederstelln mittn auf der Gaß. Sowas ist doch auch noch nöt dagwesn. Nöt einmal ein Limonadflascherl soll er euch zahln, der Wulf. 's tot Wei einfach mittn am Weg stehn lassn.

Bäumlersepp: Sei nur froh, Res, daß es so abgangen ist. 's hätt noch viel dümmer ausfalln können.

Zwirngirgl (ernst): Du hast wohl noch nichts ghört von dem Sarg z' Feldberg drübn?

Glashansl: Der alleweil hinter der Bodnstieg steht und nöt vom Platz will.

Zwirngirgl: Er bleibt nöt im Freidhof. Er kehrt jedsmal wieder hinter die Bodenstieg zruck. Kein Betn, kein Aussegnen, nichts hilft.

Res: Jesus, Maria ... (zu den Sargträgern): Tuts doch nöt freveln.

Bäumlersepp: Es ist die Wahrheit, was wir sagn.

Res (will Wulf bei der Hand nehmen): Gehn wir doch jetzt. Geh. Du kommst ja sonst in die spät Nacht nei.

Wulf (bleibt stumm und sieht abseits vor sich hin).

Glashansl: Ich habs euch doch schon gsagt, Res. Laßt ihn! Ein Mannsbild darf man nöt so benzn. Die Mannsbilder sind wie Böck.

Res: Tuts ihm nur auch noch 's Gnack steifn. Dann hockt er noch da auf d' Nacht um zwölfi, wenns da drauß d' Hexennacht habn. (Klagend): Mein Gott, und die arm Leni liegt im Freidhof drobn ...

2. Szene

Tobias Nickl, ein wohlhabender Bürgerssohn, tritt durch eine Seitentüre ein. Er ist etwa zwanzig Jahre alt und städtisch gekleidet. Er stockt etwas, als er die Trauergäste sitzen sieht.

Tobias: Ach so ... Dös hab ich nöt gwust, daß noch der Leichntrunk herin ist. (Er will wieder gehen.)

Bäumlersepp: Bleib nur, Tobias. Der Wulf muß eh bald gehn. Die Res laßt ihm kei Ruh mehr.

Res: Dös sagns doch auch, Herr Nickl, daß ein Leichntrunk nöt bis auf d' Nacht um zwölfi dauern kann.

Tobias: Ich ... ich weiß gar nichts.

Res: So ... (Sie blickt ihn vorwurfsvoll an.) Aber von Ihnen weiß man allerhand.

Tobias: Oho ... (zu den Sargträgern): Habts ihr a dicke Luft da herin?

Glashansl: Dürft man schon bald die Tür aufmachn, Res, was?

Res (energisch zu Wulf): Du gehst jetzt heim, Vetter. Die Fastnacht geht gleich an da drauß.

Bäumlersepp: Laßt ihn doch ein bissl tanzn, Res. Einem Wittiber kann dös nöt schadn.

Tobias (ist inzwischen an ein Glasfenster der Wand getreten und sucht durch eine helle Stelle in das Gastzimmer hinauszuspähen).

Glashansl: Geh nur naus, Tobias. Sie ist schon drauß.

Res (abfällig auf Tobias blickend): Ja, ja. Dös weiß man schon, was die jungen Burschn heutzutag im Kopf habn.

Tobias (öffnet die Tür; bevor er in das Gastzimmer hinaustritt, nimmt er spaßhaft den Hut ab): Servus, Res. Du brauchst dir wenigstens kei Larvn mehr kaufn für d' Fastnacht. Du hast schon eine. (Ab durch die schmale Spalte der Tür.)

3. Szene

Res: Der meint schon grad, der ganze Markt ghört ihm. Weil alle Bauern in seim Vater sei Schrann müssn fahrn. Grad wie aus der Auslag raus lauft er umeinander, der Gischpl.

Lederertoni: Dem sei Geld wenn wir hättn, Res, dann könntn wir uns auch so a schöns Klüftl kaufn.

Res (zu Wulf): Ob du jetzt gehst, hab ich gsagt. Ich bleib jetzt nimmer länger da. (Da Wulf sich nicht bewegt): Vetter! Gehn sollst jetzt.

Bäumlersepp: Er mag nöt. Dös siehst doch.

Glashansl: Laßt ihn doch endlich einmal in Ruh.

Res (zu den Sargträgern): Der muß, verstandn? Eher geh ich nöt, bis er mitgeht. (Zu Wulf): Mußt du denn ins Maul von alle Leut kommen? Müssn denn morgn alle Leut sagn: der Wulfkramer ist am Leichtag nimmer vom Bierkrügl wegkommen. Müssn denn die Leut gar redn: du hast dir vor lauter Freud, daß dei Leni gstorbn ist, einen Rausch antrunkn. Schaamst du dich denn gar nöt? Weißt du denn gar nöt, was sich ghört? Die Leni ist doch schließlich mei Schwester gwesn. Und ich laß dös auf der Leni nöt sitzn, daß du an ihrem Begräbnistag noch auf d' Nacht im Wirtshaus hockst. — Heimgehst jetzt! (Sie sucht ihn energisch am Ärmel zu packen.)

Wulf (macht sich los, steht aber im nächsten Augenblick von selber auf, greift nach seinem Hut und geht, ohne ein Wort zu sagen, ab).

Res (zu den Sargträgern): Wär noch schöner, wenn ich nöt so ein Mannsbild zu der Tür nausbringet. (Ab.)

4. Szene

Ledertoni: A resche Schwaagerin hat der Wulf. Wenn sei Leni, Gott hab sie selig, auch a solche gwesn ist, dann glaub ichs gern, daß er vor Freud nimmer ausm Wirtshaus naus will.

Glashansl: Die Federn werdn schon hie und da gflogn sei, wie die Wulfkramerin noch glebt hat. Dös hats doch gspannt, daß der Wulf die Frau Zachez gern sieht.

Bäumlersepp: Die Augn kannst halt nöt gut anhängen. Wenns halt wo hinschiageln ...

Glashansl (rückt mit der Schulter, wie wenn er nach der Gaststube zeigen wollte; dann): Dem Tobias sticht die Rosl auch ein bissl was in d' Augn.

Zwirngirgl (der immer still dasitzt, vor sich hinsehend): Dös mit dem Sarg heut, so schwer ... Dös bring ich nimmer ausm Kopf ...

5. Szene

Bärenwirt (kommt aus dem Gastzimmer herbei): No, Manner, habn wir schon zsammtrunkn? Einschenkn kann ich nimmer, hat die Res gsagt. (Er sieht auf die Uhr.) Ist ja schon gleich achte auch. Morgn ist auch wieder ein Tag, nöt wahr? (Er greift nach den leeren Krügen.) Es muß halt alles ein End habn auf der Welt. 's Leben wie 's Trinkn. Aber besser, nöt wahr, ein leerer Krug als ein Totentrügerl ... (Er hat die Krüge an sich genommen.) Mei, jetzt ist die Leni auch fort ...

Die Sargträger sind inzwischen aufgestanden und greifen nach ihren Hüten.

Bäumlersepp: Ja, ja ...

Ledertoni: Müssn wir halt gehn, wenns nichts mehr gibt ...

Bärenwirt: Gut Nacht beieinander ... Gut Nacht.

Glashansl: Ja, ja ... Gut Nacht ...

Bäumlersepp: A Maß hätt er ja grad noch zahln können, der Wulf ... Gut Nacht.

Zwirngirgl: Ich glaub, ich trau mich gar nöt schlafn heut ... Alleweil spür ichs noch auf der Achsl ...

Bärenwirt: Dös vergeht schon, Girgl. Schlaf nur. Gut Nacht.

Zwirngirgl: Gut Nacht ...

Alle Sargträger ab, einer nach dem andern durch eine Seitentür.

Bärenwirt (abräumend): Hockn tun die Sargträger, wie wenns Pech unter der Hosn hättn. (Ab mit den Krügen in das Gastzimmer.)

6. Szene

In der Tür begegnet ihm Tobias Nickl.

Bärenwirt (macht Platz, damit Tobias gut vorbeikann): Wollens ein bissl ins Nebenzimmer, Herr Nickl?

Tobias: Wenn Platz ist ...

Bärenwirt: Könnens schon raus. (Er ruft in das Gastzimmer): Rosl! Geh, räum noch gar ab da herauß. (Mit den Krügen ab ins Gastzimmer.)

Rosl (kommt eilig herbei. Sie zieht die Decke vom Tisch und lacht): Habn die die Deckn zugricht. Wie a Landkartn schauts aus.

Tobias: Die sind halt mit den Löffeln rumgfahrn drauf wie die Dampfschiff auf der Donau.

Rosl (zieht die zwei zu einer Tafel zusammengestellten Tische auseinander): Muß mans wieder auseinanderziehn, die Tisch. (Sie blickt neckisch auf Tobias.) Daß man wieder einschichtig sitzn kann. (Sie breitet frische Tücher über die leeren Tische.)

Tobias (geht auf Rosl zu und sucht sie auf den Rücken zu klopfen): Du bleibst ja nöt bei mir.

Rosl (die Stühle anordnend): Ich hab doch soviel z' tun. Drauß soll ich sein. Herin soll ich sein. Herin soll ich sein. Drauß soll ich sein ...

Bärenwirt (blickt zur Tür herein): Wollns ein Helles oder ein Dunkles, Herr Nickl?

Tobias: Ein Helles, bitte.

Bärenwirt ab.

Tobias: Da siehst es. Schenkt ja dein Herr Vetter ein. Da kannst du doch ein bisserl bei mir bleibn.

Rosl (schäkernd): Ich wüßt nöt, was ich da tät ...

Tobias: Da schau her. (Er greift in die Tasche und will was herausziehen. Im selben Augenblick kommt der Bärenwirt mit dem Bier herein.)

Tobias (wendet sich rasch ans Fenster, zieht den Vorhang etwas beiseite und blickt hinaus): Finster ists aber heut schon stark. (Zum Bärenwirt): Da hats aber lang dauert mit dem Leichentrunk.

Bärenwirt: Ja, ja. Bald wär der Leichentrunk mit der Fastnacht zsammkommen.

Draußen im Gastzimmer hört man laute Stimmen

Bärenwirt (sieht hinaus): Da kommen die ersten Maskera schon. (Er rückt das Bier am Tisch zurecht.) Wohlbekomms! (Ab ins Gastzimmer, schließt die Türe hinter sich.)

Tobias (drückt an die Türe, ob sie gut zu ist): So, jetzt sind wir allein.

Rosl: Ich muß doch naus. Ich muß doch dem Herrn Vetter helfn.

Tobias (vertritt ihr lachend den Weg).

Rosl: Wenn aber doch die ersten Maskera schon da sind!

Tobias (greift wieder in die Tasche und zieht etwas heraus): Da, schau her, Rosl. (Er hält ihr die hohle Hand hin.)

Rosl (erstaunt): Was ist denn dös?

Tobias: Dös hab ich heut gfundn. Zufällig aufm Dachbodn.

Rosl: Was soll denn dös sein?

Tobias: A Puppn. Ganz unscheinbar und braun, nöt? Wie ein alts Stückerl Holz fast. Schaut nach gar nichts aus. Aber weißt, was da rauskommt? ... Wenns jetzt warm wird und wenn die Bäum draußn überall 's Blühn anfangen?

Rosl: Ein Schmetterling, gelt?

Tobias: So ein recht schöner solls halt werdn, der alles voll Farbn hat an den Flügeln ... (Er umfaßt Rosl, die ihm lautlos zuhört, plötzlich, zieht sie an sich und will sie küssen.)

Rosl (wehrt sich leicht): Nöt ... (Sie blickt ängstlich nach der Tür.) Wenn der Herr Vetter daherkommt ... Laß mich doch aus ...

Tobias: Der kommt nöt. Der weiß doch auch, daß du achtzehn Jahr alt bist.

Rosl (sucht sich neuerdings zu befreien): Nein, sag ich. Und ich mag jetzt nöt ... Auslassn sollst mich ... (Sie befreit sich; kaum ist sie frei, fängt sie schelmisch zu lachen an.) Jetzt ist dir der Schmetterling doch auskommen, gelt? Ha, ha, ha, ha, ha! (Übermütig ab durch die Tür in das Gastzimmer.)

7. Szene

Tobias Nickl streift sich über die Haare, bringt die Krawatte, die ihm aus der Weste hängt, in Ordnung und trinkt dann aus seinem Bierglas. Während er einen tiefen Zug tut, tritt Andreas Wulf ein. Er hängt, ohne auf Tobias zu achten, seinen Hut an den Haken und setzt sich worltos an den Tisch. Tobias weiß im ersten Augenblick nicht, ob er etwas sagen soll, aber dann wendet er sich an die Türe zum Gastzimmer und öffnet leicht.

Tobias: Jessas, die Maskera sind schon da ... (Ab in die Wirtsstube.)

Die Türe bleibt etwas offen, der Bärenwirt kommt herein.

Bärenwirt: Herr Wulf? – Trinkn wir noch a Halbe?

Wulf (nickt): Ich kann nöt schlafn heut. Ich muß noch was trinkn.

Bärenwirt (tröstend): Es vergeht schon wieder, Herr Wulf ... Freilich, hart ist dös schon, wenn einem in den bestn Jahrn die Frau wegstirbt ... War ja auch so ein bravs Leut, die Leni ... Ja, dös Lebn! (Er blickt, scheinbar besorgt, auf Wulf, geht ab ins Gastzimmer und schließt die Türe wieder hinter sich zu.)

Wulf (sitzt da, fährt sich plötzlich über die Stirn, durch die Haare, und sieht dann wieder vor sich hin. Nach einer Weile): Franziska ... Fran ... zis ... ka ...

8. Szene

Plötzlich werden die beiden Flügeltüren aufgerissen, so daß man tief und breit in das anwachsende Maskentreiben in der Wirtsstube hineinsehen kann. Ein Hanswurst, der die Türen aufgerissen hat, steht auf der Schwelle.

Hanswurst:
Platz müssn wir habn.
Auf die Türn! Auf die Türn!
Heut wolln wir tanzn
und d' Madeln verführn.
Auf die Türn! Auf die Türn!

Draußen im Gastzimmer sieht man hoch erhoben den Seppl mit der Ziehharmonika sitzen. Man hat ihm einen Stuhl auf den Tisch gestellt, so daß er alles überragt.

Tobias: Du bist wohl Minister worn, Seppl!

Seppl: Freilich, heut muß die Musik regiern! (Er fängt an zu spielen und zu singen, die Menge singt mit):

Ja, d' Musi, ja d' Musi,
die muß heut regiern,
da kannst mit deim Gspusi
ein bisserl flaniern.
Da kannst einmal rechtsum,
und linksum kannst a,
grad schön ist die Fastnacht,
halodrio – aa!

Bärenwirt (bringt dem Wulf, der versonnen seitlich sitzen bleibt, das Bier): Heut ist schon alles ganz naarisch da draußn ... Wie wenns der Teufl jetzt schon beim Zipfl hätt. (Ab in das Gastzimmer.)

Während des Gesanges werden plötzlich die Fenster der Glaswand zurückgeschoben, so daß man eine noch größere Sicht in die Wirtsstube hat. Im leeren Fensterraum, über der Holzbrüstung, erscheint der Lederertoni, noch immer schwarz, im Leichenträgergewand.

Lederertoni (nachdem der Gesang geendet hat): Jessas! Der Wulf ist wieder da.

Bäumlersepp (erscheint neben dem Lederertoni): A Maß hättn wir ja grad noch zwungen, Herr Wulf.
Glashansl (wird neben den beiden andern sichtbar): Habn wir uns ja so plagn müssn heut ...
Wulf: Trinkts!
Bäumlersepp (sehr freudig): Ich sags ja. Der Herr Wulf. Der Herr Wulf ist ein guater Mo.
Lederertoni: Ein guater Mo. Wenn d' Res nöt dabei ist.
Glashansl: Schad, daß der Zwirngirgl nimmer mitgangen ist. Könnt er doch schlafn, wenn er sich noch ein Maßerl unters Kopfkissen leget ...
Lederertoni: Wirt! A Maß aufn Wulf sein Nam! (Ab in die Menge.)
Bäumlersepp: Wirt! A Maß aufn Wulf sein Nam! (Ab in die Menge.)
Glashansl: Wirt! A Maß aufn Wulf sein Nam! (Ab in die Menge.)
Hanswurst (dreht sich ungebärdig, vom Lärm angesteckt. Dabei tanzt er ins Nebenzimmer heraus. Er singt, während der Seppl ihn begleitet):

Vom Lebn und vom Sterbn,
vom Krug und vom Scherbn,
kann gsungen heut wern.

Grad schön ists auf der Welt,
doch ein Narr bleibst ohne Geld,
dös muß man oft hörn.

Bist grad oder krumm,
bist gscheid oder dumm,
alls hört einmal auf!

Alls fangt wieder an.
Musikant, drum fang an
und spiel uns was auf!

Seppl fängt an, einen Bayerischen im jähen Taktwechsel zu spielen. Die Menge beginnt zu tanzen. Der Tanz quillt, während der Hanswurst den einen leeren Tisch packt und ihn samt den Stühlen polternd zur seitlichen Tür hinauswirft, in das Nebenzimmer heraus, so daß die beiden hintereinanderliegenden Räume eine einzige Tanzfläche bilden.
Wulf (sitzt noch immer stumm vor seinem Bier und schaut in das Treiben).
Tobias (mit Rosl vorbeitanzend): Jetzt hab ich den Schmetterling wieder.
Rosl: Nöt so fest anfassn. Sonst könnt der Glanz weggehn. (Sie schlägt mit den Armen übermütig wie mit Flügeln).
Tobias: Die Flügel soll man so einem Schmetterling eigentlich ausreißen, daß er nimmer fortfliegn könnt.
Rosl (lachend): Grausamer!

Inzwischen hat der Hanswurst auch nach einer Tänzerin ausgegriffen und tanzt mit ihr an Wulf vorüber. Die Tänzerin ist ein reizend angezogenes Bauernmädchen mit einer höchst jungen, lachenden Maske. Sie läßt sich, den Oberkörper zurückgebeugt, vom Hanswurst wiegen und drehen. Dabei schaut sie nach Wulf aus und fährt diesem mit der Hand zärtlich unter das Kinn.

Hanswurst:
Laß doch den traurigen Mann da sitzen,
sonst bringst ihn gar noch ins Feuer und Schwitzn.
's Feuer und Schwitzn, dös ist nöt guat,
wenn einer im schwarzn Kittel dasitzn tuat.

Mädchenmaske (schlägt den Hanswurst schäkernd auf den Mund, dreht sich noch einmal mit ihm, entgleitet ihm plötzlich und fällt auf Wulf zu, diesem gerade auf die Knie).

Wulf (ist erschrocken, aber sein Schrecken geht, als er das lachende Maskengesicht vor sich sieht, in ein leichtes Lächeln über):

Hanswurst: Schau nur, wie dös Madl kann fliegn,
jetzt wills sogar den Wittiber kriegn,
Wittiber, Wittiber, gib fein acht,
heut ist die teuflische Hexennacht!

Hanswurst (tollt weiter, greift nach einer anderen Tänzerin und dreht sich in der Menge, die sich wieder mehr in die Wirtsstube zurückzieht und dort Platz nimmt, nachdem der Seppl den bayerischen Tanz beendet hat. Man hört Lärm und Lachen).

9. Szene

Mädchenmaske (zu Wulf): Du bist aber traurig.
Wulf: Was hast denn du für a Stimm?
Mädchenmaske (verstellt die Stimme): Die kennst du nöt.
Wulf: Red gscheit.
Mädchenmaske (zeigt ihm das lachende Gesicht, dann neigt sie sich plötzlich an sein Ohr und wispert ihm etwas zu).
Wulf (ist plötzlich ernst, er sieht in die Wirtsstube hinüber, ob ihn niemand beobachtet): Wo hast denn dös Gwandl her?
Mädchenmaske: Damals hätt ich dich schon kennen solln.
Wulf: Aus deiner Madlzeit gar?
Mädchenmaske: Du, ich habs nöt ausghaltn. Ich hab dich heut noch treffn müssn ... Drum hab ich mich vergwandt. Und die Larvn aufgsetzt.
Wulf: Fran – zis – ka ...
Franziska: Gelt, es kennt mich niemand.
Wulf: Die Fenster tätens uns einwerfn, wenn dös wer wüßt, daß du es bist.
Franziska: Es kanns ja niemand erfahrn. Ich tu mei Larvn nöt runter.
Wulf: Setz dich lieber auf den Stuhl da nüber. (Er rückt ihr einen Stuhl zurecht.)
Franziska (setzt sich): Die reinst Höll hab ich schon wieder durchgmacht heut. Hast es ghört, was der Michl heut früh schon wieder für einen Rausch gehabt hat?
Wulf: Ich habs schon ghört. 's Kreuz will der dir abschlagn, hat er gsagt.
Franziska: Ich halt dös nimmer aus. Du. (Sie faßt ihn fest am Arm.)

10. Szene

Durch die Seitentür, durch die der Hanswurst vorher Tisch und Stühle hinausgeworfen hat, kommt Michael Zachez herein. Er ist im selben Gewand wie im ersten Akt. Er schaut vor sich hin und spuckt aus, als er Wulf erblickt. Dann geht er durch die Flügeltüren in das Gastzimmer, wo er sich unter die Menge mischt.

11. Szene

Franziska und Wulf sehen ihm nach.

Franziska: Was der da will?
Wulf: Er sucht dich wohl.
Franziska: Ich hab die Kinder gsagt, daß ich nach Feldberg nüber hab müssn. Zu meiner Basn. Sie solln dem Vater sagn. Ich hol nur Schmalz und Eier, hab ich gsagt. Morgn in der Früh komm ich wieder.

Wulf: Morgn in der Früh?
Franziska: Daß ich heut bei dir kann bleibn ...
Wulf (sieht vor sich hin): D' Leni hat gar nöt weg wolln. Gar nöt.
Franziska: Ob dös nöt bloß a Gschicht war von dem Zwirngirgl?
Wulf: Ich weiß nöt. Gspaßig war dös schon. Ich muß alleweil drüber nachdenkn.
Franziska (schweigt, dann drückt sie Wulf plötzlich heimlich die Hand, springt auf und mischt sich in das Maskentreiben).

12. Szene

Wulf (sitzt allein vor seinem Bier und wischt sich über die Stirn, wie wenn er Schweiß spüren würde).
Tobias (im Gastzimmer, reicht dem Seppl ein gefülltes Bierglas hinauf): Trink, Seppl! Wer spielt, muß auch trinkn.
Seppl (trinkt das Glas fast halb aus).
Tobias: Flott hast du ihn gspielt, den Bayerischn. Den können die wenigsten mehr spielen wie du.
Seppl: So was liegt mir, Tobias. Was bald so und bald anders geht. Dös Durcheinander. Ich glaub, am bestn tät mir gar ein Ungarischer liegn.
Tobias: Wie kommst du denn gar noch auf die Ungarischen, Seppl?
Seppl: Was weißt denn du ... Du bist grad gwachsn und dein Vater hat Geld wie Heu ... Bei dir geht freilich alles schön im gleichn Takt weiter ...
Tobias (zieht Rosl zu sich): Da geh her Rosl. Der Seppl will mir a Predigt haltn, heut in der Fastnacht.
Seppl (unwillig, launisch): Ach was! Dös Gred ... Laß mich! (Er fängt plötzlich wieder zu spielen an. Er spielt wieder einen Bayerischen im auffallenden Taktwechsel. Schaufelstiel – Schubkarrn. Dabei ist er sehr ernst und versonnen über seine Harmonika gebeugt und spielt, während er manchmal nach Rosl heimlich ausblickt, wie wenn er in diesem Spiel seinen Zwiespalt spiegeln wollte.)

13. Szene

Die Menge fängt wieder zu tanzen an. Tobias will mit Rosl tanzen, aber Rosl ist bereits vom Hanswurst erfaßt worden und dreht sich mit diesem. Tobias greift nach der Mädchenmaske (Franziska) aus und tanzt mit dieser.

Hanswurst:
So bleibts auf der Welt
und uns tuts nöt weh,
die schön Madeln wern gheirat,
und die schiachn bleibn steh.

Rosl (tanzt lachend mit ihm vorüber).
Tobias (zur Mädchenmaske): Wer du nur bist. So ein schöns Madl. Und grad tanzn kannst du. Wie ein Drahtiwaberl. (Er versucht, ihr die Larve etwas zu lockern.)
Franziska (die nur immer im stummen Spiel auf seine Fragen Antwort gibt, schlägt ihm auf die Hände).
Tobias (versucht es wieder, ihr die Larve zu lockern): Wer da dahintersteckt?
Franziska (schlägt ihm noch heftiger hinauf und entwindet sich ihm. Scheinbar müde läßt sie sich auf dem Stuhl neben Wulf nieder).
Tobias: Der tanzt ja nöt. Bei dem brauchst nöt sitzn bleibn.
Franziska (macht ihm eine lange Nase, zum Zeichen, daß er gehen soll).
Tobias: A richtige Hex, was bist du?
Franziska (nickt).
Tobias (sieht sich nach Rosl um und geht in die Wirtsstube, wo noch immer alles tanzt).

14. Szene

Franziska (zu Wulf): Ich bin so ausglassn — und bin doch so traurig.
Wulf (blickt lauernd umher).
Franziska: Ich geh bald.
Wulf: Wenn ich austrunkn hab.
Franziska: Kommst nach?
Wulf (nickt und sieht wieder lauernd um sich, atmet schwül, schwer).

15. Szene

Die Tanzenden kommen ins Nebenzimmer. Aus dem Haufen schält sich Michael Zachez heraus und bleibt vor Wulf stehen, während die andern weitertanzen.

Zachez: Du bist ein schöner Wittiber. Hast heut dein Weib eingrabn und sitzt jetzt mit einem Maskera da . . .
Wulf: Dös wird dich wenig schiniern.
Zachez: Die Weibsbilder stehn dir gut an, scheints.
Wulf: Schau, daß du weiter kommst.
Zachez: Dös ist ein Wirtshaus. Da kann ich stehn, wo ich mag. Und hinhockn kann ich mich auch, wo ich mag. (Er setzt sich auf einen Stuhl an den Tisch und wendet sich an Franziksa): Was bist denn du für a Ausgstochene? Zu einem neubacknen Wittiber hersetzn, der wo noch nach seinem totn Weib schmeckt.
Franziska (macht schweigend eine abfällige Geste gegen ihn und wendet sich ab).
Wulf: Ich mag heut nöt mit dir streitn.
Zachez (ruft in die Wirtsstube): Bärenwirt! Stell mir mein Bier da her. Grad da her. Auf den Tisch.
Bärenwirt (ohne Krug): Michl, du wirst doch heut nöt 's Streitn anfangen wolln?
Zachez: Mein Bier sollst da herstelln, hab ich gsagt. Alles andre geht dich nichts an.
Franziska (sucht Wulf an der Hand zu fassen und fortzuziehen).
Zachez: Du Wetterhex, du damische! Pressierts dir schon so. Kannst es nimmer erwartn? Ausgstochns Mistveicherl, ausgstochens!
Inzwischen haben sich, während der Wirt abgegangen ist, verschiedene Gäste und Masken um den Tisch gestellt, um den Streit zwischen Zachez und Wulf zu verfolgen.
Tobias (trägt den Seppl auf den Schultern herbei).
Seppl: Da, glaub ich, muß ich auch einen Bayerischen spieln.

An der Brüstung der Holzwand erscheinen die drei Sargträger.

Bäumlersepp: Jessas, der Zachez!
Lederertoni: Gott sprach im Zorn . . .
Glashansl: Der Zachezmichl ist nicht zur Arbeit geborn . . .
Zachez: Ja, schauts nur alle mit euere Gfrießer! (Er stößt sich den Hut aus der Stirn, nach hinten.) Da sitzt er, der schöne Wittiber und hat sich einen Maskera zuglegt. — Die Larven soll man ihm runterreißn, dem Mensch. Die sich zu so einem hinhockt.
Wulf (blickt den Zachez starr und abwehrend an).
Bärenwirt (kommt mit dem Krug herbei): So, da ist dein Krug, Michl. Dös sag ich dir: trinkn kannst. Aber einen Unfrieden wennst stifst . . . dann lauft kein Tropfen mehr für dich aus der Piepn. (Zu Wulf): Regns Ihnen nöt auf! Zwegn dem! Den Krakeller kennt doch jeder Mensch.
Wulf (steht noch immer starr und stumm).
Franziska (drückt sich hinter ihm an die Wand, gegen die Tür).

Zachez (drohend zu Wulf): Geh nur her, wenn du dir traust. Du Mistgockl, du ...
Bärenwirt: Herr Wulf! Lassens Ihnen nöt auf d' Spitz treibn. (Zu Zachez): Und du haltst das Maul jetzt, verstandn?! (Er zeigt gegen die Seitentür): Sonst zeig ich dir, wo der Zimmermann's Loch nausgmacht hat.

16. Szene

Während der Bärenwirt noch auf die Türe zeigt, geht die Tür auf und die Res steht erstaunt auf der Schwelle.

Res (eintretend): Ja – da bist du, Vetter? Überall suchn wir dich. Wir habn schon gmeint, dir ist was passiert.
Zachez: Der ist ja froh, daß ihm sein Weib verreckt ist.
Res (abfällig): Wie kommst denn mit dem in Diskurs?
Zachez (zu Res): Ja, schaun nur an, dein schön Schwager. (Er weist auf Franziska, die sich immer mehr in den Hintergrund drückt, um gleich aus der Türe zu kommen.) Mit dem Maskera dort wollt er anbandeln. Heut, wo 's dei Schwester eingrabn habn.
Res (erregt): Die da? Wer ist denn dös? (Sie vertritt Franziska den Weg): Tu dei Larvn runter!
Franziska (hält die Larve fest).
Wulf (sucht sich schützend vor Franziska hinzustellen).
Res (zu Franziska): Wenn du ein ehrliches Gsicht hast, kannst es doch herzeign. Dei Larvn sollst runter tun, hab ich gsagt.
Wulf: Res! Laß den Maskera gehn. Der geht dich nichts an. Fastnacht habn die.
Zachez (steht höhnend und grinsend dabei).
Res: Die braucht sich doch nöt mit dir einlassn? Die muß doch auch wissn, daß du Trauer hast.
Wulf: In der Fastnacht kann jeder a Larvn aufsetzn, wie er will, Res.
Res (drängend zu Franziska): Tu die Larvn runter!
Franziska (will durch die Tür entwischen).
Res (vertritt ihr gewaltsam den Weg und reißt ihr plötzlich die Larve ab).

Ein großes Erstaunen geht durch die Menge, als man Franziska Zachez erkennt. Franziska sucht das Gesicht mit beiden Händen zu verhüllen und will abermals fliehen. Da ergreift Michael Zachez plötzlich wortlos den Krug und hebt ihn hoch zum Wurf. Wulf sucht Franziska immer noch zu decken.

Zachez: Saumensch! (Er wirft den Krug nach seiner Frau.)
Franziska (ist es geglückt, durch die Tür zu entfliehen).

Der Krug fällt an den Pfosten und zerschellt.

Wulf (drohend zu Zachez): Dich triff ich ein anderes Mal! (Ab, Franziska nach.)
Zachez: Hin mußt sein!
Res (verzweifelt): Mein Gott! Die arm Leni wenn dös wüßt!
Hanswurst (drängt sich tobend durch die Menge):

Platz müssn wir habn.
Auf die Türn! Auf die Türn!
Heut wolln wir tanzn
und d' Madeln verführn!
Auf die Türn! Auf die Türn!

(Er dreht sich im unsinnigen Kreisel.)

Bärenwirt: Hanswurst!

Vorhang

FRITZ KÖHLER

Preußische Siedlung – einst

I

Zwischen Eberswalde und Frankfurt eilen die Züge der Reichsbahn durch das märkische Oderbruch. Durch „jene morastige Wüstenei, wo zwischen Buschwerk und Röhricht nur Wild und Sumpfvögel hausten". Heute verbindet sich mit dem Oderbruch der Begriff der Qualitätsgarantie. Vor zweihundet Jahren jedoch war diese Bruchlandschaft sozusagen eine Kuriosität: zur Fastenzeit nach der Schneeschmelze und zum Johannistag nach den Gewitterregen war das ganze Oderbruch verschwunden, und die Sonne beschien einen riesigen Landsee. Aber auch wenn sich das Wasser verlaufen hatte, blieb der Kahn das wichtigere Verkehrsmittel gegenüber dem Wagen, wie die Viehzucht nur im Schatten der Fischerei stand; besser gesagt: die Viehmast. Wenn es nicht in Dr. Heinrich Berghaus köstlichem Landbuch der Mark Brandenburg von 1856 stünde, vielleicht glaubte man es gar nicht, daß die Viehweide oft genug bis in die späte Adventszeit ging, „die Fischer kauften nach Johanni, wenn sich das Wasser verlief, zehn Ochsen für die Koppel und trieben sie Weihnachten als Mastvieh nach Berlin".

Nun erst die Fische. Mit den Quappen wußten die Leute nichts Besseres anzufangen, als sich die fettesten auszusuchen, in schmale Streifen zu schneiden und getrocknet statt Kien als Leuchtspan zu nehmen. Mit den Hechten war es so arg, daß sie jedermann mit der Hand greifen konnte und die Tonne eingesalzener Hechte auf dem Markt in Wriezen nur noch zwei Taler kostete. Und Krebse aß kein Mensch mehr, mit der Bestimmung als Schweinefutter kosteten 6 Schock schöne, große Krebse nur 6 Pfennige meißnischer Währung. Von 1705 –07 wurden allein in Wriezen 2134 Tonnen Hechte umgesetzt. Zweimal in der Woche gingen die Karawanen mit eingesalzenen Hechten und sonnengedörrten Aalen nach Berlin und die Oderbrucher Lachse und Neunaugen gingen selbst noch über Böhmen und Bayern hinaus bis nach Italien! Der Fischkessel war der wichtigste Hausrat im Oderbruch: gesetzlich war festgelegt, daß im Todesfalle der Frau der Fischkessel unbeschadet aller sonstigen Erbteilung dem überlebenden Gatten verblieb. Das war das Fischzeitalter des Oderbruchs.

Bevor der Organisator Altpreußens, Friedrich Wilhelm I., sich aufs Sterbebett legte, notierte er auf einem Kostenanschlag für die Kolonisation des Oderbruchs: „Für meinen Sohn Friedrich." Im Sommer 1746 reist der Sohn, Friedrich II., nach Oderberg. Er sieht das Bruch und noch in Oderberg diktiert er den entscheidenden Brief an die kurmärkische Kammer: „daß sich hier Äcker und Weiden für zehn neue Dörfer, das Dorf zu 300 Seelen gerechnet, gewinnen lassen möchten". Und am 8. Juli 1747 besteigen die Kommissare des Königs: der kurmärkische Kammerdirektor Schmettau, der schon unter der väterlichen Regierung bewährte Wasserbaumeister Haerlem aus Holland und der berühmte Mathematiker Leonhard Euler am Zelliner Fährhaus einen Oderkahn, um während einer zweitägigen Fahrt die nötigen Messungen und Berechnungen anzustellen. Knappe sechs Jahre später, am 21. Mai 1753, sprach Friedrich der Große jenes bekannte Wort von der Provinz, die er im Frieden erobert habe.

„Von der Nützlichkeit des Unternehmens konnten sich die alten Fischer jedoch durchaus nicht überzeugen, die nun Wiesen und Kahn gegen Pflug und Wagen, womit sie nicht umzugehen wußten, vertauschen sollten; sie fürchteten, brodlos zu werden, und glaubten, daß das Wasser von den ihnen angewiesenen Äckern nicht abgehalten

werden könnte. Bei einigen ging der Mißmut und der Widerwille bis zur offenen Widersetzlichkeit, so daß sie durch strenge Mittel zur Annahme der ihnen zugefallenen Ackerlose angehalten werden mußten ...“ berichtet Berghaus*) und es ist immerhin bezeichnend, daß noch am 15. Juni 1752, also wenige Monate vor der Beendigung der Kanalbauten, der Herrenmeister des Johanniter-Ordens sich bitter beim König beklagte, weil man auf dem Gebiete des Ordensamtes Weiden für Faschinen geschlagen habe. Der Widerstand der Oderbrucher ging soweit, daß gegen verschiedene Ortschaften Waffengewalt aufgeboten werden mußte, nur damit die Fischer ihre Kähne zur Erdabfuhr bereitstellten! Und in einer Petition beschworen die Bewohner der alten Bruchdörfer den König „in größter De- und Wehmut alleruntertänigst fußfälligst als ein höchst erschrockenes und den letzten Streich befürchtendes Heer“, er möge sich ihren „durchaus ohnfehlbar entspringenden Untergang landesväterlich zu Herzen nehmen“. Worauf der König den „höchst erschrockenen“ Männern einen Brief schrieb, sie möchten zunächst die Wirkung abwarten und sich melden, wenn sie wirklich Schaden gelitten hätten. Siedeln war halt von jeher mit Hindernissen verknüpft.

Dazu kamen die Schwierigkeiten mit dem anzusiedelnden Menschenmaterial. Die bevölkerungspolitische Bilanz zum Beispiel der Kurmark lag seit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges mit erschreckender Deutlichkeit vor: von 1618 bis 1746 waren allein in der Kurmark nicht weniger als 1962 Bauernhöfe und 935 Kossätenstellen verschwunden. An Plänen zum Wiederaufbau mangelte es nicht, und zeitweilig schien es, als wollte der König alte Kriegsveteranen als Kolonisten ansetzen. Nun gehört es nicht zu den Aufgaben einer Skizze über die friderizianische Siedlungspolitik, die Mentalität Friedrichs des Großen zu sezieren, aber es sei immerhin als symptomatisch vermerkt, wie der König nach einer Inspektionsfahrt durch Pommern an den Kammerpräsidenten von Stettin schrieb: „daß die Leute hier zu Lande, wie er aus Augenschein wisse, das Säen nicht verstünden; sie schmeißen das Korn nur so herein in das Land, ohne weiter etwas dabei zu tun“. Sicher eine jener Beobachtungen, die sich schließlich zu der Bemerkung von der „uralten, pommerschen Faulheit“ verdichteten und den Beschluß heranreifen ließen, frisches Blut nach Preußen zu bringen. 1747 ging die Adresse hinaus, die alle Heimatmüden einlud, nach Preußen zu kommen, und da nun die ersten Einwanderer ein Troß Pfälzer waren, die übrigens schon im Begriff standen, nach Pennsylvanien zu gehen, aber den kürzeren Weg in die Kurmark vorzogen, so wurden im Volksmund aus allen später kommenden Rheinhessen, Würtembergern, Mecklenburgern, Sachsen, Böhmen und Polen ebenfalls „Pfälzer“.

Nun hatte wohl der König die auffallende Angewohnheit, auf seinen Inspektionsfahrten überall Wasser zu trinken – nicht um seinen Durst zu löschen, sondern um das Trinkwasser seiner Bauern zu prüfen – aber jeden Einwanderer persönlich examinieren, das konnte er nicht. So war es vorgekommen, daß man hier und da „gewesene Peruquiars und Komödianten“ als Kolonisten angesetzt hatte, die Weizen nicht vom Hafer unterscheiden konnten, andere Tunichtguts bestellten ihr Land nicht, sondern zogen in den nächsten Wald, um ihn kahl zu schlagen und das Holz wegzuschleppen, und die dritten verließen gar bei Nacht und Nebel die Kolonistendörfer. Das alles waren nicht gerade Momente zur Erheiterung des königlichen Gemüts, wie andererseits auch der Priegnitzer Adel schwer aneckte, als Friedrich II. erfuhr, daß man in der Priegnitz entgegen allen Zusicherungen die Kolonisten zu Leibeigenen gemacht hatte. Und am 6. Juni 1754 letztlich ging eine „strikte Ordre“ an die Stettiner Kammer: „den auf Treu und Glauben in das Land gekommenen, hier aber gedrückten Kolonisten“ Hilfe zu bringen.

*) Landbuch der Mark Brandenburg, III. Band, Seite 55 ff., Brandenburg 1856.

II

Sechs Wochen vor dem letzten Spatenstich fahren die Vertreter der an die Oder grenzenden Rittergüter und Domänen durch das Portal des Königlichen Schlosses zu Berlin. Nach den allwöchentlich einlaufenden Berichten des die Aufsicht führenden Obersten Retzow gehen die Arbeiten im Bruch dem Ende entgegen; es ist an der Zeit, Klarheit über den Siedlungsplan zu schaffen. Der König referiert selbst, erläutert die ausgebreiteten Karten und Pläne, es werden seiner Rechnung nach 1252 Familien sein, die man wird ansetzen können, und da ein Einspruch der umstehenden Herren gegen diese Ziffer nicht erfolgt, ist der Vorschlag zur Weisung erhoben.

Nach zuverlässigen Überlieferungen wurden durch die Trockenlegung des Oderbruchs gewonnen:

Königliches Land	64100 Morgen
Städtisches Land	10800 „
Adliges Gutsland	24000 „
Ritterliches Ordensland	34000 „
	132900 Morgen.

Dabei berührt es nun eigentümlich, wie die Technik der Siedlung über die friderizianische Epoche im Grunde nie hinausgekommen ist, mehr noch: die Zahl der Freijahre zum Beispiel, die den Siedler von 1753 der Notwendigkeit enthoben, sofort an die Landschaft den vereinbarten Zins von 5 Prozent zu zahlen und ihm dafür die Möglichkeit gaben, erst einmal kräftig Wurzel zu schlagen, diese Einrichtung kann sich nur angenehm abheben von vielen Systemen bisheriger Siedlung, die aus den Kolonisten Schuldknechte ihrer Finanzierungsinstitute gemacht haben. Und wenn das Nachstehende auch bereits von der Technik in die Ökonomie hinüberweist, so entwickelten sich doch allen Kinderkrankheiten zum Trotz die Oderbrucher Kolonistendörfer in letztlich aufsteigender Linie: nachdem das Bruch tapfer die Schrecken des Siebenjährigen und ruhig den Aderlaß der Befreiungskriege überstanden hatte, und das wollte für eine junge Siedlung etwas heißen, kostete 1830 die 10-Morgen-Siedlerstelle 2500 blanke Taler und die 90-Morgen-Siedlerstelle nicht weniger als 20000 Taler; ein Preis, der hundert Jahre später in unseren Tagen langsam ins Reich der Phantasie zu entschwinden beginnt. Aus in ihrer Überproduktion erstickten Fischern waren Bauern geworden, die leben und leben ließen: in einer alten Beurkundung fand sich folgender Lohnsatz für einen Arbeitsmann zur Rübenernte: 3 Taler, 7 Silbergroschen und 6 Pfennige als Entgelt für den abzuerntenden Morgen, dazu freie Wohnung, Feuerung, das Lagerstroh und 8 Metzen Kartoffeln.

Auch die Städte, die im Wehklagen anfänglich die Führung hatten, entwickelten sich bald munter in der entfalteten Bruchlandschaft, wie das Beispiel Wriezens am trefflichsten erweist. Gewiß hatte Wriezen den Fischhandel von und den Getreidehandel nach den alten Bruchdörfern eingebüßt, aber statt dessen war die Stadt nunmehr zum Vorort des Oderbruches avanciert und der Vermittler aller mannigfaltigen und differenzierten Bedürfnisse der aufstrebenden Kolonisten geworden. Wie sich im einzelnen die Hauptstadt des Oderbruchs entwickelte, darüber gibt die folgende kleine Tabelle einigermaßen Auskunft:

	1740	1750	1800	1850
Einwohner	2102	2470	3756	6112
Wohnhäuser	326	327	420	513
Wirtschaftsgebäude	39	41	65	938
Gewerbegebäude.	—	—	—	57
Materialwarenhandlungen. .	3	3	7	16

Wenn das Städtchen nicht mehr vom Zuge der Zeit erfaßt wurde, dann „verdankt" es diese Unbill seiner allzu großen Nähe zu Berlin: nicht 7½, sondern 20 Meilen müßte Wriezen von Berlin entfernt sein, um den Direkthandel des Oderbruchs mit der Reichshauptstadt zu hemmen, bemerkt schon Dr. Berghaus in seinem Landbuch.

Natürlich ging nicht alles gradlinig voran, der alte Buchholz zitiert in seiner „Geschichte der Churmark Brandenburg" den Brief eines geistlichen Herrn, der durch die neuen Bruchdörfer spazierte und daraufhin folgendes zu Papier brachte:

„Bis jetzo ist der Acker noch zu geil und treibet das Getreude gar zu stark ins Stroh und setzt noch keine recht völligen Körner in die Ähren. Doch bessert sichs von Jahr zu Jahr. In den ersten Jahren gab der Roggen fast gar kein Mehl, sondern lauter Kleye und die Gerste taugte gar nicht zu Malz, weil es lauter Lagerkorn gewesen war. An Holz fehlete es den neüen Dörfern gar sehr, sonderlich zu den Bauten; das müssen sie aus anderen entlegenen Heiden herholen ... Die neuen Dörfer haben schon mehr als einmal bei durchgerissenen Deichen und erfolgten Überschwemmungen viel ausgestanden, so daß man mit Kähnen die Einwohner retten oder ihnen doch, da sie auf die Böden ihrer Häuser geflüchtet, zu Hilfe kommen müßte ..."*).

Das soll alles richtig sein und noch vieles andere dazu, es vermag aber dennoch keinen Schatten zu werfen auf die eine einzige Tatsache: daß eine Siedlung, die gerade ihre zweite Ernte in die Scheuern gefahren hatte, als die Stürme des Siebenjährigen Krieges losbrachen und trotz alledem in diesem Sturm, der halb Preußen verwüstete, feststand, gesund sein mußte bis ins innerste Mark.

W. FREIHERR VON GAYL

– und heute

Unsere Zeit hat sich daran gewöhnt, die Siedlungstätigkeit der preußischen Könige, insbesondere des Großen Friedrich, der neuzeitlichen Siedlungsarbeit als Vergleichsmaßstab und als Muster entgegenzuhalten. Ein Vergleich von Siedlungsleistungen durch Zahlengegenüberstellung ist irreführend, wenn die Leistungen unter völlig verschiedenen Verhältnissen getätigt sind. Ob die Siedlung Friedrichs des Großen der Neuzeit als Muster vorgehalten werden kann, bedarf besonderer Darlegung. Vorweg ist zu betonen, daß diese Frage in vielen Punkten, namentlich gegenüber der Entwicklung im letzten Jahrfünft zu bejahen ist.

Die Verhältnisse, unter denen Friedrich siedelte, waren völlig verschieden von denen der Neuzeit. In der absoluten Monarchie war die Organisation denkbar einfach. Ein Kommissar, der Weisungen, Land und Mittel in der Regel vom König unmittelbar empfing, konnte im Rahmen seiner weitgehenden Befugnisse seine Aufgabe ohne wesentliche Reibungen durchführen. Das Siedlungsland war königliches Eigentum, entweder Kulturland aus Domänenbesitz oder leergewordenen Hufen oder durch Urbarmachung neugewonnenes Unland. Die Anforderungen an die Neureglung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der Siedlungen waren, den Zeitverhältnissen entsprechend, sehr bescheiden. Hinter allem, was geschah, stand der starke, lebendige Wille des großen Königs, der alle Hindernisse durch eine Entscheidung zu überwinden vermochte.

In den mehr als 100 Jahren, in denen nach Friedrich II. die Siedlung fast ganz ruhte, hat sich das Aussehen des deutschen Ostens völlig verändert. Die absolute war der konstitutionellen Monarchie und zuletzt der Republik mit demokratisch-parlamentarischen

*) Buchholz, Geschichte der Churmark Brandenburg.

Einrichtungen gewichen. Das Land ist im festen Besitz grundbuchmäßiger Eigentümer, von denen es erst erworben werden muß. Der Domänenbesitz ist stark verringert. Unland, das mit verhältnismäßig geringem Aufwand an Kapital urbar gemacht werden kann, ist nur noch an wenigen Stellen in größerm Ausmaß vorhanden. Die Agrar- und die Arbeitsverfassung haben sich grundlegend verändert. Die Finanzierung der Siedlung hat sich dem immer kapitalistischer gewordenen Wirtschaftssystem der Welt weitgehend anpassen müssen. Die Ansprüche an Schulwesen, Wegenetz und gemeinwirtschaftliche Einrichtungen aller Art haben sich mehr und mehr gesteigert. Die Welt ist, sozusagen, inzwischen verteilt. Für die Siedlung muß heute mit großem Aufwand erst so Raum geschaffen werden, daß die Wirtschaft und die geschichtlich gewordenen Verhältnisse der Umgebung möglichst wenig beeinträchtigt werden. Kurzum, die Bedingungen, unter denen gesiedelt werden muß, sind völlig verändert gegenüber der Lage im Staate Friedrichs II.

Und dennoch kann die neuzeitliche Siedlung im deutsch-preußischen Osten sich nach ihrem zahlenmäßigen Erfolg durchaus mit der des 18. Jahrhunderts messen. Über den Umfang der neuzeitlichen Siedlung herrscht fast in allen Kreisen eine staunenswerte Unkenntnis der Tatsachen. Es ist ein Zufall, daß der 46jährigen Regierungszeit des großen Friedrich genau der gleiche Zeitraum neuzeitlicher Siedlung von 1886 bis 1932 gegenübersteht. Es liegen gerade abgeschlossen die Ergebnisse von 1886 bis 1932, also ebenfalls über 46 Jahre vor.

Den 57475 Kolonisten Friedrichs II. stehen 100763 Siedler der Neuzeit gegenüber. Bei diesen und den folgenden Zahlen, die für den Osten Deutschlands, fast ausschließlich für Preußen gelten, ist nur die rein ländliche Siedlung, nicht die vorstädtische und Randsiedlung berücksichtigt.

Es wurden in den Jahren von 1886 bis 1919, also in der Vorkriegszeit geschaffen:

a) Von der Kgl. Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen 21784 Stellen mit 309475 ha Fläche.

b) Von den Kgl. Generalkommissionen und provinziellen gemeinnützigen Gesellschaften 21535 Stellen mit 238448 ha Fläche,

das bedeutet die Neuschaffung von 1733 neuen Dorfeinheiten mit einer Siedlerbevölkerung von rund 216600 Seelen.

Von 1919 bis 1932, also in der Nachkriegszeit wurden 57444 Stellen auf 601000 ha ausgelegt, das sind 2297 Dorfeinheiten mit 287200 Seelen.

Zusammen sind in den 46 Jahren neuzeitlicher Siedlung, in denen Weltkrieg und Inflation die Arbeit fast ein volles Jahrzehnt stillegten 100763 Stellen mit 1148923 ha geschaffen, von denen rund 50 Prozent bauerliche Stellen über 5 ha Fläche, 25 Prozent Halbbauern – und Handwerker – und die restlichen 25 Prozent Landarbeiterstellen sind. Das sind 4030 neue Dörfer mit durchschnittlich 285 ha Fläche und einer Ansiedlerbevölkerung von über einer halben Million Menschen. Die nutzbare, besiedelte Fläche (ohne Wege, Gewässer und Flächen in öffentlicher Hand) entspricht ungefähr der Gesamtgröße des Landes Mecklenburg-Schwerin (etwa nach Abzug der Wasserflächen), so daß man durch einen Blick auf die Karte einen Begriff von dem Umfang der neuzeitlichen Siedlungsarbeit erhalten kann. Dieses Ergebnis, das trotz schwieriger Verhältnisse, Parlamentsmißwirtschaft, Weltkrieg und Inflation erreicht worden ist, dürfte zahlenmäßig den Vergleich mit der Siedlung Friedrichs II. durchaus aushalten. Diese Tatsache einmal festzuhalten ist ein Gebot der Gerechtigkeit gegenüber den an der Arbeit beteiligt gewesenen Stellen.

Es wäre reizvoll, auch den Geldaufwand beider Siedlungsabschnitte festzustellen, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und miteinander zu vergleichen. Für dieses Beginnen liegen aber so wenig Unterlagen zur Zeit vor, daß auf einen Vergleich hier verzichtet werden muß.

Auf dem Gebiet der Siedlung entscheidet aber nicht die erreichte Zahl, sondern der nachhaltige Erfolg über die Leistung. Siedlungen erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie lebensfähig sind und einen dauernden Zuwachs an bäuerlichen Familien bringen und erhalten. Mit Recht spricht die Gesetzgebung unserer Tage nicht mehr von Siedlung, sondern von der Neuschaffung von Bauerntum. Dieser Grundgedanke jeder gesunden Siedlungstätigkeit hat auch Bismarck vorgeschwebt, als er die preußische Siedlung 1886 wieder aufnahm, und er stand allen denen lebendig vor der Seele, die mit Verantwortungsbewußtsein in der Neuzeit gesiedelt haben. Wer sich diesem Zweck seiner Arbeit im Gewissen verbunden fühlt, der muß seine Verantwortung auch betätigen und bewußt nur lebensfähige Siedlungen schaffen. Das hat Friedrich II., und das haben auch in der Neuzeit die Siedlungsträger in der Regel getan. Siedeln heißt, richtig verstanden, für Jahrhunderte neue Werte schaffen und sich dabei bewußt sein, daß Fehler in der Anlage in der Regel nicht wieder gutzumachen sind. Erst dem Zeitalter des Weimarer Parteienstaates war es vorbehalten, aus der Siedlung ein rein kapitalistisches Geschäft zu machen, an dem derjenige am meisten verdienen sollte, der den Weisungen einer wenig sachkundigen und verantwortungsbewußten Regierung, politisch und wirtschaftlich am willigsten folgte. Die Durchführung der Siedlung gehört in die Hand auf dauernde Tätigkeit eingestellter und gemeinnützig arbeitender Siedlungsträger, nicht in die von Glücksrittern, welche Verdienen dick unterstreichen. Die letzte Parteiregierung hat aber zahlreiche, weder erfahrene, noch leistungsfähige, noch verantwortungsbewußte Siedlungsunternehmer herangezogen und von oben her, oft gegen den Widerstand der örtlichen Kulturbehörden, gefördert. Diese zeitweise Abkehr vom Geist friderizianischer Siedlung hat sich mehrfach bitter gerächt.

So sind, wesentlich in den letzten 5 Jahren, ohne Rücksicht auf Lebensfähigkeit eine Anzahl von Siedlungen geschaffen, die zu klein waren und den Bedürfnissen ihrer Gegend nicht entsprachen. Sie sind nach schematischen Weisungen der Berliner Zentralstellen errichtet und gewähren einer Familie keine volle Nahrung. Alle anderen etwa gemachten Fehler treten hinter diesen schwerwiegenden Hauptfehler zurück. Ähnliches gilt vom Ausmaß, Ausführung und Aufwand der Bauten.

Die unter diesen Umständen in der Öffentlichkeit lautgewordenen Befürchtungen sind aber in ihrer Allgemeinheit übertrieben. Über das Gelingen von Siedlungen kann man erst nach Ablauf einer längeren Zeitspanne, frühestens nach einem halben Jahrzehnt, urteilen. Auch die Siedler leben unter denkbar ungünstigen landwirtschaftlichen Verhältnissen. Die agrarpolitische Umstellung des neuen Staates ist erst am Anfang ihres Wirkens. Ein endgültiges Urteil über die Lebensfähigkeit der neuzeitlichen Siedlungen wird erst eine spätere Zeit abgeben können, wenn die neuen Maßnahmen sich ausgewirkt haben. Gelingt es aber, was wir alle hoffen, das Bauerntum unseres Volks auf neue, bessere Grundlagen zu stellen, so werden auch die Neubauernstellen unserer Zeit sich in der Hauptsache als lebensfähig erweisen.

Zunächst ist man zu jeder Zeit geneigt gewesen, die zeitgenössische Siedlung in Bausch und Bogen zu verdammen. In einem Vortrag von 1910 sagt Dr. Stumpfe, ein alter Vorkämpfer des Siedlungsgedankens:

„Wunderbarerweise haben die Zeitgenossen Friedrichs des Großen sich über seine Besiedlungstätigkeit im großen und ganzen sehr ungünstig ausgesprochen. Sie sehen eben mehr ihre kleinen, aber den Nachbarn in die Augen springenden Fehler, nicht aber ihre außerordentliche, die Fehler überragende politische und wirtschaftliche Bedeutung."

Die Siedlungen Friedrichs bestehen bis auf den heutigen Tag. Sie leiden unter der Ungunst der Zeiten, wie jedes Bauerndorf. Sie haben sich eingefügt in ihre Umgebung, und nur der Kenner weiß, daß sie Neusiedlungen waren. Es hat auch in ihnen viele Fehlschläge, manche verschuldete und unverschuldete Not gegeben. Mancher

Siedler hat seine Stelle aufgegeben, mancher Untüchtige hat durch einen bessern Wirt ersetzt werden müssen. Es kommt aber nicht auf den Nutzen der Einzelnen, sondern allein auf den der Gesamtheit an, der darin besteht, daß einmal objektiv lebensfähig geschaffene Stellen bestehen, auf denen neue Familien aus Bauernblut sich dauernd mit dem Boden verbinden und erhalten können. Diese Forderungen erfüllen die Gründungen Friedrichs II. Wir sind zu der Hoffnung berechtigt, daß eine spätere Zeit ein ähnliches Urteil über die große Mehrheit der neuzeitlichen Siedlungen fällen kann.

Der größte Teil der Siedlungen der ehemaligen Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen ist uns verloren. Wir brauchen eine energische und vernünftige Fortsetzung des Ansiedlungswerks, ohne uns utopischen Plänen hinzugeben, denn die Siedlung findet ihre Grenze in den natürlichen Verhältnissen unserer Ostgebiete. Viel kann aber noch geschaffen werden. Um so betrüblicher ist es, daß mit dem Jahr 1932 der Aufstieg der Siedlungsergebnisse ein Ende gefunden hat. Die Ursachen liegen in dem Versagen des Weimarer Systems gegenüber dieser großen Aufgabe. Ihr Bürokratismus hatte sich von Jahr zu Jahr hemmender entfaltet. Die Parlamente störten durch unfruchtbare und unsachliche Kritik. Die völlig verfehlt aufgebaute Osthilfe schränkte die Landbeschaffung ein und entzog dem Siedlungswerk Mittel. Im Rahmen dieser kurzen Darlegungen können die seit über 10 Jahren gewordenen Verhältnisse nicht näher geschildert werden. Es steht die traurige Tatsache fest, daß die Siedlung heute organisatorisch und wirtschaftlich völlig festgefahren ist und einer durchgreifenden Neuordnung bedarf. Der nationalsozialistische Staat hat eine schwere Erbschaft übernommen und findet eine große Aufgabe im Rahmen seiner neuen Bauernpolitik vor, die zu lösen ihm leichter sein wird als früheren Regierungen.

Bei dieser Neuordnung ist aber zu beachten, daß gerade die ländliche Siedlung keine Experimente vertragen kann. Sie hat Grundgesetze, die nicht verletzt werden dürfen und die sich im Wandel der Zeiten stets als richtig erwiesen haben. Von technischen Fragen soll hier abgesehen werden. Betont soll aber werden, daß jede Zentralisation und jeder Schematismus ausgeschaltet werden müssen. Die Entscheidung muß da liegen, wo man ihre Voraussetzungen an Ort und Stelle übersehen kann. Die entscheidenden Persönlichkeiten müssen mit den politischen, kulturellen, geologischen, klimatischen, marktpolitischen und allgemein wirtschaftlichen Verhältnissen, sowie der sozialen Struktur der Gegend genau vertraut sein. Jedes Lehrgeld geht hier auf Kosten der neuen Bauern! Der örtlichen Entscheidungsbefugnis muß eine vertiefte Verantwortung entsprechen. Vor allen Dingen aber müssen die Gesetze beachtet werden, welche uns die Natur bei der Neuschaffung von Bauernstellen vorschreibt. Unsere Zeit der Technik muß wieder Ehrfurcht vor der Natur und ihren Bedingtheiten lernen. Siedeln ist Rückkehr zur und Einpassung in die Natur!

Was bei der Siedlung von 1886 bis heute gefehlt hat und was sie grundsätzlich von der Zeit Friedrichs des Großen unterscheidet, das ist das Wirken einer hinter ihr stehenden machtvollen Persönlichkeit und ihr Ersatz durch eine Häufung von Behörden, Bürgerschaften und Ausschüssen mit anonymer Verantwortung.

Es wird Sache des neuen Staats sein, einfache, klare Formen der Organisation mit zweckmäßiger Verteilung von Befugnis und Verantwortung zu finden. Er hat den Grund und Boden und die Mittel für eine sparsame, aber ausreichende Durchführung der Siedlung bereitzustellen. Sache der neuen Bauern bleibt es, sich den neuen Grund und Boden zu verdienen, auszugestalten und zu verteidigen. Die grundsätzliche Neuordnung steht im ersten Anfang. Wir wollen ihr mit Vertrauen entgegensehen, denn der neue Staat ist nicht ein Staat der Mehrheitsbeschlüsse und Kompromisse, sondern ein Staat der Persönlichkeit und ihres Wirkens.

Lebendige Vergangenheit

Aus Friedrichs des Großen Briefen

An Luise Dorothea von Gotha. Dahlen, 19. Februar 1763.

Das Volk ist auf die Dauer gerecht. Es schätzt jeden nach seinem Verdienste ein. Bisweilen fällt es übereilte Urteile, aber die Zeit führt es immer wieder zur Wahrheit zurück.

An Voltaire. 31. Oktober 1760.

Ihr Eifer entflammt also gegen die Jesuiten und gegen den Aberglauben. Sie tun wohl daran, den Irrtum zu bekämpfen; aber glauben Sie, daß die Welt sich ändern wird? Der menschliche Geist ist schwach; über drei Viertel der Welt sind zur Knechtschaft unter dem wahnwitzigsten Fanatismus bestimmt. Die Furcht vor Teufel und Hölle hält sie in ihrem Bann, und sie verabscheuen den Weisen, der sie über ihren Wahn aufklären will. Die Masse unserer Gattung ist dumm und schlecht. Ich suche in ihr vergeblich das Ebenbild Gottes, das ihr nach der Versicherung der Theologen aufgedrückt sein soll. Jeder Mensch hat etwas von einer Bestie in sich. Wenige verstehen sie zu fesseln, die meisten lassen ihr die Zügel locker, wenn nicht die Gesetzesfurcht sie im Zaume hält.

An Luise Dorothea von Gotha. Freiberg, 12. März 1933.

Der Untergang der Reiche ist das Werk eines Augenblicks, und zu ihrem Fall genügt es bisweilen, daß ein Dummkopf in einem entscheidenden Augenblick versagt. Ich könnte noch in Erwägung der Grundgesetze der Welt hinzufügen, daß eines von ihnen der Wechsel ist.

An Grumbkow. Remusberg, den 1. November 1737.

Warum soll man keinen Krieg mit Frankreich führen können, etwa weil man Französisch spricht, gute Schriftsteller in dieser Sprache liest und gebildete, geistreiche Franzosen liebt? Einen solchen Gedanken könnte man wohl kaum vor vorurteilslosen Leuten aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen. Die Ehre wird stets die einzige Richtschnur für mein Handeln sein, und keine Erwägung irgendwelcher Art könnte diese Ansicht ändern.

An d'Alembert. 8. Januar 1770.

Denken wir uns eine Monarchie mit zehn Millionen Einwohnern. Ziehen wir davon zuerst ab die Bauern, Fabrikarbeiter, Handwerker und Soldaten, so bleiben etwa fünfzigtausend Personen beiderlei Geschlechts übrig. Ziehen wir davon ungefähr fünfundzwanzigtausend Frauen ab, so wird der Rest sich aus dem Adel und dem besseren Bürgerstand zusammensetzen. Prüfen wir, wieviele Geistesträge, Schwachköpfe, Verzagte und Wüstlinge darunter sind, und es wird sich ergeben, daß in einer sogenannten zivilisierten Nation von etwa zehn Millionen Menschen kaum tausend Gebildete zu finden sind, und was für ein Unterschied unter diesen in der Begabung! Nehmen Sie nun an, diese tausend Philosophen wären alle einer Meinung und vorurteilsfrei; wir werden ihre Lehren auf das Publikum wirken? Wenn acht Zehntel der Nation, für ihren Unterhalt arbeitend, nicht lesen, wenn ein weiteres Zehntel aus Oberflächlichkeit, Liederlichkeit oder Stumpfsinn sich damit nicht abgibt, so folgt daraus, daß das bißchen Verstand, dessen unser Geschlecht fähig ist, nur in dem kleinsten Bruchteil einer Nation vorhanden ist,

die übrigen unempfänglich sind, so daß der Wunderglauben bei der Masse stets das Übergewicht behaupten wird. Auf Grund dieser Erwägungen nehme ich an, daß Leichtgläubigkeit, Aberglaube und die blöde Angst schwacher Charaktere unter den Menschen immer überwiegen werden, die Zahl der Philosophen zu allen Zeiten klein sein wird und daß immer irgendein Aberglaube die Welt beherrschen wird.

Es ist verlorene Mühe, sie aufklären zu wollen, und oft sogar gefährlich für die, die es versuchen. Es muß uns genügen, selbst weise zu sein, wenn wir dazu imstande sind, die Masse aber dem Irrtum zu überlassen und sie nur von Verbrechen, die die Gesellschaftsordnung stören, abzuhalten.

An Voltaire. Insterburg, 27. Juli 1739.

Lieber Freund. Endlich sind wir nach einer Reise von drei Wochen in diesem Lande angekommen, das mir das Nonplusultra der zivilisierten Welt zu sein scheint. Es ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, die jedoch bekannter zu sein verdiente; denn sie kann als eine Schöpfung meines Vaters angesehen werden.

Preußisch-Litauen ist reichlich dreißig deutsche Meilen lang und zwanzig breit, wird aber nach Samogitien zu schmäler. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde es durch die Pest verheert, wobei mehr als dreihunderttausen Menschen durch Krankheit und Elend dahingerafft wurden. Der Hof wußte wenig von den Leiden des Volks und versäumte es, dem reichen, fruchtbaren, starkbevölkerten Lande, in dem alle Erwerbszweige blühten, zu helfen. Die Seuche raffte das Volk dahin, die Felder blieben unbestellt und wurden zur Wildnis. Auch der Viehstand schwand dahin, kurz, unsere reichste Provinz wurde zur schrecklichsten Einöde.

Mittlerweile starb Friedrich I. und wurde mit seiner erborgten eitlen Größe und dem Schaugepränge nichtiger Zeremonien begraben.

Mein Vater, der ihm in der Regierung folgte, wurde von dem Unglück des Volkes gerührt. Er kam selbst und sah, wie furchtbar Seuche, Armut und die schmutzige Habsucht der Minister das Land verheert hatten. Zwölf bis fünfzehn verödete Städte und vierhundert bis fünfhundert unbewohnte verfallene Dörfer waren das trostlose Bild, das sich seinen Blicken darbot. Statt sich hierdurch abschrecken zu lassen, beschloß er, von Mitleid durchdrungen, den Menschen wieder aufzuhelfen und ihnen durch Hebung von Handel und Gewerbe in diesem zur Wüste gewordenen Land wieder Wohlstand zu verschaffen.

Seitdem hat der König keine Ausgabe gescheut, seine segensreichen Pläne durchzuführen. Er erließ zweckmäßige Verordnungen, baute wieder auf, was die Pest verödet hatte, und ließ Tausende von Familien aus allen Gegenden Europas kommen. Die Äcker wurden urbar gemacht, das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühte von neuem auf, und jetzt erfreut sich das furchtbare Land eines größeren Wohlstandes als je.

Litauen hat mehr als eine halbe Million Einwohner, mehr Städte und Herden als früher; es ist die wohlhabendste und ertragreichste Gegend Deutschlands. Und das alles verdankt man allein dem König, der nicht nur die Pläne selbst entworfen, sondern auch ihre Ausführung überwacht hat. Er hat weder Sorgen noch Mühen, weder Gold noch Versprechungen und Belohnungen gespart, um einer halben Million Menschen eine sichere und behagliche Existenz zu verschaffen; ihm allein verdanken sie ihr Wohlergehen und ihre Niederlassung.

Aus Richard Fester, Friedrich der Große. Briefe und Schriften.
Bibliographisches Institut AG., Leipzig

HANS STUBBE

Dienst an der Pflanze – Dienst am Volk

I.

Das außerordentlich schwierige Ernährungsproblem im Weltkriege, in dem Deutschland darauf angewiesen war, im wesentlichen von den Erzeugnissen der eigenen Scholle zu leben, hat uns gezeigt, wie wenig auch Länder mit hochentwickelter Landwirtschaft für einen derartigen Ausnahmezustand damals gerüstet waren. Obwohl schon im ersten Kriegsjahr eine Beschränkung des Verbrauchs wichtiger Lebensmittel begann, hat sich eine im Verlauf des Krieges immer ernstere Formen annehmende Unterernährung großer Teile des Volkes nicht verhindern lassen. Die Ursachen dafür liegen in der schon lange vor dem Kriege einsetzenden Abhängigkeit in der Versorgung mit pflanzlichen und tierischen Produkten vom Ausland und der plötzlichen Schließung der Grenzen nach Kriegsausbruch. Wir waren sorglos genug, die Stimmen sachverständiger Männer zu überhören, die seit langem mit allem Nachdruck auf die Notwendigkeit einer starken, aus sich selbst lebensfähigen Landwirtschaft hinwiesen, weil sie die Katastrophen, die uns bevorstanden, schon frühzeitig erkannten.

Es ist hier nicht der Raum, zu erörtern, wie weit rein theoretisch die autarke Lebensführung eines Staates vornehmlich auf landwirtschaftlichem Gebiete erwünscht oder zweckmäßig ist. Die Länder Europas sind keine Inseln, die berufen sein könnten, in völliger Isolierung ohne Beziehung zu ihren Nachbarn zu leben. Wirtschaftspolitik ist nicht zu trennen von der Außenpolitik eines Landes, und keine Macht der Welt kann auf die Dauer bestehen, die nicht den rechten Weg findet zwischen den Maßnahmen, die den Bestand und die Entwicklung des eigenen Wirtschaftslebens sichern, und den Erfordernissen der großen Politik.

Überblicken wir aber den Außenhandel des Deutschen Reiches in den vergangenen Jahren, so läßt sich feststellen, daß der Export von Jahr zu Jahr gesunken ist, teils weil die Kaufkraft geringer geworden ist, teils weil die Tendenz, im eigenen Lande zu produzieren, sich in den andern Staaten der Welt bereits in mehr oder weniger starkem Maße durchgesetzt hat. Das lehren wohl am deutlichsten die hohen Schutzzölle und Einfuhrverbote aller Art, die heute in fast jedem Land der Welt bestehen. Die Tendenz der praktischen Wirtschaftspolitik geht also heute ohne Zweifel zur Autarkie, zur Erzeugung im eigenen Lande.

Für Deutschland liegen die Verhältnisse noch insofern besonders verwickelt, als die immer geringer werdende Ausfuhr nicht mehr dazu ausreicht, die Rohstoffe zu bezahlen, die für einen geregelten Verlauf unserer großen Industrie unbedingt eingeführt werden müssen, ganz abgesehen davon, daß aus dieser Ausfuhr noch ein Teil der Schuldenverpflichtungen abgestattet wurde. Es bleibt also unter diesen Umständen nur übrig, die Einfuhr der Produkte einzuschränken oder ganz zu unterbinden, die unter Ausnutzung neuer Arbeitsmethoden auch im eigenen Lande hergestellt werden können.

Der Industrie eines Landes sind hierbei verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt. Zwar lassen sich Seide, Kautschuk, Düngemittel und andere Rohstoffe heute schon künstlich herstellen, aber der Schatz an Kohle und Mineralien läßt sich bisher noch nicht willkürlich vergrößern, und ein Volk mit aufblühender Industrie wird in der Beschaffung dieser Rohstoffe bei dem heutigen Stand der Technik auf die Gebiete größter und billigster Herstellung angewiesen sein.

II.

Ganz anders aber liegen die Verhältnisse in der Landwirtschaft. Die Möglichkeiten, durch systematische Verbesserung der Erträge unserer Kulturpflanzen die eigene Erzeugung zu steigern, sind außerordentlich groß, da die höchste Leistungsfähigkeit für viele Früchte noch keinesfalls erreicht ist.

Um diese Steigerung der Erträgnisse zu erzielen, sind seit langem zwei Wege beschritten worden. So sind einmal durch die Fortschritte in der Ackerkultur und in der Düngerwirtschaft, durch die Einführung sorgfältig arbeitender Ackergeräte und -maschinen Durchschnittserträge erzielt worden, die weit über dem bisherigen Durchschnitt liegen. Man darf die Bedeutung dieser Entwicklung für das Aufblühen der deutschen Landwirtschaft nicht unterschätzen. Bedeutend älter als diese Maßnahmen sind aber die pflanzenzüchterischen Methoden der Ertragsteigerung, die lange Zeit hindurch unbewußt geübt wurden, und die erst zu Beginn dieses Jahrhunderts nach der Wiederentdeckung der Vererbungsgesetze eine wissenschaftlich gesicherte Basis erhielten. Pflanzenzüchtung im modernen Sinne heißt Schaffung neuer Sorten, die unter den gegebenen Umweltverhältnissen ihre Erbanlagen zur vollen Entfaltung bringen. Auch heute noch werden bei der Erzeugung neuer leistungsfähiger Rassen unserer Kulturpflanzen verschiedene Wege eingeschlagen. Die erste wohl ganz unbewußt und heute nicht mehr ausgeübte züchterische Maßnahme, die wir kennen, ist die Saatgutauslese durch Werfen der Körner gegen den Wind, wobei die großen schweren Körner weiter fielen als die kleinen leichten, die damals für weniger wertvoll gehalten wurden. Diese Art der Auslese hat sich Jahrhunderte hindurch gehalten. Erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab begann man neue Wege einzuschlagen. Der Auswahl der schwersten Körner folgte eine Auswahl der besten und ertragreichsten Pflanzen eines Feldes, die zusammengeworfen zur Weiterzucht verwendet wurden. Diese als Massenauslese bezeichnete Methode wurde aufgegeben, als man erkannte, daß z. B. ein Roggenfeld keine einheitliche Rasse, sondern ein Gemisch vieler Rassen ist, daß also eine züchterische Verbesserung nur dann erreicht werden kann, wenn einzelne Pflanzen ausgelesen und deren Nachkommenschaften getrennt voneinander angebaut und geprüft werden. Dieser Einzelauslese mit Prüfung der Nachkommenschaften, die heute noch nicht verbreitet ist, verdankt die Welt die ersten wirklich bedeutenden Erfolge in der Tier- und Pflanzenzüchtung. Schon im 17. Jahrhundert wurden die Rennpferde Englands auf diese Weise gezüchtet, und unter Anwendung der Individualauslese und der darauffolgenden Nachkommenschaftsprüfung züchtete v. Lochow-Petkus am Ende des vorigen Jahrhunderts den weltberühmten „Petkuser Roggen", nachdem Ökonomierat Dippe-Quedlinburg bereits in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als erster mit ihr gearbeitet hatte.

Einen neuen entscheidenden Anstoß aber erhielt die Züchtung, als im Jahre 1900 die schon um 1865 von dem Augustinermönch Gregor Mendel gefundenen Gesetzmäßigkeiten der Vererbung von den Botanikern C. Correns, H. de Vries und E. v. Tschermak wiederentdeckt wurden. Auf diesen Gesetzen fußt die weit verbreitete Kombinationszüchtung, in der Kreuzungen mit einem fest umrissenen Zuchtziel durchgeführt werden, um mehrere gute Eigenschaften, die bisher in verschiedenen Rassen vorkamen, in einer neuen Rasse zu vereinigen.

Haben wir uns bisher kurz mit den Methoden vertraut gemacht, die in der Pflanzenzüchtung angewendet werden, so gilt es nun, zu untersuchen, welche Probleme heute im Vordergrund stehen und welche Bedeutung eine zielbewußte Verbesserung unserer Kulturpflanzen für die eigene Volkswirtschaft hat. Die deutsche Pflanzenzüchtung hat bei der Lösung der Aufgabe, den größten Teil des Bedarfs an landwirtschaftlichen Produkten im eigenen Lande zu erzeugen, verschiedene Wege zu beschreiten.

Im Jahre 1930 und 1931 wurden für die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse rund drei Milliarden Mark pro Jahr ausgegeben. Für diese Summe wurden Erzeugnisse gekauft, die im eigenen Lande teils nicht in genügender Menge, teils in nicht ausreichender Qualität hergestellt wurden. Diese beiden Tatsachen zeichnen bereits das Ziel vor, das es bei der Züchtung zu erreichen gilt. Die Verbesserung der in Deutschland angebauten Kulturpflanzen wird einmal in der Züchtung auf höheren Ertrag, zum anderen in der Züchtung auf bessere Beschaffenheit beruhen. Dabei kann die Züchtung auf Ertrag wiederum auf zweierlei Weise erreicht werden. Einmal kann die Steigerung der pro Flächeneinheit erzielten Menge darauf beruhen, daß Formen gezüchtet werden, die auf Grund ihrer erblichen Veranlagung höhere Erträge hervorbringen. Wir können uns z. B. eine Getreidesorte herstellen, die zwar dieselbe Zahl von Körnern pro Ähre enthält, aber größere und schwerere Körner mit hohem Klebergehalt hat, oder eine Kartoffelsorte, die pro Staude dieselbe Zahl von Knollen, aber größere und schwerere Knollen mit hohem Stärkegehalt trägt. Zum anderen ist die Steigerung der Menge dadurch zu erreichen, daß neue Rassen gezüchtet werden, die gegen bestimmte parasitäre Krankheiten, für welche die meisten unserer hochgezüchteten Kulturpflanzen sehr empfänglich sind, widerstandsfähig bleiben und auf diese Weise den Ertrag mittelbar erhöhen. Die letztgenannte Art der Züchtung, die Resistenzzüchtung, spielt in der modernen Pflanzenzüchtung aller Länder wohl die Hauptrolle, da jährlich ungeheure Mengen durch parasitäre Krankheiten vernichtet und Unsummen zu ihrer Bekämpfung ausgegeben werden.

Zu den beiden Grundproblemen der Pflanzenzüchtung, Verbesserung von Menge und Beschaffenheit, gesellt sich noch ein Drittes, das heute wohl nur in großen Instituten, die mit staatlicher Unterstützung arbeiten, bearbeitet werden kann. Jede Art der Erzeugungssteigerung birgt die Gefahr der Übererzeugung in sich, und die Entwicklung der Landwirtschaft in der Nachkriegszeit hat deutlich gelehrt, daß wir in einzelnen Betriebszweigen, z. B. im Brotgetreide- und im Zuckerrübenbau, zeitweise eine Erzeugung aufwiesen, die den Bedarf im Inland weit überstieg. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, den Anbau dieser Früchte einzuschränken und die hierdurch freiwerdenden Flächen mit Pflanzen zu besetzen, an deren spezifischen Erzeugnissen Bedarf vorhanden ist. In Betracht sind dabei einmal Kulturpflanzen zu ziehen, deren Züchtung infolge des starken Wettbewerbs des Auslandes völlig vernachlässigt wurde, weil die heute vorhandenen Rassen an andere klimatische Bedingungen angepaßt sind, oder sogar Pflanzen, die bis jetzt niemals in Kultur genommen wurden, die aber Rohstoffe enthalten, die bisher vom Ausland eingeführt wurden.

Der Dienst an der Pflanze, d. h. die Art und die Dringlichkeit der züchterischen Bearbeitung, richtet sich nun im wesentlichen danach, welche Rohstoffe sie liefert. Züchterische Maßnahmen haben also vor allem an den Pflanzen einzusetzen, deren Produkte in großem Umfang vom Ausland eingeführt werden. Sie werden dann sichtbar Dienst am Volke tun.

III.

Für die deutsche Landwirtschaft hat die Pflanzenzüchtung zwei Aufgaben an erster Stelle zu lösen: die Schaffung neuer Eiweißfuttermittel und die Züchtung von Fettpflanzen, die einen rentablen Anbau gewährleisten. Beide Erzeugnisse sind bisher vom Ausland in großer Menge eingeführt worden. Deutschland hat in den letzten Jahren jährlich für etwa 250 Millionen Mark Eiweißfuttermittel eingeführt. Das Problem der Eiweißbeschaffung ist heute praktisch gelöst durch die Arbeiten des Kaiser-Wilhelm-Institutes in Müncheberg. Es gelang dort vor einigen Jahren, aus verschiedenen Lupinenarten, die von Natur aus bitter und giftig sind, neue Rassen zu züchten, die den Bitterstoff nicht mehr enthalten und die von allen Tieren gern

gefressen werden. Diese alkaloidfreien Lupinen sind in den letzten Jahren stark vermehrt worden, sie werden voraussichtlich im nächsten Jahr in großen Mengen in den Handel kommen. Der volkswirtschaftliche Nutzen einer solchen Züchtung ist wohl aus dem oben Gesagten ohne weiteres ersichtlich. Darüber hinaus wird die alkaloidfreie Lupine dazu beitragen, die bäuerlichen Wirtschaften, die ja in erster Linie der Volkswirtschaft tierische Produkte liefern, auf eine weit höhere Stufe der Erzeugung zu stellen, als dies bisher der Fall war. Auch diejenigen Wirtschaften, die über leichte Böden verfügen, können alkaloidfreie Lupinen anbauen, ihren Viehbestand vermehren und durch die erhöhte Düngerproduktion auch eine Steigerung der Erträge anderer Früchte erzielen.

Auch die zweite für die Landwirtschaft außerordentlich wichtige Frage der Fettherstellung im Inland wird sich voraussichtlich mit Hilfe bestimmter Leguminosenarten durchführen lassen. Neue Untersuchungen in Müncheberg haben gezeigt, daß einige bisher überhaupt nicht in Kultur genommene Leguminosen einen sehr hohen Fettgehalt, etwa 16–18 Prozent, haben. Ihre züchterische Bearbeitung, die heute allerdings erst in den Anfängen steht, wird sicher in absehbarer Zeit die Einfuhr an Soja vermindern und schließlich ganz überflüssig machen. Die große Bedeutung dieser Züchtung wird wohl am besten deutlich, wenn man bedenkt, daß von uns im Jahre 1930 für pflanzliche Öle und Fette, für Ölsaaten und Ölfrüchte etwa 700 Millionen Mark ausgegeben wurden.

Der stärkere Anbau von Eiweiß- und Fettpflanzen wird notwendigerweise dazu beitragen, die Anbaufläche für andere Pflanzen zu vermindern. Damit kann einmal die Erzeugung derjenigen Produkte, die wir bereits im eigenen Lande zu viel erzeugen, ohne große Schwierigkeiten eingeschränkt werden, zum anderen aber ergeben sich aus dem Mangel an Anbaufläche weitgehende Folgerungen für die Pflanzenzüchtung. Die Fläche, die in Deutschland für eine bestimmte Frucht, z. B. für die Kartoffel, jährlich zur Verfügung stehen muß, richtet sich bei der Annahme einer Durchschnittsernte in dem einzelnen landwirtschaftlichen Betrieb zunächst nach Boden, Fruchtfolge und Verwertungsmöglichkeit, im ganzen Reiche mehr oder weniger nach dem Gesamtbedarf an Kartoffeln für die menschliche und tierische Ernährung. Die Anbaufläche für alle Früchte muß aber heute noch übermäßig groß sein, weil jährlich große Mengen von Früchten durch den Befall von parasitären Krankheiten und durch das Einsetzen ungünstiger Witterungsverhältnisse vernichtet, bzw. die jungen Pflanzen schon in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Die Erträge für alle unsere Kulturpflanzen sind aus diesem Grunde also schwankend und unsicher, und wir müssen bestrebt sein, sie auf züchterischem Wege zu sichern, um damit die gesamte Ernte mittelbar zu erhöhen und die Anbaufläche zu vermindern. Es wurde schon vorhin auf die große Bedeutung der Resistenzzüchtung hingewiesen, und es gibt neben dem Eiweiß- und Fettproblem wohl kein Gebiet, dem größere Bedeutung zukäme.

An einigen Beispielen mag dies näher erläutert werden. Der deutsche Kartoffelbau erfährt jährlich durch den Erreger der Kraut- und Knollenfäule Phytophtora infestans und durch den Eintritt von Spät- bzw. Frühfrösten Verluste von vielen Millionen Zentnern. Aufgabe der Züchtung ist die Schaffung phytophtora- und frostwiderstandsfähiger Kartoffeln. Möglich wird die Lösung dieser Aufgabe durch die Kombinationszüchtung, bei der frostharte und phytophtoraresistente südamerikanische Kartoffeln von der Hochebene Boliviens mit unseren anfälligen Kultursorten gekreuzt, und in deren Nachkommenschaft die Formen ausgelesen werden, welche die gewünschten Eigenschaften zeigen.

Ganz ähnlich liegt das züchterische Problem in der Rebenzüchtung. Die katastrophale Lage des deutschen Weinbauern hat ihre Ursache in den außerordentlich hohen Mitteln – es sind jährlich etwa 50 Millionen Mark – die für die Bekämpfung von zwei Schädlingen, der Reblaus und dem falschen Meltau Peronospora, heute noch aufgewendet werden müssen. Auch hier hat das Müncheberger Institut eingegriffen. Es

gibt in Nordamerika Rebenarten, die widerstandsfähiger gegen die genannten Schädlinge sind, die aber eine sehr schlechte Beerenqualität haben. Die Enkelgeneration aus der Kreuzung zwischen amerikanischen Wild- und europäischen Kulturreben wird in Müncheberg in jährlich etwa 7 Millionen Sämlingen mit Hilfe künstlicher Infektionsmethoden auf ihre Widerstandsfähigkeit gegen Meltau und Reblaus geprüft. Die wenigen Überlebenden werden dann am Rhein einer Qualitätsprüfung unterzogen, bis die ideale Pflanze, die Resistenz und Qualität in sich vereinigt, gefunden sein wird.

In hohem Maße werden auch die Erträge unserer anderen Obstarten durch Schädlinge beeinflußt. Außerdem haben die meisten deutschen Obstsorten eine sehr schlechte Lagerungsfähigkeit, so daß sie schon zu einer Zeit angeboten werden müssen, in welcher der einheimische Markt von frühreifenden Sorten und anderen Obstarten überfüllt ist. In den Zeiten des Hauptbedarfs sind wir auf die Einfuhr vornehmlich aus Italien und Amerika angewiesen. Hinzu kommt, daß jedes Obst weniger nach dem Geschmack als nach dem Aussehen gekauft wird, und hier waren die amerikanischen Obstsorten trotz ihres weniger guten Geschmacks stets den deutschen überlegen.

In der Gemüsezüchtung liegen die Verhältnisse ähnlich. Lagerungsfähigkeit und Frühreife sind die züchterischen Probleme, deren Lösung die Einfuhr von Frühgemüse im wesentlichen unterbinden wird, die im Jahre 1930 rund 100 Millionen Mark betrug.

Die wenigen Beispiele zeigen wohl, wie außerordentlich groß der volkswirtschaftliche Nutzen der Pflanzenzüchtung ist, wenn mit den Erkenntnissen der Vererbungswissenschaft eine Verbesserung der schon vorhandenen Kulturpflanzen vorgenommen wird. Es wurde schon erwähnt, daß noch ein dritter Weg für die Züchtung besteht, Dienst am Volke zu tun. Man kann versuchen, Pflanzen in Kultur zu nehmen und in ihrer Leistungsfähigkeit zu steigern, die bisher Unkraut waren, die noch niemals durch die auswählende Hand des Landwirts gegangen sind. Vorarbeiten in verschiedener Richtung sind auch mit derartigen Pflanzen in Müncheberg im Gange. Vielleicht werden wir in absehbarer Zeit billigeres nährstoffreiches Viehfutter erzeugen können als bisher, vielleicht werden wir bald Kautschuk und Fasern billig aus Unkrautpflanzen, die bisher kein Mensch beachtete, herstellen müssen.

IV.

Dienst an der Pflanze – züchterische Verbesserung unserer Kulturpflanzen aber bedeutet lange mühevolle Arbeit von Jahren unter Anwendung großer Mittel. In Deutschland haben viele Jahre hindurch Privatleute diese Mittel großzügig aufgebracht, und ihnen ist in erster Linie der hohe Stand der deutschen Pflanzenzucht zu danken. Sie haben durch ihre Arbeit im wahren Sinne Dienst am Volke getan. Die außerordentlich schlechte wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft verbietet heute vielen Züchtern die freie Entfaltung ihrer Kräfte, auch die Methoden der Züchtung sind schwieriger geworden, d. h. eine Auslese ist oft nur mit einem erheblichen Aufwand an technischen Hilfsmitteln und Kapital durchführbar. Die Zeit ist gekommen, wo der Staat die Wege für eine großzügige Weiterarbeit ebnen muß, indem er seine Institute und die private Pflanzenzüchtung in jeder Form unterstützt. Es handelt sich bei dieser Unterstützung nicht um die Förderung einzelner landwirtschaftlicher Betriebe, sondern die Züchtung neuer Futterpflanzen, die Verbesserung unserer Obst- und Gemüsearten dient in erster Linie der Stärkung des bäuerlichen Besitzes und des kleinen Siedlers als den Produzenten von tierischen und pflanzlichen Qualitätserzeugnissen und nicht zuletzt als dem Quell, aus dem jedem Volk neue Kräfte zuströmen.

Weise wird daher die Regierung handeln, welche die Notwendigkeit der züchterischen Maßnahmen klar erkennt, und die sich der Tatsache bewußt ist, daß jede Leistungssteigerung auf züchterischem Gebiet, sei sie zunächst auch mit hohen Kosten verbunden, sich hundertfältig bezahlt macht. Allein dann wird Dienst an der Pflanze auch Dienst am Volke sein.



Phot. Scherl

Erwin Baur †

der große Züchtungsforscher

Aus dem Kaiser=Wilhelm=Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg



Wertvolle Kreuzungen edler Weinsorten sind im Käfig gegen Spatzenfraß geschützt



Versuchsfeld mit nikotinfreiem Tabak



Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg

Durch Bestrahlung von Pflanzen mit Röntgenstrahlen entstehen neue Rassen

Bei nur 12 Stunden Licht am Tage gedeihen Kartoffeln südlicher Herkunft in der Mark so gut wie im Süden

DANIEL CORKERY

Der Heimkehrer

Eine Geschichte aus Irland

An der Stelle, wo in Cork die Blarneygasse auf den Schuhmarkt stößt, stehen vier unheimlich aussehende Häuser, von den Umwohnern Stadtschlösser oder auch Quartiere genannt. Aber es wohnen keine Landjunker mehr darin, und ihre heutigen Insassen wechseln von einem Tage zum andern: Buchmacher, die zu den Rennen kommen und zwei Nächte bleiben, oder Viehhändler, die sich bloß den Markttag über aufhalten. Nur in guten Zeiten gibt ihnen eine Kolonne Kohlenlader, die morgens fortgehen und abends heimkommen, den Charakter einer Dauerwohnung, sonst hängt alles vom Zufall und von der Wirtschaftslage ab.

Das größte und auch das düsterste dieser vier Quartiere wird von einer Witwe geführt, der Häubchenkitty, weil sie über ihren dünnen Haaren ein Häubchen trägt, während doch alle andern Frauen ordentliche Tücher um ihre Köpfe binden. Die Leute spotten, daß die alte Kitty auch ihr bißchen Geld in diesem Häubchen aufbewahrt. Ihr Gesicht sieht herbe, fast säuerlich aus und ist klein und unbeweglich geworden von der jahrelangen schweren Arbeit. Sie muß auch höllisch aufpassen und hart sein. Wer wollte ihr wohl helfen, daß sie zurechtkommt? Das Gesetz ganz gewiß nicht, und dann mag sie auch mit dem Gesetz nichts zu tun haben; sie hat ihre eigene Hausordnung und ihr eigenes Gerichtsverfahren. Wenn sie gegen einen Mieter einen Verdacht hat, so wartet sie, bis er den Rücken dreht, dann gießt sie ein paar Eimer Wasser über sein Bett, und wenn er dann heimkommt und alles überschwemmt findet, so wäscht sie ruhig weiter an ihrem Waschtrog und hört nicht hin auf das Schimpfen und Fluchen.

Eines Winterabends, als sie von einer langen Besorgung zurückkam und über die große Vorhalle schlurfte, wunderte sie sich, daß die Küchentür offenstand und der Herd hellerloh brannte. Und als sie die quietschende Tür vollends aufstieß, war sie noch mehr verwundert, wie sie in dem Halblicht des Feuers einen Mann mit gebogenem Rücken und vornüberhängendem Kopfe fest eingeschlafen auf einem Stuhle fand. Sie trat vorsichtig auf den Fremden zu und sah in sein Gesicht: es war ganz braun – sie sah nach den Händen: sie waren teerfleckig und blaue Flaggen waren darauf tätowiert – doch am deutlichsten kennzeichneten sein Gewerbe die starken Falten des groben, blauen Anzuges, der vielleicht Wochen oder gar Monate lang zusammengedrückt zutiefst in einem Seemannssack gelegen hatte.

Sie schüttelte ihn: „Wer sind Sie? Wie kommen Sie herein?"

Er grunzte, dann reckte er sich und stand auf, er schien tief geschlafen zu haben. Seine wasserhellen Augen sahen offensichtlich vergnügt in das Gesicht der Alten: „Nicht die Bohne habt Ihr Euch verändert, nicht die Bohne verändert."

Sie blickte ungewiß zu ihm hinauf: „Ich kann nicht auf Ihren Namen kommen, ich weiß nicht, wo ich Sie hinstecken soll."

Und weil ein Seemann überall zu Hause ist, so legte er seine langen knochigen Arme um sie und zog sie näher zum brennenden Feuer: „Nicht die Bohne habt Ihr Euch verändert.“

„Ich kenne Sie doch gar nicht“, schnappte sie und suchte sich ihm zu entwinden.

„Na, wenn Ihr mich nicht mehr kennt, dann wird wohl keine Seele hier in Cork sein, die was von mir wissen will – Jim Daunt heiße ich.“

Eine Weile suchte sie in ihrem Gedächtnis, dann sagte sie gleichgiltig: „Wie lange willst du denn bleiben?“

„Auf jeden Fall bis halber zwölfe“, gab er gutgelaunt zurück.

„Wo liegt denn dein Schiff? Unten in Cobh?“

„Nä, in der Bucht liegt der Kasten, und vor Mitternacht muß ich an Bord sein.“

Die Alte machte ihm einen ganzen Tiegel Eier zurecht und schnitt einige Male rund ums Brot, doch schien's dem Seemann nicht zuviel zu sein. Sie sah ihm beim Essen zu: „Ist wohl schon lange her, daß es was zu essen gegeben hat?“

„Wenn Ihr mir das gestern gesagt hättet, so hätte ich Euch was anderes zur Antwort gegeben.“ Und da sie keinen Widerpart gab wie jemand, der gewohnt ist, sich die Menschen vom Leibe zu halten, fing er wieder an:

„Komisch, so lange war ich in der Fremde, und nicht die Bohne habe ich Heimweh gehabt bis gerade heute abend, wie ich hier auf diesem Stuhle gesessen.“

Sie glaubte ihm das aufs Wort, sie kannte die Seeleute: irgendein Dach, ein ähnlicher Name wirft sie manchmal um. Halb mitleidig meinte sie:

„Hast dich lange besonnen, bis du dich wieder hast sehen lassen, wie lange warst du denn fort?“

„Na, sechs Jahre können's wohl jetzt her sein.“

Ein Schlafbursche kam herein, den die Alte mit seinem Spitznamen Bruderherz vorstellte, und der Seemann wollte etwas zu trinken holen lassen. Aber die Häubchenkitty wollte nicht: dazu sei es noch Zeit, und dann komme Bruderherz gerade von der Arbeit und sei müde. Bruderherz gab ihr recht, bald werde aber der rechte Kumpan für einen kommen, der lange nicht an Land gewesen: „Nichts für ungut.“

Und wirklich kam bald einer, der aussah wie jemand, der sich manchen Wind um die Nase hat pfeifen lassen. Bruderherz besorgte die nötige Aufklärung, daß der Seemann nicht zum ersten Male in dem alten Hause sei, und daß sein Freund Lohntag ihm gute Gesellschaft leisten würde, wie wenn sie schon lange bekannt wären. Der Seemann meinte, das höre man nicht oft von einem Fremden und täte ihm jetzt besonders wohl, wo er eben so gottverlassen wie nie in seinem Leben da auf dem Stuhle gesessen.

Wieder wollte er etwas zu trinken holen lassen, aber die Häubchenkitty schnitt abermals den Versuch ab: der Abend wäre noch lang genug, und außerdem sollte man doch auf Johnny warten.

Doch statt seiner flog Kate Sullivan herein und fragte, ob ihr Johnny nicht da sei.

„Wird schon kommen“, gaben Bruderherz und Lohntag fast gleichzeitig zurück.

„Der heilige Jakobus soll den Kerl holen“, und mit diesem Fluch, den sie sich offenbar selbst zurechtgelegt hatte und der ihr das Ansehen von etwas Be-

sonderem gab, setzte sie sich zu den andern. Übrigens fiel sie nicht bloß durch ihren eigentümlichen Fluch auf: ihr Gesicht war braun wie reifes Korn, ihre Augen hellblau wie eine Wolke zur Erntezeit, sie schien keine Furcht zu kennen und wußte, daß sie Gewalt über die Männer hatte.

„Da ist eine gottverlassene Wasserratte, die gern etwas Gesellschaft haben möchte", sagte Lohntag, und mit einer Stimme, in der ebensoviel Übermut wie Gutmütigkeit lag, meinte sie: „Gesellschaft soll man einem Menschen niemals abschlagen."

Ihre Worte machten den Seemann ganz hilflos, und der unverschämte Zug auf seinem Gesicht verschwand unter dem Blick ihrer Augen. Sie schien ihn verhext zu haben, er sah aus wie ein Ringkämpfer, der so zugerichtet ist, daß er nicht mehr aufstehen kann. Die Unruhe, die einen Augenblick lang entstand, verlor sich in einen Wortwirbel, denn mit Kate Sullivan schwatzte es sich gut. Sie konnte vielleicht einem über den Mund fahren, aber sie gehörte nicht zu denen, die immerfort auf ihrem Würdekissen sitzen und alle Lustigkeit sogleich abwürgen.

Es dauerte nicht lange, da kam Johnny, offensichtlich hatten sie sich gegenseitig gesucht. Der Seemann sah gleich, wie es um die beiden stand, aber mit dieser Erkenntnis kam ihm auch seine alte Dreistigkeit wieder, und er starrte Johnny an. Bruderherz wurde fortgeschickt, um etwas zum Trinken zu holen, und kam mit zwei guten Bekannten zurück: er habe es nicht übers Herz bringen können, sie allein in der Wirtschaft sitzen zu lassen.

Der Seemann trank blanken Whisky, seine Einsamkeit fing an von ihm abzufallen, er schien wieder der alte zu sein. Als Bruderherz seine Lieblingsgeschichte erzählte von dem Seemann, der von seinem Schiff durchgebrannt war und sich dann in seiner Trunkenheit wieder auf demselben Schiff anheuern ließ, da fiel ihm Jim Daunt mitten in die Rede, und in seinem Munde wurde jedes zahme Seemannsgarn zum aufpeitschenden Abenteuer. Beinahe ohne Unterlaß erzählte er Geschichte auf Geschichte: von einer Pfarrerstochter in Australien, die sich aus Liebe zu dem jungen Kapitän ins Schiff schmuggelte und der man jetzt bald in diesem, bald in jenem südamerikanischen Hafen begegnen könne, wo man sie überall als die australische Rose kenne – seine Stimme wurde ganz laut, als er prahlte, daß er sie selber schon getroffen habe. Er redete immer weiter, wie wenn er dafür bezahlt bekäme, und seine Augen wanderten beständig von einem Gesicht zum andern. Er neckte Bruderherz, daß er nichts vertrüge, und machte sich lustig über Lohntags Schwächen, doch seine Lustigkeit riß nicht fort, und man roch schon verbrannten Braten, als er versuchte, das Liebespaar gegeneinander aufzubringen. Man sah auch in Kates Augen, daß ihre Gedanken Irrwege gingen: ihr Johnny wäre selber gern auf See gegangen, sagte sie, aber das Wasser war zu naß und das Schürzenband der Mutter zu kurz, er habe nicht in Salzwasser eingepökelt werden wollen – beim heiligen Jakobus, sie würde sich nichts daraus gemacht haben, wenn er ordentlich Seewasser geschluckt hätte.

Der Seemann fragte sie dann, was sie machen würde, wenn Johnny mit einem anderen Mädchen gehen würde. Da lachte sie laut auf und bog sich ordentlich vor Lachen über diese Vorstellung, und alle lachten unbehaglich mit. Johnny war jetzt die Zielscheibe für allen Spott, er saß neben Kate und sah mit saurem Gesicht in sein halbvolles Glas, aber nach einem ordentlichen Schluck streckte ihm der Seemann seine Hand hin: „Nichts für ungut, Spaß muß sein." Er kümmerte sich indes nicht darum, ob Johnny die Hand nahm oder nicht, sondern lenkte geschickt ab: „Gieß uns allen nochmal ein!" Johnny wollte kein Spielverderber

sein, erhob sich und holte die Kanne. Flugs sprang der Seemann auf und setzte sich auf den leeren Platz neben dem Mädchen, und als Johnny sich umdrehte und verwundert den Seemann dort sitzen sah, da flogen Lachschreie und Spottreden über ihn her wie faule Eier. In seiner Wut warf er die Kanne auf den Boden, und seine Stimme überschrie das Lachen: „Steh auf oder ich helfe dir!"

In die plötzliche erwartungsvolle Stille brach die Stimme des Seemanns: „Ganz gemütlicher Abend heute, nicht wahr, Miß Sullivan?"

„Aufstehen, sage ich", schrie Johnny.

„Wirklich, einen so schönen Abend habe ich lange nicht erlebt, Miß Kate."

„Wirst du wohl jetzt aufstehen oder nicht."

Die Augen des Mädchens glänzten vor Freude über die Wut ihres Liebhabers.

„Was, du willst nicht?" und Johnnys Hand klatschte über das Gesicht seines Nebenbuhlers.

Mit einem Satze sprang der Seemann auf und fing an, das bekannte Matrosenlied „Ranzo, der Seemann" zu brüllen, und jedesmal, wenn der Kehrreim kam „Ranzo, vorwärts, Ranzo", wobei zum Segelhissen die Taue angeruckt werden, da strich er mit seiner Faust über seines Landsmannes Gesicht und Brust, wo und wie er gerade traf.

Die Gesellschaft sah, wie der Seemann mit Johnny spielte, und alle wurden lustig und sangen mit:

„Der Käpten war ein schlechter Hund, Ranzo, vorwärts, Ranzo."

„Der Bootsmann war ein braver Kerl, Ranzo, vorwärts, Ranzo." Mittlerweile wurde der Seemann wilder und unvorsichtiger, Johnny bekam sich wieder in Gewalt, stand einen Augenblick starr da, machte einen mächtigen Anlauf, und sein Hieb saß voll auf des Seemanns Gesicht. Sang und Tanz hörten mit einem Male auf, der Seemann machte wieder Ernst, und regelrecht trieb er Johnny in den Lichtschein des Herdfeuers. In der Stube war es mit einem Male ganz still, die beiden schienen um ihr Leben zu kämpfen, sie keuchten, und ihre Schuhsohlen kratzten auf dem Fußboden. Kate sprang auf die Kämpfenden zu, aber keiner hörte auf sie.

Plötzlich hörte man draußen in der Halle Tritte, und Bruderherz zischte „Polizei". Bei diesem Worte wurde des Seemanns Gesicht ganz weiß, und er wandte sich mit halber Drehung zur Tür. Johnny hatte die Warnung nicht gehört und trommelte weiter rechts und links auf seinen Gegner ein. „Aufhören", keuchte der Seemann und starrte nach der Tür, aber Johnny verstand nichts von alledem und schrie nur: „Weiter, weiter, komm nur her!"

Die andern drängten sich zu einem Haufen zusammen und sahen ängstlich nach der Tür: aber es war nur der Maurer Mulcahy, der seinen Kopf hereinsteckte. Im nächsten Augenblick tanzte der Seemann wieder um Johnny und sang: „Er gab ihm fünfundzwanzig, Ranzo, vorwärts, Ranzo." Bald hatte er seinen Gegner in eine Ecke getrieben, wo er ihn solange bearbeitete, bis ihm das Blut aus der Nase stürzte. Endlich ließ er von seinem Gegner ab und meinte versöhnlich: „Boxen tut er nicht schlecht." Kate trocknete ihren Johnny mit dem Taschentuch ab und dachte im stillen, daß sie ihn nicht hergeben würde, nicht für alle wetterbraunen Matrosen der ganzen Welt.

Es war nun hohe Zeit geworden für den Seemann, wenn er noch vor Mitternacht auf seinem Schiff sein wollte, allein wie um noch das Ende einer Geschichte zu hören, tappte er auf seinen Gegner zu, um einen Witz über dessen blutige Nase zu machen. Aber er wartete etwas zu lange damit, und Lohntag hatte schon seine Geschichte angefangen, die er immer erzählte, wenn er sein

Teil getrunken hatte: „– – – da lag der Poseidon vor Anker, und als die Sonne aufging, da schwemmte die Flut ein Weibsbild heran, und ihr hellblondes Haar lag ausgebreitet auf dem Wasser. Wir holten sie ins Boot, und es war wirklich das schönste Weib, das ich in meinem ganzen Leben gesehen, und die andern mußten mir versprechen, nichts von alldem zu erzählen und die Leiche auf die Brandwiese zu tragen, wo wir ihr ein christliches Begräbnis geben wollten. Aber die Burschen hatten Angst vor den Gerichten, und als die Polizei kam, da war die erste Frage des Wachtmeisters: ‚Was können Sie über die Tote aussagen?'" Weinerlich wiederholte Lohntag die Frage, und der Seemann keuchte mit einer seltsamen Stimme, daß alle auf die Geschichte vergaßen: „War das alles, was der Wachtmeister fragte?" Seine Zähne knirschten aufeinander, sein Genick kroch zusammen, sein Gesicht erschien wie aus Holz gehackt, und seine Augen hatten etwas ganz Starres. Dann reckte er sich auf, und in einem Tonfall, der keinen Widerspruch und keine Frage mehr zuließ, sagte er: „Gute Nacht – nun komme ich doch zu spät." Er streckte mit einer hastigen unvermittelten Bewegung seine Hand nach Kate Sullivan aus, ohne sie oder einen andern anzusehen, doch sie nahm die Hand nicht, sondern sah Johnny an, der wieder neben ihr saß.

Als der Seemann gegangen war, schüttelte die alte Häubchenkitty den Kopf: „Wenn ich bloß wüßte, was der Kerl in meinem Hause gewollt hat?" Aber niemand sagte ein Wort, nur das Streichholz kreischte, mit dem sich Bruderherz die Pfeife ansteckte. „Ich möchte bloß wissen, warum er hereingekommen ist", begann die Alte wieder und zündete ein Kerzenlicht an zum Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen sei, und um noch deutlicher zu sein, setzte sie hinzu: „Er hat gesagt, daß er hier fest geschlafen habe, aber so wahr ich hier stehe, hat er so wenig geschlafen wie ich." – Und Kate Sullivan meinte beim Fortgehen: „Ich hätte mich lieber gar nicht um ihn kümmern sollen."

Soviel hat sich herausgestellt, daß der Seemann den Weg nach dem Wasser hinuntergestapft und auch auf sein Schiff gekommen ist. Auf Deck ist er dann ein paar Male hin und her gerannt, aber was weiter geschehen ist, wird wohl niemals aufgeklärt werden. Am andern Tage lag das Schiff noch immer da, und an der Hafenmauer waren zwei Tote angeschwemmt: der eine war der Zweite Steuermann des Schiffes und hatte einen Messerstich in der Brust und einen im Rücken, der andere Tote war der Matrose Jim Daunt, aber es waren an ihm keine Verletzungen noch Kampfesspuren zu sehen. Nur von ihren Taschenuhren konnte man ablesen, daß der eine Tote ein paar Stunden länger im Wasser gelegen hatte als der andere.

Lohntag meinte, er habe auf dem Schiffe jemand fragen hören: „Können Sie etwas über den Toten aussagen?" Doch Bruderherz hielt das für Einbildung. Johnny sagte, sie könnten alle nur froh sein, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist. Nur die Häubchenkitty hörte nicht auf zu fragen, ob ihn auch wirklich das Heimweh in ihr Haus getrieben oder ob er nicht bloß seine Spur habe verbergen wollen, aber sie machte Kate Sullivan doch Vorwürfe, daß sie ihm nicht zum Abschied die Hand gegeben.

Berechtigte Übertragung von Joseph Grabisch.

R. P.

Volk ohne Recht

Der Roman einer deutschen Volksgruppe

Josef Ponten hat einen dankenswerten Plan zum großen Teil schon in die Tat umgesetzt, Leben und Schicksal der Wolgadeutschen in einer großen Romantrilogie dem Gesamtvolke nahezubringen. Der starkleibige Band „Volk auf dem Wege" verheißt Bedeutsames. Vorerst steht aber hier der letzte Band noch aus, so daß Endgültiges noch nicht vorliegt. Auch Meschendörfers „Stadt im Osten" konnte das nicht werden, was uns seit langen Jahren als das Ziel volksdeutscher Dichtung vorschwebt. Das Buch ist zu persönlich und wirkt gelegentlich doch fast wie ein Schlüsselroman und bleibt deshalb noch provinziell.

Nun tritt ein neuer Siebenbürger Dichter auf den Plan, Erwin Wittstock, dem in seinem großen Roman „Brüder, nimm die Brüder mit" (München, Albert Langen-Georg Müller) die Erfüllung gelang. Wir dürfen diesen Roman wegen seiner Allgemeingültigkeit neben den größten deutschen Roman der Nachkriegszeit, Hans Grimms „Volk ohne Raum", stellen und freuen uns der Möglichkeit solcher Rangerhöhung volksdeutscher Dichtung von Herzen. Denn hier ist die Provinzialität bisheriger auslanddeutscher Dichtung überwunden, die Allgemeingültigkeit erreicht und gesamtdeutsches Schicksal geformt. Hier schreibt einer, der vom Leben und der Wirklichkeit seiner Volksgruppe selber herkommt und nicht mehr irgendwie von der Literatur. So gelang ihm volksdeutsche Dichtung. Hier ist in keiner Weise mehr ein Schlüsselroman, im Gegenteil geht die Hauptfabel des Buches von einem unmöglichen Fall aus. Wenn man nur den Fall als möglich unterstellen wollte, daß ein Siebenbürger Mädchen aus angesehenstem sächsischen Hause von einem – auch noch so scharmanten – Rechtsanwalt ungarischer Nationalität ein ledig Kind bezöge, so würde man unter Siebenbürger Sachsen wohl einige seiner Knochen zum mindesten riskieren. Auf diese Weise – und das ist klug, ist aber auch dichterisch – kann Wittstock in der dichterischen Wirklichkeit frei schalten und alles sagen, was zu sagen ist.

Das Buch hat ausgesprochen Atmosphäre. Wittstock ist naturnah und naturverbunden, in ihm lebt die Landschaft, in ihm lebt der Boden, ohne daß er ausgesprochen und betont das Klischee „Blut und Boden" zu bemühen brauchte.

„Nicht nur die Straßen haben oft einen eigenen, spürbaren Geist, sondern auch Landstriche, ja ganze Länder. Wo auf dem Dorf das Leben blutwarm dahinzieht, ist Blüte und Welken nahe, und Mann und Frau und Vieh und Kind umspinnt ein altes Lied mit klaren Melodien, und was zwischen Verheißung und Erfüllung liegt, darf das feine Ohr hören und die ewige Freude mit dem braunen Frieden der Tiefe versöhnen. Es ist ein ungemein kluges Glück, das hier überall waltet, und wo es durch Geist und Pflicht zur Klugheit immer mehr genötigt wird, da mögen die Stuben noch reiner und heller scheinen, aber auch der Schwächere ist nicht so schwach, als daß der Duft des Roggens ihm nicht neue Kräfte gäbe und die Liebe zu seinen Kindern und der Stolz vor sich selbst und andern."

Wer solche Worte findet, der hat seine Landschaft erlebt, Wittstock läßt seine Erzählung von Typen tragen, der Bauer, die Bäuerin, die Dorfschöne, der Anwalt,

der Geistliche auf Siebenbürger Seite, auf rumänischer Seite der Richter, der Räuber, der Gefängniswärter, der Falschmünzer; das sind Typen, aber jeder Typus wird unter Wittstocks Händen zur blutvollen Persönlichkeit. Die Handlung von bunter Vielfältigkeit und Verschlungenheit, die sehr schön immer wieder Verstrickungen des Lebens und der Einzelnen knüpft und löst, wird durch ihren dichterischen Gehalt allein bestehen können. Aber wichtiger ist etwas anderes: daß diese Handlung Schicksal einer deutschen Volksgruppe trägt, das gestaltete Wirklichkeit ist, und die Kunde von diesem Schicksal auf dem einzig möglichen Wege, dem der Dichtung, also dem indirekten Wege, zur erschütternden Auswirkung bringt. Hier ist ein furchtbares Unrecht der Nachkriegsgeschichte, der Bodenraub am deutschen Volke, in einem Staate Hauptgegenstand der Dichtung, und dieser eine Fall erhebt sich zur traurigen Wirklichkeit fast aller deutschen Stämme, die unter neue Herrschaft durch die Pariser Vorortverträge gekommen sind.

Bekanntlich enteigneten die Rumänen, wie schlimmer noch die baltischen Randstaaten und Polen es taten, wie die Tschechen es zu üben pflegen und andere Staatsvölker, auf „gesetzlichem Wege" unendliche Räume, die Fleiß und Blut deutscher Menschen, die frühere Herrscher selbst ins Land gerufen hatten, der Kultur erschlossen haben. Hier steht im Mittelpunkt der Prozeß um den Siebenrichter-Wald, der – durch ehrenvolle Urkunden den Siebenbürger Sachsen verliehen und immer wieder bestätigt – mit seinen Erträgnissen das wirtschaftliche Rückgrat der kulturellen Einrichtungen der Sachsen bildete. Aus den Akten, den Schriftsätzen der Anwälte zu diesem Streit, der zu ungunsten der Sachsen und des Rechts ausging, ist vieles abgedruckt. Das ist im allgemeinen keine sonderlich lockende Lektüre, aber hier werden Akten Geschichte, die mit dem Blute der Siebenbürger Sachsen geschrieben ist.

Wittstock ist – und auch hier zeigt sich die Überwindung jeder Provinzialität – ganz fern von der Pose, der Übertreibung und dem Selbstlob des eignen Stammes. Er sieht diese Spielart des deutschen Menschen, der auch das Reich auf allen Gebieten wertvolle Menschen von höchster Leistung verdankt, ganz unpathetisch „Ältestes bewahrt mit Treue" und schicksalsmäßig gewachsene Züge aus der neuen Umwelt eines deutschen Stammes, der auf dem Balkan seine Heimat fand. Da sind die Bauern – eine prachtvolle Figur der alte Fruenz – deutsch, echte Bauern und Bewohner des Balkans, da sind die Städter, die alten starr, getreu dem alten Recht, mit dessen Bruch ihr Leben selbst zerbricht. Da sind die Jüngeren, die Fortsetzer der Tradition, aber mit einem liebenswürdigen Einschlag von Boheme, Kaffeehaus und Zigeunermusik, der in ruhigeren Zeiten wohl dazu hätte führen können, daß der Stamm an Lebenskraft verlor. In diesen Zeiten aber wird der Einfluß der Umwelt zu einer Kraftvermehrung. Denn jetzt heischt das Erbgut, für die Selbstbewahrung auch mit den Lebensformen der Umwelt für das alte Recht zu kämpfen, und wirksamer als die Alten es konnten.

Das Staatsvolk, die Rumänen, hat Wittstock ganz aus der Nähe gesehen. Er schildert sie in dichterischer Unbefangenheit. Neben den Schergen, die das Unrecht, das Rechtsform annahm, vollstrecken, stehen andere Rumänen, denen man nach der Lektüre durchaus mit Zuneigung gegenübertritt. Hier ist keine Übertreibung, Figuren wie der prachtvolle Räuber Niculitza, erinnern unmittelbar an Panait Istrati. Eine der gelungensten Personen der Handlung ist der rumänische Professor Petrescu, ein Falschmünzer und Betrüger von hohen Graden, dem man aber irgendwo seine Sympathie durchaus nicht versagen kann. Wittstock hat, wie die meisten unserer Auslanddeutschen, die Fähigkeit, das Dasein ohne Sentimentalität zu sehen. So nimmt er als gegeben hin, daß die Willkür herrscht, aber nicht wie in Rußland gemildert durch Korruption, sondern die Korruption ist sozusagen staatliche Einrichtung. Aber wenn man sie nun einmal im Volke als schicksalgegeben hinnimmt, dann sieht man auch

die Tüchtigkeit, den Fleiß und die Geschicklichkeit, mit der die Menschen dieses Landstriches ihre Pflicht zu tun wissen, und wie der Staatsapparat richtig laufen kann, auch wenn der Triebstoff das Öl der Korruption ist.

Gewiß, man soll das Dasein als solches nicht so furchtbar wichtig nehmen, aber Recht bleibt Recht und Unrecht Unrecht. Es steht in dem Buche ein furchtbares Wort: „Es wird wie in der Gefangenschaft, als der Flecktyphus kam, wo man wehrlos war ... Und es ist eine große Schande, ein kleines Volk und wehrlos zu sein."

Aber wenn auch die alte Generation zerbricht, so weiß die neue, daß die deutsche Sachlichkeit der früheren Jahre heute heißt: „Es ist sachlich, loszufahren auch mit Keulenschlägen, wenn die Sache es gebietet." Es wäre das gerade Gegenteil, sich dann zurückzuhalten, und die Gebote der Form werden übertreten, sobald es ans Leben geht. Hier wird ein innerer Kampf ausgefochten, aber unter dem Gesichtspunkt, daß das ureigenste Gesetz befolgt werden muß, auch wenn man fremder Formen sich bedient.

Unter dem wundervollen Bilde des Goethegedichts von dem Felsenquell, „Bruder, nimm die Brüder von der Ebene, nimm die Brüder von den Bergen mit, zu deinem Vater mit", erschließt sich die Schicksalsverbundenheit aller deutschen Menschen. Für sie gibt es nur eine Aufgabe, die der Mühe wert ist, heute als Deutsche zu leiden: die Verlebendigung der Volksgemeinschaft durch den lebendigen preußischen Geist. Und da übernimmt der Deutsche auch in der balkanischen Umwelt die Erkenntnis von der staatsbildenden Kraft dieses Geistes mit seiner ganzen Brutalität messerscharfer Ethik gegen sich selbst und andere.

Das Schicksal vollendet sich. Auch die deutschen Bauern werden enteignet, so daß sie auf der Väter Scholle nicht mehr leben können. Wie ein Sinnbild für alle deutschen Menschen in gleicher Lage macht sich der Bauer Kristan dann wieder auf. „So ziehen sie dahin. Sie haben ein Kind bei sich, vier Pferde, einige volle Säcke und eine von jenen gotischen Dachtruhen, wie sie in den Bauernhäusern noch manchmal zu finden sind, eine Truhe, die vor achthundert Jahren die Väter aus der Urheimat, so wie sie heute hiersteht, mitbrachten. Sie fahren in eine Gegend, die sie nicht weiter kennen, aber der Boden soll dort billig und fruchtbar sein. Achthundert Jahre war ihr Geschlecht an einem Orte seßhaft, sie waren Bauern, die sich nicht von ihrem Lande rühren. Nun beginnen sie dort, wo ihr Geschlecht damals begann. Vieles ist ungewiß, und die Wagenleitern klappern. Manchmal schnauben die Pferde; aber die Kräfte der klaren Nacht sind gut, und der reine Odem der Steine, Äcker, Bäche und Wälder quillt ringsum auf und strömt um die einsam dahinfahrenden Kolonisten."

So ziehen sie dahin, und in dem Gesamtvolke wird der Wunsch lebendig, daß es ihnen gehen möge wie in der wunderbaren alten Erzählung von dem Bauer Simson mit dem gewaltigen Herzen: das Herz unseres Herrgotts dröhne in ihnen!

Literarische Rundschau

Der einsame Feldherr

Die Wahrheit über Verdun

Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Und vielleicht ist er auch der Vater des Friedens. Aber der Friede ist für den Sieger etwas anderes wie für den Besiegten. Der Sieger hat den Erfolg. Er ist satt. Er will sich ausruhen. Er will bewahren und halten. Aber der Erfolg ist eine verteufelte und gefährliche Sache. Er muß ja ausgewertet werden. Er muß Früchte tragen. Sonst verpufft er sinnlos ins Leere. So macht der Sieger Beute. Aber wo steckt da der Sinn? Für hunderttausend Tote eine Milliarde Goldstücke? Und für eine Million Tote zehn Milliarden Goldstücke? Ein schändlicher Bruch! Die grausige Lächerlichkeit dieser Mathematik der Konferenzhyänen ist wirklich das Nessushemd, das den Stolz des Siegers bei lebendigem Leibe zerfrißt.

So sehen wir, daß in der Kriegsliteratur der Siegerländer nur wenige Werke erschienen sind, die uns etwas angehen. Und sie alle sind von jener skeptischen Gelassenheit, die ein Merkmal jedes guten Soldaten jeder Nation ist. Er sieht die Schrecken des Krieges aus der Nähe. Den Sinn des Ganzen kann der Soldat nicht herausfinden. Nur im Gefühl ist er sicher, daß ein Sinn dahintersteckt. Und dieses vage, flackernde, verlöschende, aufflammende Gefühl, das ist die treibende Kraft der Zähigkeit und Tapferkeit ganzer Völker. Und dieses vage, flackernde Gefühl ist das Potential, mit dem der Feldherr rechnen muß.

Die geistige Auseinandersetzung mit dem Krieg bei uns stößt von Jahr zu Jahr in tiefere Schichten vor. Tatsächlich ist ja alles, was heute bei uns geschieht, eine unmittelbare Folge der Niederlage. Und die Erbitterung, mit der in diesem Lande gekämpft wird nicht um Geld und Wohlstand, sondern um Ideen, die ist, welche Resultate dabei auch erreicht oder nicht erreicht werden, in erster Linie ein Beweis dafür, daß die Niederlage aus uns keine Fellachen gemacht hat.

Jetzt tritt Hermann Ziese-Beringer auf den Plan mit einem Buch über die Schlacht bei Verdun und ihren Feldherrn Erich v. Falkenhayn (Berlin, Frundsberg-Verlag). Es ist ein Werk von einer Strenge der Haltung, von einer Weite des Horizonts und von einer so packenden Größe der Darstellung, wie es bisher in der ganzen Kriegsliteratur kein zweites gibt. Geschrieben in einem hervorragenden, man möchte sagen preußischen Stil, eröffnet es Aspekte, die uns bisher völlig verschlossen waren.

Das erstemal wird hier der Versuch gemacht — und gleich beim erstenmal ist er auf das vollkommenste gelungen — das ganze Geschehen einer entscheidenden Schlacht des Weltkriegs in ihrem ganzen Umfang nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu deuten. In den Mittelpunkt seiner Darstellung stellt er den Feldherrn. Man fühlt sich versucht, von einer aristokratischen Form der Geschichtsschreibung zu sprechen, gegenüber den demokratischen Klageliedern der Schützengrabenfeuilletonisten, die in der mißverstandenen Gefühlswelt des Soldaten den Sinn der Geschichte beschlossen glaubten. Aber der Autor hält sich von dem einen Fehler so fern wie von dem andern. Gerade in der adäquaten Zuordnung der beiden Bereiche Führung und Truppe zeigt der Autor, wie vollkommen er das Wesen der Strategie verstanden hat.

Ziese-Beringer führt in diesem Buch den Beweis, daß die Schlacht bei Verdun nicht, wie die amtliche Geschichtsschreibung des Reichsarchivs sagt, „eine deutsche Niederlage von erschreckend weittragender Bedeutung", sondern „eine Niederlage von erschreckend weittragender Bedeutung für Frankreich gewesen ist".

Er führt diesen Beweis mit einer Akribie, die die Beweisführung zwingend macht. Es ist auch nicht so, daß das nun seine Theorie wäre, die er mit allen Mitteln der Dialektik zu beweisen versucht; man merkt dem Buche an, wie es zu diesem Ergebnis erst nach vielen Mühen und Umwegen gekommen ist, gewissermaßen malgré soi.

Es ist hier nicht Raum, diesen Beweis anzuführen. Dazu muß man sich schon die Mühe machen, das Buch zu lesen. Nur das sei gesagt, daß die Darstellung der Gedankengänge v. Falkenhayns in ihrer kalten und grausamen Unerbittlichkeit den Krieg in seiner ganzen Furchtbarkeit zeigen. Die Theorie von der „Ausblutungsschlacht auf der Stelle mit dem bescheidenen eigenen Aufwand" ist von einer Art von Heroismus, der erschauern macht. Aber es ist nicht die Sache des Feldherrn, Klage zu erheben über ein Jahrhundert der Technik, das den Materialkrieg hervorgebracht hat. Seine Aufgabe ist, mit dieser Technik zu rechnen. Der deutsche Soldat hat gezeigt, daß er dem eiskalten Heroismus dieser Mathematik des Blutes gewachsen war.

Die militärwissenschaftlichen Fachleute werden sich mit diesem Buch auseinandersetzen müssen. Sicher werden viele es erbittert bekämpfen, eben aus der Beschränkung dessen heraus, daß sie Fachleute sind. Aber der Autor hat seine Behauptung mit Material gesichert, das aus einem offenbar jahrelangen Quellenstudium stammt. Und nun liegt diese Behauptung da wie ein Betonklotz in der amorphen Schlammsuppe der sentimentalen Kolportage der seelischen Wirkungsequilibristen.

Die Auffassung, daß die Schlacht von Verdun als eine einzigartige Niederlage der Franzosen zu deuten sei, ist dann der Ausgangspunkt für eine Betrachtung des Schicksalsablaufs in diesem Krieg, die die Bedeutung des Buches auch noch nach dieser Seite erweitert. Es ist nicht billiger Trost, der da gesprendet werden soll. „Hätten wir damals ..., dann wäre ..." Diese Konjunktive der Kurzatmigen beseitigen die Niederlage nicht. Aber die Aspekte dieses Buches rücken die Niederlage außerhalb der Kategorien Irrtum oder Dummheit. Über Irrtümer und Dummheiten solchen Ausmaßes müßte man Selbstmord begehen. Ein Schicksal ist immer zu ertragen. Und tatsächlich ja, die Deutschen tragen es, bewundernswert genug.

Noch sind wir nicht so weit, so etwas wie Friede erreicht zu haben. Aber ein Volk, in dem der Krieg auch der Vater des Logos ist, das wird an keiner Niederlage zugrunde gehen.

Emmerich.

Schweizer Dichtung

Ein Zufall, hinter dem doch ein Sinn zu stecken scheint, stellt gleichzeitig zwei Geschichten der Dichtung der deutschen Schweiz nebeneinander. Die eine von einem Schweizer, die andere von einem Reichsdeutschen. Verfasser der einen ist Emil Ermatinger, der sein Buch „Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz" nennt (München, C. H. Beck) — Verfasser der andern ist Josef Nadler, dessen Buch bei Grethlein & Co. in Leipzig/Zürich erschien und den Titel führt „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz".

Es ist sehr reizvoll, diese beiden Bände nebeneinander zu lesen, die Perspektiven der beiden Autoren, Unterschiede und Verwandtschaften ihrer Betrachtungsweisen unmittelbar neben- und aneinander zu erleben. Josef Nadler, der jetzige Germanist der Wiener Universität, der Autor der deutschen Literaturgeschichte nach Stämmen und Landschaften, hat sein Stärkstes da gegeben, wo er auch hier von der Literatur der Landschaft und der Stämme berichtet. Sein Buch hat seinen wertvollsten Teil zu Beginn. Die Kapitel, in denen er die frühe Zeit behandelt, die Zeit der Klöster, der Herren, der Bürger, die Epoche, in der er aus Sage und Legende die Geschichte ferner Urzeiten aufsteigen läßt und sich noch in der ganzen dichten frühgeschichtlichen Atmosphäre bewegt, ist ausgezeichnet. Die Abschnitte über die Bildungszellen und den Bildungsgang, seine Untersuchungen über das Wandern der verschiedenen Sagen, etwa die interessante Erörterung der Tellsage ist beste Nadlersche Arbeit, mit einer fast unheimlichen Gelehrsamkeit, einer intensiven Kenntnis der frühen Literatur gemacht, die das Buch unmittelbar neben seine große Literaturgeschichte stellt, deren entsprechende Kapitel im ersten Band zeigen, wie dies Gebäude langsam im Verfasser aufgewachsen ist. Man spürt, wie hier das Gemeindeutsche im Schweizerischen den Verfasser gefangen hat, wie er mit bohrender Lust der germanischen Vergangenheit und der kirchlichen Frühzeit nachgegangen ist, um dann aus der Gliederung der Schweizer Landschaft jeweils die besonderen Entwicklungslinien für die einzelnen späteren Phasen abzuleiten. Hier erlebt man wieder einmal den besonderen Wert der Nadlerschen Methode und Betrachtungsweise, hier ist etwas entstanden, was in dieser Art für das deutschschweizerische Gebiet noch nicht vorlag.

Etwas anders wird das Bild, wenn man sich der Gegenwart nähert. Auch da viel Kluges, Selbständiges; aber da ist in der Disposition, hinter der sich natürlich zugleich eine Wertung birgt, mehr Tradition, als man bei Nadler eigentlich erwartet hätte. Beim Anlesen einer heutigen Literaturgeschichte der deutschen Schweiz geht man zunächst einmal nachsehen, wieviel Seiten Jeremias Gotthelf abbekommen hat. Es sind bei Nadler ganze vier — gegen zwölf Seiten Keller, zwölf Seiten Meyer, elf Seiten Spitteler und sechs für Joseph Victor Widmann. Daß Bachofen und Burckhardt nur je eine bekommen haben — darüber läßt sich reden; denn Nadler schreibt ausgesprochen eine Literaturgeschichte, nicht eine Geistesgeschichte der deutschen Schweiz. Aber daß Gotthelf noch hinter dem guten Widmann zurückbleiben muß und genau halb soviel bekommt wie Gottfried Keller, daß er sich im wesentlichen z. T. wörtlich mit dem begnügen muß, was schon in der großen Literaturgeschichte steht, dagegen lehnt sich heute etwas auf. Man blättert zurück und liest noch einmal 17. und 18. Jahrhundert nach, wo man eine Menge ausgezeichneter Anmerkungen im Gedächtnis behalten hat; aber selbst wenn man von da wieder ins 19. Jahrhundert

zurückkehrt und den Dichter der Anne Bäbi Jowäger immer noch so knapp mit Raum bedacht findet, dann wehrt man sich. Man kommt zu dem Ergebnis, daß die Frühzeit dieser schweizerischen Literaturgeschichte viel moderner behandelt ist als die moderne Zeit. Das 19. Jahrhundert sollte der Verfasser des prachtvollen Herderkapitels in der großen Literaturgeschichte bei weiteren Auflagen unbedingt noch einmal vornehmen.

Greift man dann zu Ermatinger, so befindet man sich plötzlich in einer andern Welt. Nicht nur, daß man das ganze Zeitbild hier aus der Perspektive der Schweiz erlebt: man steht plötzlich in einer ganz anderen Atmosphäre als bei Nadler. Nadler ist (trotz Gotthelf) Mensch von heute; Ermatinger ist Mann der großen Bildungsgeneration unserer Väter. Um ihn ist noch die gesättigte Luft der reifen deutschen Bürgergeistigkeit; so bleibt bei ihm die Frühzeit diskret im Hintergrund, und dafür wachsen Humanismus und Reformation in großen Bildern empor; das 18. Jahrhundert wird in weiten europäischen Zusammenhängen aufgezeigt, Haller, Bodmer, Geßner stehen in lebendigen Porträts da — man begreift, warum der Verleger seinem Autor klare Gegenständlichkeit nachrühmen durfte. Das ganze Bild des geistigen Lebens wächst hier nicht wie bei Nadler über der Grundlage der Stämme und Urvölker, sondern auf Kultur und Bildung auf: man erlebt die besondere Schweizer Atmosphäre, die das Ganze erfüllt, die gepflegte Eleganz guter bürgerlicher Kultur, die hier schon zu einer Zeit einsetzt, da Deutschland gerade erst beginnt, die schauerlichen Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges zu beseitigen.

Und dann kommt man zum 19. Jahrhundert und beginnt wieder zu zählen. Man fängt, wie sichs gebührt, wieder mit Gotthelf an, und siehe da: er hat nicht weniger als dreiundzwanzig Seiten erhalten. Man sucht weiter — Gottfried Keller darf neunzehn in Anspruch nehmen, Conrad Ferdinand Meyer zehn, Joseph Victor Widmann muß sich mit fünf begnügen. Man denkt, dies schrieb ein Schweizer; aber dieses Bild des 19. Jahrhunderts entspricht trotzdem schon in der Platzverteilung viel mehr dem unsrigen als das des Nichtschweizers Joseph Nadler. Dann liest man die einzelnen Abschnitte und kommt zu dem gleichen Ergebnis: Ermatinger hat bereits die Umwertung vollzogen, die in den letzten Jahren für das 19. Jahrhundert der Schweiz notwendig geworden ist. Bei ihm marschiert trotz aller schuldigen Hochachtung vor Keller und Meyer Gotthelf an der Spitze — und das mit Recht. Der Mann, der aus dem Reich seines Gegenstandes heraus schreibt, hat hier die größere Unvoreingenommenheit gehabt als der Außenstehende — so sehr, daß er, was man mit besonderem Vergnügen notiert, an einer Stelle sogar Frank Wedekind behandelt — als Adoptivschweizer.

Damit aber wird es sinnvoll, daß diese beiden Literaturgeschichten gleichzeitig erscheinen mußten. Für die Frühzeit und einen Teil der heutigen Betrachtungsweise vom Stammesmäßigen her hat Joseph Nadler entschieden das Übergewicht; für die Gegenwart und die mittlere Zeit wird man in vielem lieber nach Ermatinger greifen. Man wird von Nadler manches herübernehmen und bei der Lektüre von Ermatingers klassisch-humanistischen Deduktionen mitklingen lassen, und so wird aus beidem zusammen ein Bild wachsen, das mehr von der Vielfältigkeit des Schweizer Geisteslebens enthält, als wenn man sich jeweils nur an einen der Bände als Führer halten würde.

Fechter.

Der lebendige Atlas

In einer Zeit, in der die regelmäßige Fahrt des Zeppelin von Konstanz nach Südamerika so registriert wird, als ob meinetwegen der rasende Hamburger oder ein anderer Blitzzug glücklich die Strecke zu Ende passiert hat, in einer solchen Zeit versagt die bisherige, durch den Schulunterricht vermittelte Raumvorstellung. Unsere Kinder fangen schon an, in größeren Räumen zu denken als wir, in der Schule aber steht ihnen in dem Kartenmaterial ihrer Atlanten solche Möglichkeit noch nicht offen.

Da kommt nun ein Atlas just zur rechten Zeit, der „Große Weltatlas“ mit 25 Karten mit einem Geleitwort von dem jungen Geographen Dr. Edgar Lehmann (Leipzig, Bibliographisches Institut). In diesen Karten wird den neuen Umrissen des Raumdenkens in sehr wirksamer Form Rechnung getragen. Wir sehen Räume kartenmäßig vereinigt, die wir sonst nur in Stücken erhielten und aus denen wir infolgedessen die richtige Vorstellung nicht gewinnen konnten. War früher das Staatsgefühl maßgebend für den Entwurf der Karten und sah man die Grenzen nur als Trennung, so muß in einer Zeit, da man in Völkern denkt, auch dieser neuen Anschauung Rechnung getragen werden. Hier sehen wir eine Karte, die ganz groß den Raum von Memel bis Brügge zeigt — und deutsche Geschichte und deutsche Verpflichtung tauchen auf. Zum anderen eine Karte vom Nordkap bis zur Adria, vom Donauraum bis nach Skandinavien. Auf einer Karte

sieht man vereinigt Southampton, Gibraltar und Malta. Und eine der gewichtigsten und aufschlußreichsten Karten, die wie eine Offenbarung wirkt, ist der gesamte asiatische Raum mit dem Sowjetreich bis zur Meeresenge, die ihn von Amerika trennt. Das sind kompromittierende Karten, denn sie enthüllen besser als lange Aufsätze die Zusammenhänge imperialistischer Weltpolitik. Diese Karten sind von einer eindringlichen Lebendigkeit, aus ihnen steigen, wenn man zu lesen versteht, die Gespenster auf, die alles Weltgeschehen jetzt beschatten: die Auseinandersetzung zwischen den wenigen übrig gebliebenen imperialistischen europäischen Mächten, den Imperialismus Japans und den Imperialismus der anderen farbigen Völker.

Dieser Atlas sollte ein täglicher Begleiter werden! An seiner Hand wird es möglich sein, alle politischen Aufsätze über Weltgeschehen zu kontrollieren, und er kann für manche kleinen, scheinbar unbedeutenden Nachrichten den tragenden und entscheidenden Hintergrund erschließen. Es ist ein Atlas für Kenner, aber es ist auch ein Atlas für jedermann, weil wir uns gewöhnen sollten, unsere Kinder in solcher Raumanschauung groß werden zu lassen. D. R.

Vom Mythos deutscher Landschaft

Das Werk Leo Weismantels

Auf mehr als 1500 Seiten, in drei umfangreichen Bänden*) hat Leo Weismantel die Geschichte eines Dorfes in der Rhön geschrieben: die Geschichte eines Dorfes, die zugleich die Geschichte von Generationen ist, die ihm entstammen, mit ihm verwurzelt sind oder sich von ihm löst en. Warum läßt uns diese Romantrilogie von Anfang bis Ende nicht los? In ihr deutet sich mehr als vergängliche Einzelschicksale. Hier wurde Blut und Boden gestaltet. Im zeitlichen Ablauf des Geschehens offenbart sich, über alle Zeitbedingtheit hinaus: daß Volk schlechthin ohne Gott und Mythos zugrunde geht, abstirbt wie ein entwurzelter Baum.

Denn dieses Epos, dem die Gebirgslandschaft ob dem Main das Gesicht gibt, ist die tragische Auseinandersetzung mit all dem, was Menschen und Volk zu Fluch und Unheil wird. Und während es uns, in der Folge eines Geschlechts Vergangenheit und Gegenwart verbindend, die Entwicklung des letzten Jahrhunderts sinnfällig vor Augen stellt, legt es dar, was in diesen hundert Jahren verloren ging: die instinkthafte, selbstverständliche Verbundenheit mit dem Mythos, mit den ewigen Kräften der Erde. Werden wir wiederfinden, was die vor uns besaßen? Werden wir den Fluch der Glücklosigkeit zerbrechen? Der Dichter gibt keine Antwort auf diese Frage. Er erzählt, was gewesen ist und — verändert wurde. Schicksal oder Verirrung? An Anfang und Ende jeglichen Seins steht der Glaube. Wer den Glauben hat, wird Gott nicht nur suchen, sondern auch finden. So ist diese Chronik zugleich vitale Bejahung alles Wesentlichen und unerbittliche Forderung, das Wesentliche zu wollen, gleich dem Pfarrherrn Tertullian Wolf, der den Versuchungen der Welt widersteht, um der Menschen und um Gottes willen entsagt und das schwere Amt, Priester im Dorfe Sparbrot zu sein, auf sich nimmt.

Das Dorf Sparbrot — in der Einsamkeit der Wälder lag es zur Großväterzeit, unweit des gesegneten Maintales und doch meilenfern, vergessen von der Zeit. Den Menschen, die in ihm geboren werden und sterben, wird das Leben nicht leicht gemacht. Armut und Hunger sind tägliche Begleiter, und wehe, wenn der Himmel zürnt und Dürre und Hochwasser die Frucht der Felder zerstören. In den Seelen der Sparbroter streitet noch der Gott der Bibel mit den heidnischen Göttern, die vor Fortschritt und Technik in die Einöde des Gebirges zurückwichen. Doch die neue Zeit drängt nach. Die Wälder fallen unter der Axt. Der Bauer und Häusler, der sich und seine Familie mühselig durchbrachte, wird Arbeiter in der Fabrik, welche die neue Zeit errichtete. Er verdient gut; aber mit den Wäldern verschwindet auch der geheimnisvolle Zusammenhang mit der Natur, der den Menschen in aller Not, Würde und Glück gab. Nicht nur Teufel und Hexen werden verjagt, auch Gott geht unter in den Herzen. Und dem Letzten des Hauses Herkomer, das es im Zuge des Fortschritts zu Ansehen und Wohlstand brachte, zerschlägt die Inflation Besitz und Verstand.

Mit welch ungeheurer Eindringlichkeit ist das alles geschildert: wie die Menschen im alten Dorf Sparbrot, Erde und Himmel untertan, lebten; wie die Väter starben und alles, was ihr eigen war, zugrunde ging; und wie schließlich August Herkomer auszog, ein Haus errichtete, und wie dieses Haus mit einem ganzen Reich zusammenbrach. Welche Fülle der Gesichte tut sich auf im Kampf zwischen altem Brauchtum und neuer Zeit, die sich mit Landstraßen und Eisenbahn vom Maintal her den Weg bahnt.

*) Leo Weismantel: Das alte Dorf. Das Sterben in den Gassen. Die Geschichte des Hauses Herkomer. Nürnberg, Sebaldus-Verlag.

Wie atmosphärisch erleben wir den Wechsel, das große Sterben der Körper und Seelen! Nicht in romantischer Verklärung enthüllen sich, eng miteinander verwachsen, Glaube und Aberglaube, Menschen und Landschaft sind in Vergangenheit und Gegenwart härteste Wirklichkeit. Würzburg, die Stadt leuchtet auf — und wer hätte sie je in ihrer heiligen Schönheit so tiefgründig geschildert! Und wenn sich auch schließlich im letzten Bande die epische Wucht mindert und das Ganze in einer verengten psychologischen Studie des jüngsten Herkomers ausklingt, der vergeblich gegen das „Unrecht der Inflation" kämpft und dem Irrsinn verfällt — diese Dichtung besitzt Gefühlskraft und Glut, die vergessen läßt, daß ein Einzelner, ein Künstler, sie schrieb, ja, fast möchte man glauben, sie sei gleichsam aus sich selbst, aus Landschaft und Volk heraus gewachsen.

Gibt es, von der Gegenwart aus gesehen, Vergleiche mit diesem wahrhaft bodenständigen Werk? Paul Fechters „Wartendes Land" und Hans Friedrich Bluncks „Volkswende" sind Verwandte, wenn auch in Stil und Wesensart verschieden wie die Landschaften, in denen sie jeweils wurzeln. Hier wie dort geht es um Ursprüngliches, um in sich Werthaftes: um volklich gebundenes Schicksal. Und daß solche Bücher vom Ganzen her wieder geschrieben werden können, zeugt beispielhaft für die geistige Selbstbesinnung der deutschen Nation.

Werner Wirths.

Die Schwester

Nietzsches Schwester ist seit Jahrzehnten wahrscheinlich Deutschlands umstrittenste Frauengestalt, und gerade die „liberale" Presse, die ihre Minderwertigkeit, Fragwürdigkeit, Unzulänglichkeit und Bedeutungslosigkeit zu betonen nie müde wurde, machte sich jahrelang das wenig ritterliche Vergnügen, ihre Leser mit Federkriegen gegen die Siebenundachzigjährige zu unterhalten. Wenn Luise Marelle, eine Frau ihres Umkreises, es jetzt unternimmt, eine Biographie von Nietzsches Schwester zu veröffentlichen (Die Schwester, Berlin, Brunnenverlag), so darf man der oft zu streng beurteilten verdienten Frau gönnen, wenn sie nun zu liebevoll gesehen worden wäre. Luise Marelle, die von der schweren Aufgabe stand, eine noch lebende Zeitgenossin darzustellen, hat in anerkennenswerter Weise jede Unsachlichkeit zu vermeiden gesucht. Spätere Biographen werden ihr eine reichhaltige Materialsammlung zu danken haben. Ihr Buch ist, von geringfügigen sprachlichen Nachlässigkeiten abgesehen, taktvoll und schlicht, es wird weder philosophisch noch polemisch sondern stützt sich vorwiegend auf das Tatsachenmaterial. Wenn bei allem Willen zu strenger Sachlichkeit und Unpersönlichkeit der Darstellerin gelegentlich doch einmal das Herz durchgeht, so wird das jeder nachfühlen können, der dem persönlichem Zauber der tapferen, anmutigen und kultivierten Frau schon ausgesetzt gewesen ist. — Wer Nietzsches Schwester nur aus Pressekampagnen und bösen Reden kennt, sollte nicht versäumen, soweit er nicht böswillig ist, auch einmal die andere Seite zu hören, bevor er urteilt.

Hans Werner.

Kulturwaffen

In einer Reihe von offenen Briefen wenden sich Bie—Mühr an Männer, die hervorragend sind, entweder in ihrer Kunst oder in Diensten der nationalen Kultur; zusammengeschlossen werden diese Briefe zu einer Kundgebung für eine nationale Kulturpolitik*). Es geht bei diesen Briefen indes weniger um ein lautes Programm, als darum, eine Gesinnung durchzusetzen, welche die Künste aus der Landschaft begreift.

Von der Liebe des Volkes zu Heimat und Boden, aus der Blutsverbundenheit wird hier der Ausgang genommen, um zur Neuordnung der Künste zu schreiten. Der Titel von den „Kulturwaffen" findet sein Recht in den Briefen, da fest hineingepackt wird in allerwidrigste Verwirrungen. Da wird der Brief blitzende Waffe, wuchtiges Pamphlet. Aber daneben gibt es etwas wie den meisterlichen Brief „Von der Armut der Kunst", da mit großer Zartheit die Seele des Künstlers berührt wird. Darauf folgen die Briefe über den dramatischen Dichter und den bildenden Künstler, über Rundfunk und Film, und das Unübersehliche, was von der Ordnung dieser Künste abhängt. Über die Tagespolitik hinaus wird in den Briefen zu tieferen Zusammenhängen und Einsichten geführt, um zur Kulturgesinnung aus dem Ganzen der Nation aufzurufen, wie sie in den kühnen Sätzen des Schlußwortes „Von der Stunde der Erlösung" verkündet wird.

Heinrich.

Das Auto als Erlebnis

Eugen Diesel, der drei der wesentlichsten Bücher schrieb, die im Nachkriegsdeutschland

*) Richard Bie, Alfred Mühr: „Die Kulturwaffen des neuen Reiches" (Briefe an Führer, Volk und Jugend). Jena, Eugen Diederichs.

erschienen sind, „Das Land der Deutschen", „Die deutsche Wandlung", „Der Weg durch das Wirrsal", tritt jetzt mit einer Publikation hervor, die in wunderbar gelockerter Form an einem Sonderfall Erkenntnisse, ja Weltanschauung vermittelt: „Wir und das Auto" (Leipzig, Bibliographisches Institut). Mit prachtvollen Bildern (rund 250) ist versucht, vom Standpunkt des Autofahrers aus das Weltbild festzuhalten, wie es dem Verständigen am Volant bei der Eroberung der Welt sich zeigt. Dieser Versuch ist überraschend geglückt, und es ist eine Freude, in so hübscher und überzeugender Form nachdenkliche Erkenntnisse vermittelt zu bekommen. Daneben stehen historische Aufnahmen vom frühesten Entwurf einer Art Auto bis zum letzten „Blauen Blitz". Der Motor findet sein Recht, wir dringen ein in die technischen Geheimnisse der Herstellung. Aber das dient nur dazu, die Grundlage zu geben für das Wunder der Tatsache, die Auto heißt, und für alle die Möglichkeiten, die dies Wunder vermittelt. Wer nicht das Glück hat, seinen eignen Wagen zu besitzen, kann sich hier wenigstens das theoretische Glück verschaffen, sich in die Möglichkeiten der Welteroberung durch das Auto hineinzuträumen. D. R.

Thornton Wilder,

ein christlicher Dichter Amerikas

Wir sind gewöhnt, amerikanische Literatur unter dem Gesichtspunkt der short story, der Kurzgeschichte zu betrachten oder der Erwerbs- und Berufsromane. Ganz fremd- oder neuartig erscheint uns daher die Kunde, daß ein amerikanischer Autor sich gebildet habe an Herbert Eulenberg, Swift, den Dramatikern des alten Spanien, der Bibel. Dieser amerikanische Autor heißt Thornton Nives Wilder, lehrt in Chikago vergleichende Literaturgeschichte und veröffentlichte bisher vier Bändchen in London (bei Longmans, Green & Co.), von denen drei in einer guten deutschen Übersetzung erschienen sind. (E. P. Tal & Co., Wien.)

Charakteristisch für den Amerikaner ist, daß er seinen ersten Versuchen dichterischen Schaffens die Form einer Art von short story für die Bühne gab, nämlich „Drei-Minuten-Spiele für drei Personen" — etwa 40 an der Zahl, unter denen er die hervorragendsten Meisterwerke der Prägnanz und das Lakonismus im Ausdruck, sammelte und veröffentlichte, unter dem Titel: „Der Engel, der die Wasser trübte". Dieses Buch ist leider nicht ins Deutsche übersetzt worden.

Seine anderen drei Bücher sind erzählend, sehr verfeinert, sehr geistvoll im Vortrag (beinahe bis an die Grenze, da er pretiös wirken könnte), vollendet und bezwingend in der Form. Das Besondere dabei ist, daß wirklich der amerikanische Blickpunkt in ihnen gewahrt bleibt und von einer Abhängigkeit von europäischer Literatur keine Rede sein kann. Gegen andere Autoren seiner Generation und seines Landes (wie etwa Ernest Hemmingway) hat er den Vorzug, nicht nur Amerikaner, sondern auch Christ in seinem Schaffen zu sein.

Sein erstes Prosabuch ist die „Cabala", 1920/21 erschienen, und gewidmet „Meinen Freunden an der amerikanischen Akademie in Rom". In der Form eines Reisetagebuches enthält es die Porträts von fünf sehr reichen oder sehr adligen Damen der hohen römischen Gesellschaft, die den Geheimzirkel der „Cabala" bilden. Diese fünf Hauptporträts deuten zugleich auf je eine letzte, entscheidende Frage der europäischen Kultur hin: die Rasse, die Kunst, die Liebe, der Glaube, das Königtum. So entsteht ein ebenso amüsantes, wie tiefsinniges Spiel von Diskussionen und auch Intrigen, in das der junge amerikanische Dichter selber hineingezogen wird.

Das zweite Erzählungswerk Wilders „Die Frau aus Andros" (besser „das Weib") beschwört in einer ruhigen, durchsichtigen Vision das bäuerliche Leben auf der kleinen Insel Brynos im ägäischen Meer, in den letzten Zeiten der späten Antike. Wir lernen die noch fast urzeitlichen insularen Bräuche und Gewohnheiten der erbgesessenen Familien kennen, die strengen Sitten der Erb- und Hoffolge, die tüchtigen und ehrbaren Väter und Mütter — und in diese nach außen verschlossene Welt dringt Chrysis ein, eine Hetäre von hellenischer Weltbildung, von hoher Schönheit und feinstem weiblichem Zauber, sie sammelt die Söhne der Familien um sich. Die schöne, edle, weise Chrysis wird Anlaß und Symbol des Verfalls und der Auflösung der Familienordnung auf der Insel, sie erregt den Neid der Frauen durch ihre überlegene Ruhe und Haltung. Aber sie ist heimatlos, sie und ihre Schwestern werden nie gleichberechtigt sein auf der Insel, und sie sterben an ihrem Schicksal, heimatlos zu sein und doch zu lieben.

Das jüngste Buch Wilders „Die Brücke von San Luis Rey" ist in der gleichen Fünfteilung aufgebaut wie die römische „Cabala" und enthält, wie diese, fünf Porträts, doch jetzt handelt es sich nicht mehr um Europa, sondern um die stärkste und reichste Gründung der Spanier in Südamerika, das Peru des 17. Jahrhunderts.

Aber dies Peru ist für Wilder im Grunde nichts anderes als ein transatlantisch verwandeltes und gesteigertes spanisches Europa.

Wilder sprach einmal in einem Interview (gelegentlich einer Europareise) „von der dunklen Magie des Traumes, der weiß, daß er bei aller Schwere nur ein Traum ist, und noch daraus ein erlesenes Glück zieht ... das gibt auch den einfachsten Geschehnissen jenes Geladenseins mit Bedeutung ... das ist genau jenes magische Einssein von Sinn und Zufall, von Schicksal und Weltgeschehen, wie ich es in meinen Büchern festzustellen liebe."

In dieses Einssein von Sinn und Zufall hat Wilder seine Erzählung von den fünf Menschen, die beim Zerreißen der alten Inkabrücke bei San Luis Rey verunglückten, gebunden. Das erste Kapitel des Werkes stellt die thematische Frage „Vielleicht ein Zufall?" Und das Letzte antwortet mit der Gegenfrage des ewig zweifelnden Verstandes: „Vielleicht eine Fügung?" Warum mußten gerade diese fünf Menschen und gerade an diesem 20. 7. 1714 zu Tode stürzen? Die Antwort des Dichters ist in den fünf Porträts zu finden, in fünf Menschenschicksalen, die er tiefsinnig ineinander webt, und dann ins Weltgeschehen bindet. Diese fünf Verunglückten befanden sich auf dem Wege, jeder in seiner Weise, ihr Geschick zu vollenden: die alte Marquesa, mit ihrer jungen Begleiterin, der alte Abenteurer und Lehrer Pio mit dem Knaben der Perichole (der Tragödin, die er liebte), Esteban, der seinen Bruder verloren hatte (auch das hing an der Perichole). — Sie alle stürzten gemeinsam und im selben Augenblick in die Tiefe. Das Geheimnis der Herzen, die hier zugrunde gingen, suchte Juniper, ein Franziskanerbruder, in einem eigenen Werk zu ergründen, aber das geistliche Gericht verurteilte ihn, samt dem Buche (das nichts anderes war als ein Rechenexempel mit dem Tode und der Fügung Gottes anläßlich dieses Brückensturzes) dazu, verbrannt zu werden auf dem großen Platz von Lima.

Rückblickend auf das verschlungene Geschick der Abgestürzten, formt Wilder zum Schluß den großen Gedanken, daß die Toten schnell vergessen sind, und nichts bleibt unter uns von ihren Leidenschaften und ihren Schicksalen als einzig diese tötliche Brücke, nun verwandelt (im Sinnen der Äbtissin von Santa Maria Rosa de las Rosas), in jene Brücke, die das Land der Lebenden und das Land der Toten verbindet, und diese Brücke zwischen ihnen ist die Liebe — „das einzig Bleibende und der einzige Sinn."

Gregor Heinrich.

Drei Bücher

Der unheimliche Grund. Von Rauhnacht-Hollenberg und anderem Spuk. Erzählt von Irmgard Prestel. Freiburg. Herder & Co. Uraltes Volkstum: die Märchen und Spukgeschichten, die dem gesamtdeutschen Heimatboden geheimnisvoll entwuchsen, sind hier gesammelt und in schlichter Form, wie sie in langen Winternächten am Herd oder Spinnrocken erzählt wurden, nachgestaltet. Das Eigenartige der verschiedenen Landschaften wird besonders herausgehoben. Wir wandern vom Schwarzwald nach Böhmen, von Hessen nach Westfalen, von der Nordsee ins Alpenland oder nach Schlesien. Und in all diesen wundersamen Kurzgeschichten offenbart sich der ganze phantastische Reichtum deutschen Volkstums. Bilder von Johannes Thiel bereichern von sich aus die mit Liebe und Sachkenntnis gegliederte Sammlung.

*

Elisabeth von Roon-Bassermann: Margherita, Pfalzgräfin in Toscana. Berlin, E. E. Etthofen. Mit weiblicher Einfühlung wird das Geschick der schönen Pfalzgräfin von Toscana erzählt, vor dem immer wirksamen Hintergrund der großen Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst, Ghibellinen und Welfen. Mittelalter, vom Standpunkt der höfischen Intrige gesehen.

*

Paul Ernst: Das Glück von Lautenthal. München, Albert Langen, Georg Müller. Das letzte Werk eines echten Dichters, der von seiner Zeit verkannt wurde, weil er unbeirrbar seinen Weg ging. Eine ganz schlichte Erzählung, auf dem Boden der Heimat fußend, aus der Zeit, da Deutschland die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zu überwinden begann, und von Menschen und ihrem Tun, ihrer Freude und ihrem Leid berichtend, wie sie dort in der Harzlandschaft wurzeln und leben. Es ist die gute, alte Zeit — und der Dichter stellt sie uns gleichsam mit warnend erhobenem Finger vor: seht ihr, so einfach und sparsam lebten unsere Voreltern, und sie waren glücklich, weil sie in ihrem engen Bezirk ihre Pflicht vor Gott und den Menschen taten. Ein Märchen vom Glück, das, bei aller Sprödigkeit des Stils, von jener tiefinnerlichen Heiterkeit durchweht ist, die nur die Bitternis der Erfahrung und Entsagung verleiht. Das reine Vermächtnis eines Toten, der durch sein Werk leben wird. W.

Allerleirauh

„Niobe — Gorch Fock, Schicksal und Hoffnung" nennt Fritz Otto Busch sein Gedenkbuch, das er im Auftrage des Deutschen Flottenvereins herausgibt (Leipzig, Breitkopf & Härtel). In 34 Abbildungen zieht das Schicksal der „Niobe" mit Daten und Berichten von dem kurzen, aber von bester Seemannsarbeit erfüllten Dasein des Schiffes an uns vorüber, wohl geeignet, die nationalpolitische Bedeutung auch dieses furchtbaren Schlages für die junge Mannschaft klar herauszustellen. Wir aber wollen uns an den zweiten Teil halten, der Sammlung für und die Entstehung des heutigen Schulschiffes „Gorch Fock", denn für das deutsche Volk lautet nach wie vor der Wahlspruch „Seefahrt ist not!"

*

Der Hindenburg-Flieger Freiherr F. K. von Koenig-Warthausen hat neue Abenteuer veröffentlicht unter dem Titel „Weiter mit 20 PS" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 4,80 Mark). Jeder Freund des ersten Buches ist sicherer Abnehmer auch des zweiten, denn die Leistungen, die der junge Flieger mit seiner kleinen Maschine vollbracht hat, die ihn nun allmählich nahezu über die ganze Welt geführt hat, sind wiederum in der frischen und unbekümmerten Art geschildert, die den Flieger auszeichnet, und so bedarf das Buch weiterer Empfehlung nicht.

*

Sehr nett und als Geschenk für die Jugend wohlgeeignet ist das Knabenbuch „Hier Quack" von Karl Ude, dem Froschreporter mit den sieben Punkten für die Ameisenzeitung, in dem aus der Tierperspektive, die hier zweifellos die höhere ist, die Menschenwelt richtig und mit Humor betrachtet wird (3,50 Mark). — In die bunte Welt Indiens führt die Erzählung „Die beiden Munshis" vom Jesuitenpater G. A. Lutterbeck, in der er auf Grund indischer Polizeiakten über die erbitterten Kämpfe der Unterdrückten gegen den weißen Herrn berichtet (1,50 Mark). Beide bei Herder & Co., Freiburg.

*

Eine wundervolle Gabe für alle Deutschen von Substanz sind die Briefe Karoline von Humboldts, die unter dem Titel „Karoline von Humboldt. Das Lebensbild einer deutschen Frau", auf Grund ihrer Briefe von Hermann Hettler gestaltet, erschienen sind (Leipzig, Koehler & Amelang, 6,80 Mark). Das mit vielen Bildern ausgestattete Buch ist eine Fundgrube echter deutscher Weiblichkeit und deutscher Seele. Durch die Ehe der Karoline von Dacheröden mit Humboldt ergaben sich ihr Beziehungen zu allen bedeutenden Menschen ihrer Welt in der Heimat und im Ausland. Die Briefe der Lebensgefährtin Wilhelm von Humboldts gehören mit zu dem schönsten, was deutsche Frauen an ihren Erwählten geschrieben haben.

*

„Sommertage" heißt ein Kinderbuch, Geschichten von Kindern, Tieren und Blumen, von Elisabet Lehner, illustriert von Elsa Eisgruber in einer hübschen und launigen Art. — Nett ist auch das Büchlein „Nein, wir wollen nicht zu Bett", das zu gleicher Zeit als Malvorlage dient, von Lotte Mattern (beide Potsdam, Müller & Kiepenheuer).

*

Hans Freiherr v. Hammerstein, bekannt als Verfasser von „Ritter, Tod und Teufel", „Mangold von Eberstein", „Die Asen", hat seinen neuen Roman um die schöne Badestadt Kissingen herum geschrieben. Das Buch heißt „Die finnischen Reiter" (Leipzig, Koehler & Amelang, 4,80 Mark). Die Handlung spielt im abklingenden dreißig-jährigen Krieg, als die Friedensbotschaft an das Schwedische Heer unter dem Feldmarschall von Wrangel kommt. Auf das unwilligste aufgenommen von allen wirklichen Soldaten, denen damit der Sinn ihres Leben, ja zum großen Teil die Grundlage ihrer Existenz genommen wurde. In den Mittelpunkt dieser, von starker Heimat- und Landschaftsliebe getragenen Erzählung stellt Hammerstein den Obristenleutnant v. Wrangel, Führer der finnischen Reiter. Auf dem wilden Hintergrund des landschaftlich und menschlich verwüsteten Deutschland zeichnet er mit starken Strichen ein packendes Bild soldatischen Denkens und Handelns. Wrangel raubt sich mit ihrem Einverständnis ein katholisches adliges Fräulein aus Franken von der Trauung mit einem Standesgenossen weg zur schnellen Kopulation durch einen schwedischen protestantischen Feldpfarrer und eröffnet dann, als der mächtige Patron der Brauteltern, der Erzbischof von Würzburg, ihn kriegerisch bedroht, einen frisch-fröhlichen Feldzug, seinen Krieg nach dem großen Kriege. Durch Verrat fällt er in die Hand des Erzbischofs, wird zum Tode verurteilt, aber gleichzeitig begnadigt, und alles endet gut. Wertvoll sind in dem Roman neben der fesselnden Handlung die Bilder der deutschen Not in den Elendsfiguren der Bauern und den wilden Gestalten der Landstörzer. Das Buch

ist eine begabte Paraphrase des prachtvollen „Finnischen Reitermarsches".

✶

Vor einem farbenfrohen Bilde des Hamburger Hafens mit dem Bismarckdenkmal steht ein großes Postauto: das ist die äußere Visitenkarte des „Deutschen Reichspostkalenders", der für 1934 in seinem 6. Jahrgang erschienen ist und alle Vorzüge dieser guten und nützlichen Arbeit, die wir bisher schon immer anerkennen konnten, zeigt (Leipzig, Konkordia-Verlag, 2,80 Mark). Auf je drei Tage zusammenfassenden Blättern wird von der Arbeit der Reichspost in Gegenwart und auch in großer und bewegter Vergangenheit, so Feldpost und Post in Deutsch-Südwest, Zeugnis abgelegt. Alle Neueinrichtungen der Post — und es ist recht viel, was die rührige Behörde versucht — kommen zur Geltung, und eine genaue Übersicht über die gültigen Tarife macht den Kalender nicht nur zu einem erfreulichen, sondern auch zu einem nutzbringenden Jahresbegleiter.

✶

Das feinsinnige kleine Kabinettstücklein „Von der Landschaft" mit 23 Bildern von Rudolf Sieck (Heilbronn, Eugen Salzer, 4 Mark) konnte bereits im 15. bis 20. Tausend erscheinen. Das wird jeder verstehen, der sich mit den ungewöhnlich feinen, zarten und tiefen Landschaftsbildern Siecks das Herz hat weit und still machen lassen. In dem Buch umrahmen bekanntlich die Sieckschen Bilder Auszüge aus Schriften von Dichtern wie Adalbert Stifter, Henry G. Thoreau, Hans Mayr und Lorenz v. Westenrieder, in denen aufschlußreiche Erkenntnisse über das Wesen der Landschaft und ihr Verhältnis zu den Menschen vermittelt werden. Das Buch ist ein hervorragendes Geschenkwerk.

✶

Arthur van Schendel, dessen frühere Bücher im Inselverlag wir hier in der „Deutschen Rundschau" besprochen haben, hat einen neuen Roman herausgebracht „Das Vollschiff Johanna Maria" (Tübingen, Rainer Wunderlich). Die Übertragung aus dem Holländischen besorgte Fritz v. Bothmer mit bemerkenswerten seemännischen Kenntnissen, so daß den Fachmann kein falscher Ausdruck verletzt. Schendel versteht es, ganz aus der Seele des Seemanns heraus zu schreiben, und gibt in seinem Roman ein getreues Abbild der mystischen Verbundenheit des echten Seemanns mit seinem Schiff. Sein Segelmacher Brouwer ist eine Prachtfigur: der Sinn seines Lebens wird: das Schiff, das alle seine guten Eigenschaften nur der Hand des liebenden Führers willig hergibt, aus seiner Not unter fremden, rohen Händen zu erretten und in eignen Besitz zu bringen. Und als er es hat, sind beide alt geworden, Mann und Schiff, und kehren in den Ausgangshafen auf ihr Altenteil zurück. Die vierzigjährige Geschichte der „Johanna Maria" gibt ein buntes und lebensvolles Bild der christlichen und unchristlichen Seefahrt auf allen Meeren der Erde.

✶

Als eine dokumentarische Ergänzung zu dem ausgezeichneten Buche von Admiral v. Trotha, „Großadmiral v. Tirpitz", ist das Werk von Hans Hallmann, „Der Weg zum deutschen Schlachtflottenbau" (Stuttgart, W. Kohlhammer, 9,50 Mark), zu begrüßen. Belegt aus den historischen Quellen wird hier die unerhörte Leistung des Großadmirals v. Tirpitz dargestellt, dem — und ihm allein — es gelang, in 15 Jahren aus kleinen, wenn auch guten Anfängen heraus eine Schlachtflotte zu schaffen, die der größten Flotte aller Zeiten, der englischen, der Beherrscherin der Meere, in der Skagerakschlacht den Sieg abgewinnen konnte.

✶

Walther Penck, der für die Seinen und für die Wissenschaft viel zu früh gestorbene Sohn des großen Geographen Albrecht Penck, erlebt eine Auferstehung in der Veröffentlichung „Puna de Atacama", in der er in Tagebuchform seine Bergfahrten und Jagden in der Cordillere von Südamerika schildert (Stuttgart, Engelhorn, 6 Mark, Leinen 7,50 Mark) mit vielen Bildern, Zeichnungen und Karten. Auch der geographische Laie gewinnt ein Urteil über die Bedeutung der Leistung des jungen Geologen, der im Auftrage der argentinischen Regierung das Wüstengebiet zwischen Argentinien und Chile erforschte. Es ist ein sehr männliches Buch und darum ein sehr deutsches Buch.

✶

Hermann Freiherr v. Egloffstein, ein alter Autor der „Deutschen Rundschau", veröffentlicht mit intimer Kenntnis aus seiner Tätigkeit als langjähriger Kabinettsekretär der beiden letzten Großherzöge als der letzte Überlebende ein Buch „Das Weimar von Karl Alexander und Wilhelm Ernst" (Berlin, Mittler, geb. 4,80 Mark). Es ist wie ein Epilog auf Weimar, das durch Karl August groß wurde, von Karl Alexander als Goethe-Stätte treu bewahrt und von seinem Enkel, der ein Nachkomme, auch was die Bedeutung angeht, war, noch erhalten wurde.

Ein Werk von grundlegender Bedeutung ist das Buch von Josef März, „Die Adria-Frage“ (Berlin, Kurt Vowinkel), mit einem Geleitwort Karl Haushofers. Hier wird mit exakten wissenschaftlichen Mitteln die Gefahrenzone um die Adria aufgezeigt, auch eine der Stellen der Erde, an denen mit am stärksten und glühendsten unter der Asche Feuer zu neuen Kriegen brennt. Solche Bücher sind uns Deutschen besonders not, da wir immer noch glauben, daß die großen Entscheidungen sich nur um das Schicksal unseres Volkes und seine Stellung unter den Völkern drehen. Hinter diesem Buche steht der dem Austrag sich immer mehr entgegenwälzende Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Italien um die Adria, wo als französischer Vorkämpfer Südslawien steht.

*

In dem Buche: „Revolution der Deutschen. 14 Jahre Nationalsozialismus“ von Dr. Joseph Goebbels sind von Hein Schlecht Reden zusammengefaßt und mit einleitenden Zeitbildern versehen aus den Jahren 1929 bis 1933 (Oldenburg, Gerhard Stalling, 3,20 Mark). Diese Zusammenstellung bestätigt den Eindruck, den die markante Persönlichkeit des Reichsministers im In- und Auslande schon bei seinem ersten Auftreten hervorgerufen hat. Das Bild ist nicht vollständig und konnte es bei der Auswahl nicht sein, da einige wichtige Reden, die wesentliche Züge enthalten, fortbleiben mußten. Aus dieser Zusammenstellung aber wird völlig deutlich, wie dieser brennende Mensch und leidenschaftliche Denker, dem alle Mittel des großen Redners mühelos zur Verfügung stehen, die Menschen, vor allen Dingen die Jugend, mit sich reißen mußte. Man meint, Wirkung und Gegenwirkung in den Ausstrahlungen der Masse auch auf den Redner deutlich zu vernehmen und wird gespannt sein, vielleicht in einem Bande späterer Reden denselben Vorgang in seiner Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Auslande und der großen internationalen Öffentlichkeit feststellen zu können.

*

Maximilian Claar, Italien (Weltpolitische Bücherei Band 29). Berlin, Zentralverlag. — Eines der allerbesten Bücher, die den Gebildeten in Geschichte, Verfassung, Verwaltung, Weltstellung und Wirtschaft des gelobten Südlandes einführen. Die Einstellung war bereits bei der Abfassung (1932) mit guten Gründen, aber auch in wohltuender Zurückhaltung faschistenfreundlich. Persönlichkeit und Erfahrung des Verfassers verbürgen die Verwertung bester Unterlagen; Ausstattung und Druck sind vortrefflich.

*

Von „Jean Pauls sämtlichen Werken“, die in Verbindung mit der Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie herausgegeben werden (Weimar, Hermann Böhlau), ist ein neuer Band erschienen (broschiert 26 Mark). Es ist der 8. Band der 1. Abteilung, umfassend den 1. und 2. Band des „Titan“ und den komischen Anhang des Titan. Herausgeber ist bekanntlich der bewährte Jean Paul-Forscher Eduard Berend.

*

Eine Reihe wichtiger Bücher muß sich bei der fast unübersehbaren Fülle des Büchermarktes dank der planlosen Produktion der deutschen Verleger mit der Titelaufzeichnung begnügen, aber die Aufnahme als solche bedeutet Empfehlung. Da sind zwei wesentliche Bücher zur Eugenik: „Rassenhygienische Fibel“ von E. Jörns und J. Schwab (Berlin, Alfred Metzner, 2,20 Mark), die wirklich aus der Liebe zur deutschen Jugend geschrieben ist von Fachmännern, damit die Jugend wenigstens an lebendigem Besitz das schon mitnimmt, was den Älteren gefehlt hat, wie der gegenwärtige Zustand beweist. — Wichtig ist auch das Buch „Erb- und Rassenkunde“ von E. Meyer und W. Dietrich mit 55 Abbildungen (Breslau, Ferdinand Hirt, 2,50 Mark). — Gut und brauchbar ist das „Warenbuch für den deutschen Wohnbedarf“ von Werner Gräff, „Jetzt wird Ihre Wohnung eingerichtet“, aufgebaut auf praktischen und materialästhetischen Grundsätzen.

*

In Teubners Quellensammlung für den Geschichtsunterricht erscheint „Der deutsche Reichsgedanke“ von Hans Goldschmidt (Unitarismus, Föderalismus, Dualismus). — Mit der entscheidenden Frage des wahren Sozialismus beschäftigten sich zwei Bücher: Friedrich Schinkel, „Preußischer Sozialismus“ (Breslau, W. G. Korn, 3,50 Mark) und Moeller van den Bruck, „Sozialismus und Außenpolitik“ (Breslau, W. G. Korn, 2,50 Mark).

Aufschlußreich und gut ist das Buch von Johann Georg Sprengel, „Der Staatsgedanke in der deutschen Dichtung“ (Berlin, Junker & Dünnhaupt, 4,80 Mark). Das Buch von Ernst Wilhelm Eschmann, „Vom Sinn

der Revolution", legt vom Geistigen her die Grundlagen zur Gegenwart und geht auf eine neue Verschmelzung von Politik und Religion aus. (Jena, Eugen Diederichs, 2,40 Mark).

*

Ganz konkreten Fragen gehen die Schriften zu Leibe „Die Arbeitsdienstpflicht", eine Dissertation der Handelshochschule Mannheim von F. W. Schiettinger, die ein verdienstvoller Beitrag zu einer historisch-theoretischen Analyse des ganzen Problems ist, und die temperamentvolle Schrift von Peter Martin Lampel, „Siedeln!? Mensch — wie sieht das aus?" (Berlin, Rüdiger-Verlag, 2,50 Mark), in der Lampel über Fahrten in Siedlungen und Siedlerschulen und seine Erfahrungen hierbei berichtet. Lampel trieb hierbei der Gedanke, quer durch alle Fronten Verbindungen zu schaffen, damit das Volk den Wahnsinn der Parteigehässigkeiten vergißt. Lampel, über dessen frühere Dinge man sich wundern konnte, scheint sich ganz und fest gefunden zu haben. So verdient das, was er jetzt zu sagen hat, volle Beachtung. — Ein weiterer Beitrag zur Siedlungsfrage ist „Reclams Siedlerbuch", „Siedeln — aber richtig", von Regierungsbaurat Hellmuth Noack (Leipzig, Reclam, 1,45 Mark), eine ausgezeichnete, sachkundige Unterrichtung. — Hierher gehört auch das Buch von Carl Hartwich, „Rittergut oder Bauerndorf?" (Hamburg, Paul Hartung), das in übersichtlicher Gruppierung bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Tatsachen zur Grundbesitzverteilung im deutschen Osten zusammenstellt, aus denen die gegebenen Folgerungen für die Weiterarbeit leicht zu ziehen sind.

*

In den „Wissenschaftlichen Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte" (München, Duncker & Humblot) sind erschienen Gerhard Leibholz, „Die Auflösung der liberalen Demokratie in Deutschland und das autoritäre Staatsbild" (2,80 Mark), knapp, klar und unentbehrlich, und Hans Eppler, „Das Recht", eine gründliche Untersuchung über Rechtsbegriff, Rechtsgeltung und Rechtsgebilde (1,80 Mark).

*

Ein Buch wesentlichster und nachhaltiger Anregung ist das in Form wie Inhalt vollendete Werk von Guido Harbers, „Der Wohngarten" (München, G. D. W. Callwey, 9,50 Mark). Das ausgezeichnet angelegte Buch bringt in Großquartformat, unterstützt von vielen Tabellen und einem prachtvollen Bildmaterial, in 453 Abbildungen grundlegende Untersuchungen zu der Frage des Raumes und der Bauelemente des Wohngartens. Das Buch vermittelt eine Fülle von Belehrung, ja Erkenntnis und sollte in der Hand eines jeden sein, der das Glück hat, einen Wohngarten sich anlegen zu können, denn der Münchener Stadtbaurat lehrt unaufdringlich auch die innere Verpflichtung für den Gartenbauer, den Gesetzen des Wohngartens treu zu sein. Mitgearbeitet hat der bekannte Gartenarchitekt Hans Paulus.

*

Aus der Feder des bekannten Historikers Hans Roger Madol ist ein interessantes Buch erschienen, „Gespräche mit Verantwortlichen" (Berlin, Universitas), das in den Unterhaltungen mit Graf Berchtold, Caillaux, Paléologue, v. Schoen, Cambon, Ferdinand und Boris von Bulgarien, Kerenski, Nitti, v. Kühlmann, Houston Chamberlain, Margueritte, Jorga, Prinz Sixtus v. Parma, Tewfik eine Fülle von Material zu der furchtbaren diplomatischen und politischen Geschichte von Kriegs- und Nachkriegszeiten in fesselnder Form bringt.

*

Das Buch von Theodor Scheffer, „Potsdam" (Leipzig, Armannen-Verlag), liegt schon in 3. Auflage vor. Das bestätigt das günstige Urteil, das dieses Buch verdient.

*

Ein Beitrag zur Wehrhaftigkeit ist die Schrift „Die deutsche Miliz der Zukunft" von einem ungenannten Verfasser (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), die sich ganz klar, angefaßt mit großer Sachkenntnis, das eine Ziel setzt: das deutsche Volk muß wieder werden ein Volk in Waffen (2 Mark).

Zur Arbeitsdienstpflicht ist als wichtiger Beitrag zu werten die Schrift von Friedrich Wilhelm Heinz, „Kameraden der Arbeit", die sowohl eine Schilderung des gegenwärtigen Standes der Arbeitslager gibt, aber auch energisch und zielbewußt die Aufgaben und die Zukunftsmöglichkeiten zeichnet (Berlin, Frundsberg-Verlag, 5,90 Mark).

Eine Biographie des Reichsbauernführers und Landwirtschaftsministers Darré schrieb Hermann Reischle, „Reichsbauernführer Darré, der Kämpfer um Blut und Boden (Verlag Zeitgeschichte, Berlin, 1 Mark), die neben dem Persönlichen bis zum Kinderbild das Programmatische der in Angriff genommenen Arbeit überzeugend herausstellt.

Ein schlechter Film in Buchform ist Alexander Lernet-Holenias „Ich war Jack Mortimer“ (Berlin, S. Fischer). Auch das Deutsch ist nicht berühmt, und es sind nicht nur Provinzialismen Wiener Herkunft, die stören. Da ist mit dem einen Wunsch, Spannung um jeden Preis zu erreichen, eine unhaltbar konstruierte Begebenheit zurechtgeschrieben, die man vor zwanzig Jahren sich vielleicht auf der Leinwand noch hätte gefallen lassen. Ein Chauffeur findet in seiner Droschke einen erschossenen Fahrgast. Wie alle anderen Menschen dieser Erzählung tut er im geeigneten Augenblick gerade das, was psychologisch irrsinnig ist, aber dem Autor die Fortführung seiner abenteuerlichen Handlung weiter ermöglicht. Er tritt in die Rolle des Ermordeten, und nun beginnt ein virtuoser Wirrwarr von Geschehnissen. Frauen erschießen Männer und geben sich hin, ohne zureichenden Grund und ohne Erklärung, der Chauffeur tut für seinen Bildungsgrad und jede menschliche Vernunft unmögliche Dinge, aber alles geht gut aus. Solche Machwerke lohnen nicht das gute Papier, auf dem sie gedruckt werden. D. R.

Politische Rundschau

Das Jahr 1933 brachte manche außenpolitische Entscheidung, deren Tragweite erst später sichtbar werden wird, wenn auch die unmittelbaren Folgen gleich sich bemerkbar machten.

Beginnen wir unsere Betrachtungen mit der Abrüstungsfrage, so müssen wir feststellen, daß der Abbruch der Genfer Konferenz zwar eine Klarstellung der Fronten, nicht aber eine Lösung des Problems brachte. Wir glauben an eine solche Lösung auch nicht so recht, die Frage ist in einen Knäuel politischer Fragen hineingekommen, aus dem andere Probleme jetzt schon stärker herausragen als der eigentliche Kern. Die Abrüstungskrise ist zu einer offenen Völkerbundskrise geworden. Denn kaum hatte Deutschland seine Absicht erklärt, aus Genf zu scheiden, so kam auch schon ein italienisches Ultimatum, an dem die Regierungen nicht mehr vorbeigehen können. Der Wandel in Genf hat sich rein äußerlich dadurch vorbereitet, daß England den Vorsitz in der Bürokratie abgab und ein Franzose die Stellung eines Generalsekretärs übernahm. Damit wurde offenkundig, daß die französische Politik das Machtinstrument des Völkerbundes ganz für sich und die Verbündeten in Anspruch nehmen will. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Italien daraus die notwendigen Konsequenzen zog. So ist im Jahre 1933 eine politische Arbeitsmethode, nämlich die Debatte mit verschleierten Absichten, die Diskussion in kleinen und großen Zirkeln, die Handlungen nicht vorbereiten, sondern vereiteln sollte, ad absurdum geführt worden. Wir halten diesen Wandel für nützlich, es wird notwendig sein, in Zukunft deutlich zu sagen, was man will, das Gremium, in dem diskutiert wird, dürfte eine andere Gestalt bekommen als der Rat in Genf. Der Schwerpunkt der Aktivität ist von Paris nach Rom abgewandert; während Frankreich und seine Vasallen für ritardando schwärmen, hat Italien Tempo vorgelegt und damit die offensiv und vorwärts treibenden Kräfte in Bewegung gebracht. Europa ist im vergangenen Jahr aus dem Zustand der außenpolitischen Erstarrung, aus dem Eisfeld, in Bewegung gebracht worden, für uns und alle, die ein Interesse an einer wirklichen Friedenspolitik haben, ein großer taktischer Vorteil. Das Bündel der verschiedenen miteinander verflochtenen Fragen ist dadurch als Ganzes in Unruhe gekommen, es schälten sich am Schlusse des Jahres die Fragen klarer heraus, die mit der Abrüstung gelöst werden müssen. Die Folge war ein verstärkter Wille nach Revision der Pariser Vorortverträge. Der aktive Wille zur Revision ist nicht auf Italien beschränkt geblieben, im Unterhaus in London hat eine beachtliche Gruppe von Abgeordneten sämtlicher Parteien den gleichen Wunsch ausgesprochen. Was früher nur in Presseartikeln da und dort zum Ausdruck kam, finden wir heute nun schon als geschlossene Meinungsäußerung politischer Faktoren, die als Symptome des Fortschritts zu werten sind.

Welche Beachtung sie in Prag gefunden haben, zeigen die Reden, die Benesch und Titulescu bei der Begegnung in Kaschau hielten, und ebenso die Ansprachen gelegentlich der Reise Beneschs nach Paris. Aus ihnen klingt das unentwegte Festhalten am alten Standpunkt, diesmal vielleicht etwas mehr abgewandelt nach der Seite einer Donauföderation hin, die man so gern in Prag auf die Beine bringen möchte, aber nicht zusammenschweißen kann, weil hier Wirtschaft so stark gegen Politik steht, daß keine Brücke gefunden werden kann. Außerdem liegen hier italienische Interessen quer vor dem Weg, die immer stärker verteidigt werden.

Im Südosten Europas hat das vergangene Jahr zwar noch keine praktisch sichtbaren Veränderungen der gesamtpolitischen Lage gebracht, das starre Festhalten am Alten ist aber nicht mehr möglich. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die Autonomiekundgebung der Slowaken, die offen eine Änderung der territorialen Verhältnisse der Tschechoslowakei anstreben. Wenn Benesch heute noch als der große Mann nach außen hin auftritt: in seinem eigenen Staate glaubt niemand so recht mehr an seine Bedeutung.

Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Reich sind durch die Initiative des Kanzlers auf eine klare Linie der Verständigung zurückgeführt worden. Die offiziellen Gespräche haben begonnen. Wir wissen als starken Gegenspieler auf der anderen Seite Herrn Herriot, der schon bei früheren Gelegenheiten als schwieriger Partner erkannt worden ist. Trotzdem glauben wir, daß die Verständigung Fortschritte machen kann, die europäische Gesamtlage erheischt Vernunft.

Die Spannung, die im vergangenen Frühjahr herrschte, ist dank unserer Initiative gewichen. Das Reich hat es verstanden, auch an der Ostgrenze in eine ruhigere Lage zu kommen. Die unmittelbare Unterhaltung mit Polen ist auf jeden Fall besser als die Verständigung über den Genfer Draht, der mit viel zu viel anderen Interessen belastet wurde, als daß eine offene Unterhaltung ermöglicht worden wäre.

Die Viererpaktidee, die im abgelaufenen Jahre als Konkurrenzidee gegenüber dem Völkerbund aufkam, hat sich weiter vertieft. Es sieht so aus, als sollte sie in das Instrumentarium der kommenden Verhandlungsmethode fest eingefügt werden. Wir würden es vom deutschen Standpunkt aus für nützlich halten, im Rahmen dieses Paktes zu arbeiten, weil dann Stimmverhältnisse in Wegfall kommen, die in Genf stets einen Fortschritt verhindert haben.

Als Sensation des Jahres 1933 ist schließlich die Gründung der 4. Internationale zu erwähnen. Sie ist sensationell, weil an ihrer Spitze kein geringerer als Trotzki steht und weil sie ferner gerade in Frankreich gegründet wurde. Man wird abwarten müssen, was diese Gründung für einen tieferen Sinn hat, vielleicht nur den, einen neuen Wandschirm für die Propaganda des Weltkommunismus zu finden, der seine dritte Internationale nicht mehr so exponieren darf, seitdem seine Vertreter in den Banken New Yorks ein- und ausgehen. Eine Lesart geht dahin, daß die vierte Internationale den Zweck haben soll, den Sturz Stalins vorzubereiten, um Trotzki in Moskau wieder ans Ruder zu bringen.

Der Bolschewismus hat im vergangenen Jahre zahlreiche Fortschritte gemacht. Im fernen Osten haben die Aufstände einzelner Generäle zugenommen. Hinter den nationalen Fassaden verbarg sich meist der Bolschewismus, der nach errungenem Erfolg sehr bald erbarmungslos in die Erscheinung trat. In Europa war Spanien das letzte Opfer der moskowitischen Wühlarbeit, die Schablone paßte so genau, daß man unschwer erkennen konnte, wer seine Hand im Spiele hat. In Südamerika ist die Gefahr bewaffneter Aufstände noch lange nicht überwunden, selbst in den Vereinigten Staaten regt der Bolschewismus in sehr starker Form seine unsichtbaren Glieder. Manche Skeptiker prophezeien Amerika einen kommunistischen Putsch. Die erfolgte Anerkennung der Regierung in Moskau wird nicht verhindern, daß sich die Wühlarbeit der kommunistischen Internationale verstärkt. In Genf hat eine kommunistische Kantonalregierung ihr Amt angetreten, in Norwegen wird bald eine solche folgen. Solange die Gesellschaft der Gutgesinnten in den einzelnen Staaten fest schläft, wird der Gedanke der Weltrevolution Fortschritte machen. Optimismus ist hier nicht am Platze, denn die Wirtschaftskrise schafft im Ausland weiter den Nährboden für bewaffnete Aufstände.

In Ostasien hat sich im Jahre 1933 viel geändert. Japan hat seine kontinentale Stellung gefestigt und ausgebaut. Seit seinem Austritt aus dem Völkerbund hat niemand gewagt, ihm seine Beute streitig zu machen. Wir werden damit rechnen müssen, daß dieser neue Wetterwinkel der Weltpolitik auch im kommenden Jahre große Bedeutung haben wird.

Lassen wir die ganzen Ereignisse des Schicksalsjahres 1933 an uns vorüberziehen, so müssen wir feststellen, daß zwar keine Entscheidungen mit endgültigem Charakter heranreiften, daß aber in verschiedenen Problemen unverkennbar eine Auflockerung eingetreten ist, die jetzt allerdings ausgeweitet werden muß. Wir finden neue Menschen und neue Methoden vor. Was schicksalhaft erscheinen mag, kann in wohlüberdachter Arbeit seinen Ursprung finden. Die deutsche Nation steht als geschlossene Einheit in allen entscheidenden Fragen dem Ausland gegenüber; sie hat damit ein außenpolitisches Kapital in die Hand bekommen, das von unschätzbarem Wert ist. Sein überlegter Einsatz wird uns — das wollen wir vom neuen Jahr erhoffen — weiter vorwärts bringen auf dem Weg zu einem wahren, ehrenvollen Frieden.

Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Die auslanddeutsche Bilanz des Jahres 1933 ist nicht leicht zu ziehen. Die nationale Neuordnung im Reich weckte im Auslanddeutschtum tiefsten Widerhall, aber zugleich waren die Staaten und Staatsvölker, denen deutsche Volksgruppen überantwortet sind, bemüht, die deutschfeindliche Konjunktur zu nutzen und die Propaganda gegen das neue Deutschland mit verschärfter Entrechtung und Assimilierung des bodenständigen Deutschtums zu verbinden. Das offenbarte sich insbesondere dort, wo das bodenständige Deutschtum seinerseits neue Formen suchte und sich, abgelöst von der demokratischen Ideologie des Staates, straffer im Sinne des Führergedankens organisierte.

Die Entrechtungsaktionen, die in der Tschechoslowakei gegen die Sudetendeutschen durchgeführt wurden, die Vorgänge in Estland, wo die neugewählte Führung der Deutsch-Baltischen Partei zurücktreten mußte und der Deutsche Kulturrat aufgelöst wurde, aber auch die Entwicklung in Siebenbürgen zeigten an, wie geschickt die Staatsvölker auf jede innere Auseinandersetzung innerhalb einer auslanddeutschen Gruppe zu reagieren wissen. Und wie raffiniert die deutschfeindliche Propaganda am Werk ist, erwies auch der Antrag, den die lettländische Sozialdemokratie, unter dem Beifall der bürgerlichen Assimilationsparteien, einbrachte, der darauf hinauszielte, das deutsche Schulwesen dem lettischen Schulwesen zu unterstellen, weil in den deutschen Schulen „Hitlergeist" gelehrt werde, ein Antrag, der freilich von der Mehrheit der Saeima seine wohlverdiente Ablehnung gefunden hat. Jede wirkliche oder scheinbare Zwiespältigkeit im Deutschtum ist für die Staatsvölker ein Zeichen der Schwäche, das zu erhöhtem Einsatz des Staatsapparates anreizt. Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß die deutschen Volksgruppen mehr denn je darauf bedacht sein müssen, nach außen hin ihre Geschlossenheit zu wahren.

Jakob Bleyer wurde in Budapest zu Grabe getragen. Die Hauptstadt des ungarischen Staates sparte nicht mit äußeren Ehren. Ein Ehrengrab stand bereit, um die sterblichen Überreste des Mannes aufzunehmen, in dem sich bestes volksdeutsches Schwabentum verkörperte. Der Dekan der Universität Budapest hielt im Namen des ungarischen Abgeordnetenhauses und der Wissenschaft die Trauerrede. Er verfehlte nicht, die großen Verdienste des Forschers und Gelehrten Bleyer darzulegen. Er vergaß auch nicht den Menschen und ungarischen Patrioten Bleyer. Aber — und dieses „Aber" wiegt schwer — selbst in dieser Trauerrede lehnte der Vertreter Ungarns den Deutschtumsführer Bleyer ab und gab damit zu erkennen, daß er das eigentliche Wesen des Verstorbenen überhaupt nicht verstanden hatte oder nicht verstehen wollte. So war auch dies Begräbnis von der Tragik umwittert, die den Politiker und Volkstumsführer Bleyer zu Lebzeiten begleitet hatte. Er, der wie kein anderer die Möglichkeit besaß, innerhalb der ungarischen Staatsgrenzen den Ausgleich zwischen Staat und Volkstum durchzuführen (sofern nur das Staatsvolk sich zu der Selbsterkenntnis durchrang, daß dieser Ausgleich in seinem ureigensten Interesse lag), mußte immer wieder mit den Mächten des Unverständnisses ringen, mit den überlebten Vorurteilen einer ungarischen Gesellschaft, die Staatsbürgerschaft und Volkstum gleichsetzte, ohne zu bedenken, wie sehr diese Einstellung das Ansehen Ungarns herabwürdigte, ja, letztlich nur der Stabilisierung der Gewaltgrenzen von Trianon diente.

Daß chauvinistische Studenten dem Professor Bleyer die Fenster einwarfen, hat den Deutschtumsführer gewiß nicht so verbittert wie den ungarischen Patrioten Bleyer, dem die Liebe zum Vaterlande Ungarn nicht minder selbstverständlich war als die Liebe zu seinem Deutschtum. Denn als ungarischer Patriot mußte er erleben, daß das von Ungarn abgetrennte Deutschtum sich schließlich sogar freier entfalten konnte als zuvor innerhalb der ungarischen Staatsgrenzen. Und gerade, weil ihm der Kampf Ungarns um die Revision seiner Grenzen am Herzen lag, litt er unter dem Wahn des Staatsvolkes, man könne gleichzeitig im eigenen Staate die Minderheiten assimilieren und Gebiete in Anspruch nehmen oder zurückfordern, in denen die Nachfolgestaaten, nicht zuletzt um Ungarn zu schaden, die Fehler des alten Ungarn zu vermeiden suchten. Daß der hochgelahrte Dekan der Universität Budapest selbst am Grabe noch die Streitaxt schwang, so daß die nach ihm auftretenden Führer des Schwabentums den Toten in Schutz nehmen mußten, zeigte leider erneut an, wie wenig das ungarische Staatsvolk inzwischen hinzugelernt hat, wie stur es noch immer einer Assimilationspolitik

anhängt, der das ungarländische Deutschtum selbst, dank der Lebensarbeit des Deutschtumsführers Bleyer, längst entwachsen ist. Und wenn man auf ungarischer Seite nunmehr, nach dem Tode der „ausgleichenden Führerpersönlichkeit", die Radikalisierung der volksdeutschen Bewegung in Ungarn befürchtet: mit den Mitteln der alten Nationalitätenpolitik läßt sich eine solche Radikalisierung keinesfalls aufhalten. Das Deutschtum in Ungarn ist loyal und hat seine Loyalität hundertfach unter Beweis gestellt. Aber auch die ungarische Gesellschaft sollte sich endlich klarmachen, daß das Wort „Schwab" ein Ehrenname geworden ist und seine Verächtlichmachung, insbesondere bei der jungen Generation, nicht mehr verfängt.

Diesen Beweis erbrachte in erschütternder Weise das Begräbnis des Deutschtumsführers. Aus den entlegensten Dörfern Ungarns waren die deutschen Abordnungen erschienen, um dem Führer das letzte Geleit zu geben, und dieser machtvolle Schwabenzug, der durch die Straßen der Hauptstadt zog, offenbarte eindeutig, daß das ungarländische Deutschtum nicht gewillt ist, sich selbst auf- und damit die Lebensarbeit seines Führers preiszugeben — so unersetzlich auch die Persönlichkeit Bleyers ist und so stark auch die ungarische gentry auf die Zwietracht im deutschen Lager gewisse Hoffnungen setzen mag.

Der neue Direktor der Nationalgalerie, Dr. Hanfstaengl, hat etwas sehr Vernünftiges getan: er hat das Kronprinzenpalais nach einer raschen Neuordnung der Bestände der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Ein bißchen von Schardts Arbeit ist bestehen geblieben; die sehr reizvolle Neuordnung der Räume im Prinzessinnenpalais, wo man an Stelle der Schinkelsammlung eine ausgezeichnete Auslese aus den Handzeichnungen und Aquarellen untergebracht hat, wird hoffentlich in die endgültige Neuordnung hinübergenommen. Im übrigen ist die Grundstruktur von Justis Gliederung des Materials erhalten geblieben: unten hängen Slevogt, Corinth, Munch, van Gogh; oben der Expressionismus von Nolde bis Kokoschka, Marc bis Klee, daneben die Heutigen — und das Mittelgeschoß hat man den Maler Karl Leipold zu einer Sonderausstellung eingeräumt. Das ist ein sehr eigenartiges Unternehmen: man erlebt das Werk eines Mannes, der abseits von den sichtbaren Strömungen der Zeit seinen Weg gesucht hat und doch zu ähnlichen Ergebnissen gekommen ist. Seine Malerei sieht sehr anders aus als die der heute Modernen und bestätigt sie zum Teil doch. Leipold ist am französischen Impressionismus vorübergegangen und brauchte sich daher auch nicht gegen ihn zu stellen; er nahm vom Englischen seinen Ausgang von der Welt William Turners, zum Teil auch der Präraffaeliten — und landete bei der gleichen Auflösung des Gegenständlichen wie der Antiimpressionismus von 1910. Aus einer gedämpften tonigen Farbigkeit entwickelte er eine immer stärkere Entmaterialisierung seiner Objekte, um zuletzt bei freischwebenden Gebilden aus Form und Farbe an sich anzukommen. Er zog die letzten Folgerungen aus Turners Marinen und Aquarellen — mit dem Ergebnis einer gegenstandslosen Romantik des großen Heroischen, der Vision an sich. Es blieb ein gut Teil Dekoration dabei: es entstand aus den Voraussetzungen der Zeit zwischen 1900 und 1910, aus dem Rausch der reichen Zeitromantik ein Werk, das manches Verwandte zu der Arbeit etwa von Rohlfs, von Ludwig von Hofmann, ja selbst von Marc enthält und so zeigt, daß zuletzt jeder lebendige Mensch von den inneren Kräften seiner Zeit getragen wird, ihnen so oder so sich beugen muß. In der Kunst hört die Willkür auf — vorausgesetzt, daß es sich wirklich um lebendige Kunst und nicht um Surrogate handelt.

Wie verfahren die Berliner Theaterverhältnisse sich in diesem Winter entwickelt haben, sieht man vor allem daraus, daß das wichtigste Ereignis mitten in den Kernwochen der Spielzeit die Eröffnung des Preußischen Theaters der Jugend im Schillertheater war. Die Tellaufführung unter der Regie des Intendanten Herbert Maisch, mit fast lauter jungen Schauspielern vor einem Parkett, das zur größeren Hälfte aus jungen Menschen bestand, war wichtiger als das meiste, was wir in diesen Monaten gesehen haben, weil mit dieser Inszenierung endlich wieder in Berlin ein neuer Mann auftauchte, der das wichtigste mitbringt: Leidenschaft für das Theater. Der Intendant Maisch hat ein lebendig unmittelbares Temperament, mit dem er zuweilen Schwierigkeiten überrennt, statt sie zu lösen: er besitzt die Energie, die notwendig ist, ein Stück Dichtung auf der Szene in Bewegung zu setzen und zugleich zur Wirkung über die Rampe hinweg auf das Parkett zu bringen. Er war mit dem Text der Dichtung bisweilen fast so sorglos umgegangen wie Herr Jeßner: den Monolog hatte er halbiert, die populärsten Zitate teils gestrichen, teils verkürzt: das Ganze aber zog so bewegt und rasch vorüber, daß ein durchaus positives Ergebnis

zustande kam. Er hatte als Tell einen ganz jungen Schauspieler herausgestellt, der den Schützen als halben Jüngling, schlank, schmal, bartlos spielte; die ganze Aufführung einschließlich des ausgezeichneten Attinghausen Wintersteins war im Alter um einige Jahrzehnte herabgesetzt — und es ging. Es gab Momente, wo das Temperament des Anlaufs nicht mehr ganz ausreichte, wo die Bewegtheit äußere Bewegung, Laufen, Springen wurde: das Ganze blieb im Gang bis zum Ende, war lebendiges Theater, das heute Seltenheitswert bekommen hat. Die zweite Aufführung des Schillertheaters, eine Dramatisierung der „Glücksritter" von Eichendorff durch Günter Eich, mit Musik von Mark Lothar wirkte schwächer, weil das Wesen Eichendorffs nun einmal der Bühne widerstrebt: trotzdem ist mit Maisch wieder ein bißchen Hoffnung für das versackende Theater nach Berlin gekommen. Er bringt neue Züge und damit einen neuen Maßstab; so stärkt er die Kräfte, die noch der ständig zunehmenden Provinzialisierung des Berliner Theaters entgegen zu arbeiten versuchen.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Eugen Diesel, Bornstedt — Dr. Paul Fechter, Berlin — Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Dr. Hans Stubbe, Müncheberg — Gottfried Kölwel, München — Fritz Köhler, Berlin — Reichsminister a. D. Frhr. v. Gayl, Königsberg — Daniel Corkery, Dublin — Dr. Emmerich, Hamburg — Dr. Werner Wirths, Berlin — Hans Werner, Lugano — Gregor Heinrich, Berlin.

Schriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Gerhard Kießling, Leipzig
Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Tel. 71248 • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1.
DA. 3800 IV. Vj. 33 •

EDGAR J. JUNG

Deutschland ohne Europa

I.

Als mit dem Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Deutschland ein rein geographischer Begriff wurde und dank seiner staatlichen Ohnmacht und seiner Mittellage zum Kriegsschauplatz Europas herabsank, begann jene Ausschaltung Deutschlands aus dem europäischen Szenarium, die auch heute noch nicht überwunden ist. Es mußte der Umweg über die Großmachtbildung Preußens gegangen werden, der auf dem Schlachtfelde von Sedan zu einem nur vorläufigen, weil kleindeutschen Ziele führte. Erfolgreicher als auf politischem Gebiete gelang die Wiedereinschaltung Deutschlands in den europäischen Gesichtskreis kulturell und wirtschaftlich: die Musik der Deutschen eroberte nicht nur Europa, sondern die Welt, die Klassik brachte in Goethe eine einmalige Erscheinung hervor. Der Aufschwung der Naturwissenschaften, der Technik und des wirtschaftlichen Unternehmertums führte das deutsche Volk zivilisatorisch in die vorderste Linie Europas.

Der Weltkrieg kann als die Belagerung der europäischen Mitte durch die europäischen Randmächte betrachtet werden, die sich zu diesem Zwecke der Hilfe der ganzen Welt versicherten. In ihm tritt die ganze zivilisierte Welt, von farbigen Hilfstruppen unterstützt, gegen die europäische Mitte an, die zu mächtig geworden war. Fast sämtliche Zugehörige zum deutschen Volkstum kämpfen im Heere der Mittelmächte, das ergänzt, aber auch verwässert wird durch die kleinen westslawischen Völkergruppen, die in Osteuropa unter deutscher Führung stehen. Trotzdem kann man als Ziel des Weltkrieges die Niederringung des Deutschtums bezeichnen, was schon daraus erhellt, daß mit Ausnahme der Ungarn und Bulgaren die übrigen nichtdeutschen Volksgruppen sich in Versailles zu den Siegern schlagen. Sehen wir von den Magyaren und den Bulgaren ab, so bleibt das Ziel des Versailler Friedensvertrages die Konstruktion eines Europa ohne Deutschland. Seine politische und wirtschaftliche Macht soll gebrochen, seine kulturelle Bedeutung (vergleiche die Hunnenpropaganda) soll geleugnet werden. Deutschland ist als unpolitische Menschenreserve Europas gedacht. Es soll aus der Geschichte gewissermaßen ausscheiden, die Führung Europas soll unbestritten den Franzosen gehören.

II.

Dieses Bild eines Europa ohne Deutschland ist so kurzsichtig gesehen, wie eine „bürgerliche" Nation wie die Franzosen dank ihrer wunderbaren geographischen Siedlungslage nur sehen kann. Mit dem Bündnis zwischen Frankreich und England hofft man die Hegemonie der weißen Rasse aufrecht zu erhalten: Frankreich regiert mit Hilfe Englands Europa und England mit Hilfe Frankreichs die Weltmeere. Daß diese Basis zu schmal ist, erkennen die Engländer rascher als die Franzosen. Wohl sucht auch Frankreich durch den Ausbau eines afrikanischen Reiches seinen Unterbau zu verbreitern, es vergißt indessen die Lehren der spätrömischen Zeit. Aber vor allem spürt England die Gefahren des fernen Ostens am eigenen Leibe und hat während des Krieges die Abhängigkeit von Amerika bitter gefühlt. Aus diesen Gründen denkt England gewissermaßen europäischer als Frankreich und widersetzt sich der gänzlichen Zerstörung der europäischen Mitte. Es möchte zwar in Europa Ruhe haben, aber keine Friedhofsruhe. Anders Frankreich, das, von dem Gefühl der biologischen Überlegenheit Deutschlands

geplagt und von der Erfolglosigkeit des Weltkrieges in seinem Gewissen beunruhigt, die spärlichen Früchte des Sieges krampfhaft festhalten möchte und sich deshalb auf die Sicherheitsparole festlegt. Daß die Zeit der französischen Vorstöße in die europäische Mitte vorüber ist, spürt allmählich jeder Franzose. Ist doch fast jeder „erlöste“ Elsässer oder Lothringer mit einem französischen Toten bezahlt und haben doch diese Elsässer als Dank für ihre „Befreiung“ ihre autonomistischen Forderungen erhoben. Dazu kommt die Rivalität Frankreichs mit Italien im Mittelmeer, die durch den Faschismus erhöht wird. Der mißglückte Ruhreinbruch und der von Stresemann erzwungene Rückzug der Besatzungstruppen tragen zum Begräbnis imperialistischer Hoffnungen bei. So bleibt die französische Politik negativ und beschränkt sich auf die Sicherheitsthese und die Einkreisung des Reiches im Osten durch eine Reihe kleinerer und mittlerer Staaten, die den früheren russischen Druck aus den Zeiten der Entente ersetzen soll.

Frankreichs Politik dient also nicht der Neuordnung Europas und seinem Schutze gegen den Osten, sondern einzig der Niederhaltung des Rivalen in der Hegemonie. Das politische Wunschbild der Franzosen ist nach wie vor ein Europa ohne Deutschland, wenigstens in der machtpolitischen Gruppierung.

III.

Zwar „entdeckt“ Frankreich zwischen den Jahren 1920 und 1930 Deutschland nach dem Vorbilde der Madame de Staël. Es setzen ehrliche Bemühungen ein, das Volk jenseits des Rheins mit seiner unerschöpflichen Dynamik zu verstehen und ihm einen Platz im europäischen Kulturkreise anzuweisen. Unter der Voraussetzung, daß das Deutsche Reich westlich wird, ist man bereit, ihm ein gewisses Lebensrecht zuzubilligen. Zwischen dem Großbürgertum Frankreichs und dem Deutschlands werden zarte Fäden gesponnen, das Parlamentariertum beider Länder trifft sich in Genf, die Literaten beobachten sich gegenseitig. Das bewegte, grübelnde und marschierende Deutschland, das wie im sechzehnten Jahrhundert um neue Denk- und Lebensformen ringt, bleibt indessen dem statischen Frankreich fremd. Je bewegter Deutschland wird, um so mißtrauischer wird Frankreich. Verfügt es doch über jenes starke bürgerliche Element, welches gesellschaftlich und politisch Frankreichs Volk und Staat hält und ihm einen Zug der Beharrlichkeit verleiht, der in einem Deutschland, wo alles ins Fließen gekommen ist, gänzlich fehlt. Immerhin haben die Substanzvernichtung des Krieges und die Geldentwertung auch in Frankreich ihre verhängnisvolle Wirkung getan. Trotz seiner agrarischen Struktur kündigen sich auch bei ihm mancherlei Zerfallserscheinungen an, gibt es auch dort idealistische Strömungen, welche das parlamentarisch-kapitalistische System abwerten. Ihre Vertreter sehen die europäische Krise, halten sie nicht nur für unlösbar ohne Deutschland, sondern erblicken in ihm die entscheidende europäische Stellung. Aber auch sie leben im Bannkreis der französischen Freiheit und Menschlichkeit, von der das Leben des einzelnen Franzosen dermaßen durchdrungen ist, daß ihm vor faschistischen Vorstellungen graust. Als über das Reich die Revolution hereinbricht, sind die spärlichen Fäden wie abgeschnitten, die beiden Völker stehen sich fremder denn je gegenüber, Frankreich fällt in die Denkweise des Krieges zurück, fühlt sich stärker denn je als Wahrer des europäischen Geistes, die Politik „Europa ohne Deutschland“ erlebt ihre Wiederauferstehung.

IV.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die europäische Stellung des Deutschen Reichs nach der Revolution unklar geworden ist. Die einen behaupten, es habe durch die Bekämpfung des Bolschewismus, der sich im Erstarken der marxistischen, ja

kommunistischen Parteien immer drohender gebärdete, seinen europäischen Vorrang bewiesen. Der Westen wendet ein, der deutsche Faschismus habe zwar die bolschewistischen Parteien beseitigt, dafür aber eine gewisse Annäherung an die politischen, sozialen und geistigen Formen Rußlands vollzogen. Wir stehen auf dem Standpunkte, daß die erhöhte Aktivität des deutschen Volkes ein Zeichen seiner Verjüngung und seines inneren Aufbruches sei. Die anderen nennen die kraftvolle Vereinfachung des deutschen Lebens eine Verleugnung der Humanität, die von der Brutalität der entwurzelten städtischen Volksmassen ausgehe. Den „Aufstand der Masse“ kann niemand leugnen. Wir halten ihn indessen für den Aufbruch des Volkes oder glauben zum mindesten, daß jener in diesen münden werde. Zwar sind Masse und Volk nicht nur zweierlei, sondern Gegensätze. Das erste ist Produkt der Entwurzelung, das letzte lebendiger und geordneter Organismus. Daß das gewollte Ziel der deutschen Revolution die neue Volksordnung auf der Grundlage von Rang und Wert ist, wird auch der Gegner nicht leugnen können. Zunächst muß aber die Gefühlsgrundlage des deutschen Volkes eine einheitliche werden, die Massen dürfen sich also nicht ausgeschlossen fühlen. Hierin liegt ein notwendiger Übergang. Daß dieser Übergang vorderhand die gehobenen Schichten mit dem Abstiege und mit der Kollektivierung bedroht, ist verständlich. Dieser Vorgang kann als lebendige Widerlegung der demokratischen Grundlehre bezeichnet werden, die auf dem Glauben beruht, die Massen zur Vorstellungswelt der Oberschicht erziehen zu können. An dieser Utopie zerbricht heute die Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts, die entgegengesetzte Tendenz hat vorläufig gesiegt. Aber dieser Sieg ist die Voraussetzung der echten Hierarchie und der wahren Herrschaft.

Die These, Deutschland verleugne in seiner Revolution den europäischen Geist und gleiche sich dem Osten an, kann von dem nicht aufrecht erhalten werden, der den konservativen Grundzug der deutschen Revolution kennt und würdigt. Er wird sich auch durch manche Strömungen, die in entgegengesetzter Richtung laufen, in seiner Auffassung nicht beirren lassen. Wenn es Leute gibt, die in dem berechtigten Bestreben, die europäische Mitte dem westlichen Vorstellungskreise zu entreißen, nahe geistige Anlehnung an den Osten predigen, so sind dies Einzelerscheinungen. Wer Asien bis zum Rhein ausdehnen wollte, würde gegen den Sinn der europäischen Geschichte verstoßen, der immer in der Behauptung Europas gegenüber asiatischen Anbrandungen bestanden hat. Rußland ist zwar in seinem Geiste östlicher denn je, es hat sein politisches Schwergewicht von Petersburg nach Moskau verlegt. Gleichzeitig steht es aber im Zeichen einer neuen westlichen Invasion, gekennzeichnet durch den materialistischen Vernunftkult des Marxismus. Der Umstand, daß Rußland heute von Staats wegen die Industrialisierung nachholt, zu welcher der russische Einzelmensch mangels unternehmerischer Kräfte nicht fähig war, darf nicht als Einbruch des Westens gewertet werden. Denn auch der japanische Industriearbeiter hat seine völkische Urkraft nicht eingebüßt, so wenig wie sie der Russe verlieren wird, der in den aus der Erde gestampften neuen Industriestädten sich ansiedelt. Deshalb wird auch die russische Religiosität sich nicht ausrotten lassen, sondern neu erwachen. Wenn das deutsche Volk heute stark unter antichristlichen oder säkularisierenden Strömungen steht, so kann man die vollkommene Säkularisation als die Voraussetzung einer religiösen Wiedergeburt ansehen. Und wenn die völkischen religiösen Triebkräfte, die sich neben den Säkularisationsbestrebungen regen, heute das Christentum bekämpfen, so ist noch keineswegs gesagt, daß dieser lebendige Schuß von „neuem Heidentum“ nicht dereinst im Sinne einer Verlebendigung von der christlichen Lehre aufgefangen wird.

V.

Damit aber kommen wir zu der entscheidenden Frage, wie sich der Geist der deutschen Revolution und der europäisch-christliche Geist zueinander verhalten. Auf der einen Seite behauptet der Westen, heute allein Europa zu repräsentieren. Er tut dies nicht auf Grund seiner christlichen Haltung, sondern seiner liberalen Wertwelt. Weil aber diese liberalen Wertmaßstäbe von der deutschen Revolution bekämpft werden, behauptet man den Selbstausschluß des deutschen Volkes aus der europäischen Front. Dies wäre richtig, würden wir uns dem Osten bedingungslos in die Arme werfen, gänzlich säkularisieren oder vollkommen verheidnen. Nun steckt aber in dem Liberalismus des Westens ein Gut, welches nicht schlechtweg als liberal, sondern auch als christlich angesprochen werden muß: die Humanität. Ich weiß, daß es nicht modern ist, über diese Humanität in Deutschland zu sprechen, es sei denn in verwerfender Absicht. Nun bin ich selbst einer der ersten gewesen, die gegen den Humanitarismus Stellung nahmen und ihn als Erbübel des liberalen Zeitalters bezeichneten. Dieser Humanitarismus ist aber nicht die Humanität selber, sondern die Doktrin der Humanität, von der nachgewiesen wurde, daß sie die eigentliche Menschlichkeit zerstört. Es wäre deshalb falsch, mit dem Humanitarismus, also mit der Doktrin, die Sache selbst totzuschlagen, ebenso wie es verkehrt ist, mit dem Individuum die Persönlichkeit zu vernichten. In beiden Fällen geht das höchste Gut menschlicher Kultur, nämlich die Gottesebenbildlichkeit des Menschen, verloren.

Es gibt nun eine Gegenüberstellung von lunarer und solarer Weltauffassung, von Passivität und Aktivität, von christlicher Leidensfähigkeit und germanischer Schaffenskraft, von Dulder und Held. Diese Gegenüberstellung trifft nicht das Christentum, sondern den liberalen Humanitarismus. Die wenigen Deutschherrenritter, die das Gelübde der Besitzlosigkeit und der Keuschheit leisteten, die mit dem Schwert gegürtet schliefen und trotzdem die nordöstlichen Urwälder rodeten und einen Staat schufen, waren sicher Christen, und trotzdem keine passiven Menschen oder gar Schwächlinge. Sie stammen auch nicht von dem vielgerühmten nordöstlichen harten Boden, auf dem sie übrigens späterhin entarteten, sondern sie brachten ihre christlichen Tugenden und ihre heldische Härte mit aus dem weiten Raum des Reiches und der Christenheit. Wurde doch der Orden im Gelobten Lande gegründet und fand erst über Venedig seinen Weg nach Marienburg. So wäre es denn auch falsch, aus dem Christentum Gleichheit und Knechtsseligkeit abzuleiten. Erst der Liberalismus, der diese Begriffe säkularisierte, überträgt die Gleichheit vor Gott in diese Welt. Diese Welt aber lebt nicht nur vom Helden, sondern auch vom Heiligen. Das Medium seines Geistes ist die Frömmigkeit, und der fromme Held verdankt seine Entstehung ebensosehr der harten Diesseitstüchtigkeit wie der Verantwortung gegenüber dem Jenseits. Die Heiligkeit findet deshalb ihre diesseitige Ergänzung in der Gerechtigkeit, jenem höchsten Ideal des Staatsmannes, dem sich auch eine heldische Welt nicht entziehen kann. Friedrich der Große war sicher ein Held, aber wie tief menschlich ist seine Weisheit begründet, mit der er immer wieder um gerechte und milde Entscheidungen ringt.

Georg Weippert verdanken wir die aus der Lehre von der Erbsünde abgeleitete Erkenntnis vom dialogischen und vom monologischen Menschen, dem göttlichen und dem dämonischen Prinzip. Dadurch wird uns das Wesen der Macht offenbar: sie kann gut, sie kann auch böse sein. Die innerste Weltentscheidung geht um die Frage von göttlicher und von dämonischer Macht. Stellt eine Zeit sich auf den monistischen Standpunkt und lehrt die Macht schlechthin,

so weicht sie jener Entscheidung aus, ohne die von echtem Gottmenschentum nicht mehr gesprochen werden kann. Man kann nicht einfach den Geist der Macht zum Gott machen; das wäre Dämonie. Das christliche Vorzeichen der Macht wäre dann gefallen. Gott ist Macht und Liebe, echte Herrschaft deshalb ohne Gerechtigkeit und ohne Liebe undenkbar. Wer Macht nicht in der Verantwortung gegenüber Gott ausübt, ist ein Usurpator, der vom Leben dieser Welt verschlungen wird. Die Entscheidung unserer Zeit geht darum, ob das Reich, das heißt die in Gotteskindschaft ausgeübte Herrschaft, wieder lebendig wird. Zwischen den beiden Polen der Verneinung der Macht als des schlechtweg Bösen und der Bejahung der Macht als der unverantwortlichen höchsten Instanz bewegt sich der europäische Geist in der Richtung der Macht aus Gottes Gnade, die sein Wesen ausmacht. Der russische Geschichtsphilosoph Berdjajew glaubt an eine neue Offenbarung des Christentums in diesem Geiste: „Das letzte Mysterium des Menschen erschließt sich nicht in der Knechtsgestalt Christi von Golgatha, sondern in der Kraft und Herrlichkeit des kommenden Christus. Diese aber wird denen erscheinen, die in sich durch freie Kraftanstrengung eine neue schöpferische Gestalt gewinnen. Diese neue dritte Offenbarung im Geist wird keine Heilige Schrift haben, sondern sich im Menschen vollziehen, der dann ganz frei im Schöpfertum sein wird. Sie bereitet einen neuen Himmel und eine neue Erde. Die zweite Wiederkunft Christi verlangt aktive Männlichkeit, nicht nur passive Weiblichkeit, sowie schöpferische Freiheit, die durch die Erlösung des Menschen wiedergegeben wird. Dieses Bewußtsein des Schaffens im religiös-kosmischen Sinne ist heute erst keimhaft im Entstehen begriffen; aber manches hat seine Geburt vorbereitet."

VI.

Sind wir uns darüber klar, worin die kommende europäische Position geistig beschlossen liegt, so ist es nicht mehr schwer, unser heutiges Verhältnis zu Europa und unsere künftige Aufgabe für Europa zu umreißen. Daß wir heute ein Deutschland ohne Europa sind, ist nicht verwunderlich. Denn der europäische Geist wird vom liberalen Westen nur insoweit verkörpert, als echte Humanität und der Drang nach einer gerechten Ordnung in den westlichen Ländern noch lebendig sind. Soweit er aber bei einem inhaltlos gewordenen Liberalismus verharrt, verliert er seine Anwartschaft auf Führung in eine neue europäische Zukunft. Der zwischeneuropäische Völkergürtel, der uns im Osten begrenzt, ist zu schwach, zu uneinheitlich und zu ungeordnet, um mehr als einen Vorposten gegen den Einbruch Asiens darzustellen. Seine Verwestlichung hemmt überdies die Urkräfte seiner Volkstümer. Seine Armut an staatlicher Formerkraft macht ihn zur Kerntruppe untauglich. Diese Kerntruppe sind und bleiben die Deutschen.

Wie verhalten sich zu dieser Vorstellung die Pläne einer faschistischen „Internationale", die heute in Rom gesponnen und gefördert werden? Es wäre eine einfache Konstruktion, das Wiedererwachen des europäischen Geistes in der faschistischen Bewegung zu sehen, von der die europäische Mitte heute durchpulst wird. Wäre dem so, so könnte man keine günstige Vorhersage für die deutsche Sendung machen. Rom als der Geburtsort des faschistischen Prinzips und als Träger der römischen Imperialidee würde zum Vorort des neuen Europa. Ein neuer Ultramontanismus kündigte sich an, der allerdings nicht im Vatikan, sondern im Quirinal sein Zentrum hätte. Es würde sich jene These, wonach Ideen an Räume gebunden sind und aus ihnen ihre Magie beziehen, neu bewahrheiten. Niemand kann leugnen, wie gefährlich die Wiederauferstehung

solcher geschichtlicher Traditionen wäre, die einen neuen Gegensatz zwischen dem mittelmeerischen und dem zisalpinen Raum hervorrufen müßte.

Diese Gefahr der faschistischen „Internationale“ mit der entsprechenden Verlagerung des europäischen Schwergewichtes in den antiken Raum ist aber deshalb leicht vermeidbar, weil der völkische Aufbruch und die Wiederbelebung des Reichsgedankens uns hellhörig für solche Entwicklungen gemacht haben.

Dazu kommt noch eine andere Erwägung, die uns die Erkenntnis vom Wesen des Faschismus übermittelt. Solange der Faschismus nicht die Demokratie endgültig überwindet, nicht zur Hierarchie und zur Aristokratie übergeht, so lange wird er die Kraft, Europa neu zu ordnen, vermissen lassen. Er wird vielleicht imstande sein, die nationale Demokratie innerstaatlich zu festigen und dadurch mittelbar zur Verschärfung der innereuropäischen Gegensätze beitragen. Der Abbau der Grenzwälle und die Verschmelzung Europas in ein einheitlich gegliedertes Ganze bedingen aber die Abkehr von der Demokratie, weil nur die gemeinsame Wertwelt einer biologischen europäischen Oberschicht zur Wahrung europäischer Werte befähigt. Also erst dann, wenn die Volkssouveränität auch als Tribunatsprinzip abgewertet sein wird, ist Raum für die Herrschaft von Gottes Gnade. Werden die wohlbekannten Thesen von der Heiligkeit der Volkstümer, vom Hoheitsstaate, der sich auf den rein staatlichen Bereich beschränkt, vom übervölkischen Reich, von der föderativen Außenpolitik erfüllt, dann hat die Stunde für ein neues Europa geschlagen.

Ich habe an anderer Stelle einmal darauf hingewiesen, daß in Europa Völkerkriege unmöglich geworden sind, nicht weil der Europäer pazifistisch geworden wäre, sondern weil der moderne Krieg Räume verlangt, gegenüber denen die heutigen staatlichen Gebilde lächerlich klein sind. Mag sein, daß um die Hegemonie innereuropäische Konflikte ausbrechen; Vernichtungskriege europäischer Völker aber auf Grund der alten Koalitionspolitik bedeuten praktisch die Vernichtung Europas und seinen Rückzug aus der Geschichte. Will Europa heute Geschichte machen, so nur als geschichtstüchtige Einheit.

VII.

Damit ist die Frage nach unserer Stellung in Europa schon mittelbar beantwortet. Ein Deutschland ohne Europa ist ungefährlich, solange der europäische Geist im Lager Deutschlands steht. Diese Forderung schließt in sich die Notwendigkeit, das, was am Westen europäisch ist, nämlich seine echte Humanität, nicht zu verletzen und zu verleugnen. Wenn aber aus der Mitte des deutschen Volkes eine neue Menschlichkeit emporsteigt, so wird der Humanitarismus des Westens, sein liberales Erbe, demgegenüber verblassen. Überwinden wir die Demokratie, die Masse und alle Niedrigkeiten des Lebens, bereinigen wir die Kompliziertheit unseres zivilisatorischen Seins, so werden wir Europa allmählich nicht nur geistig, sondern auch politisch in unsern Bann zwingen. Das bedingt aber, daß der Mythos des totalen, kollektivierenden, allmächtigen Staates, der als falsch verstandenes Preußentum eine gewisse Macht entfaltet, ergänzt und hinübergeleitet wird in den Mythos des Dritten Reiches. Das Reich ist die übervölkische europäische Ordnungsform; das deutsche Volk ist Stifter dieser Ordnung; die deutsche Revolution stellt dieser Stiftung die Urkunde aus. Wir müssen in dem Augenblick, in dem wir uns als Deutsche gefunden haben, die besten Europäer sein, ja, nicht nur die besten, sondern vielleicht die einzigen Europäer. Damit erfüllt sich auch der Sinn der deutschen Revolution, die als Gegenrevolution gegen 1789 übervölkisch, reichisch und damit europäisch sein wird.

R. P.

Europa ohne Humanität?

I.

Die Tatsache, daß im Weltkriege über zwölf Millionen Menschen auf den Schlachtfeldern getötet worden sind, scheint in dem Gefühl der gesamten Menschheit für die Dauer eine so furchtbare Verheerung und Abhärtung bewirkt zu haben, daß die gesittete Menschheit in ihrer Gesamtheit ohne merkbare Erregung noch fünfzehn Jahre nach dem Krieg es anhört, daß mehr als die Hälfte der im Weltkrieg Umgekommenen im Laufe des letzten Jahres in Sowjetrußland am Hunger zugrunde gegangen ist. Millionen von Menschen sind verhungert, weitere Millionen stehen vor dem Hungertode. Hilfe war möglich. Sie ist in nur sehr unzureichendem Maße versucht worden, die Menschheit als solche hat keine Notiz davon genommen, daß Millionen Mitbrüder verreckten, während man selber noch für sich und seine Kinder ausreichendes Brot hatte.

Wir glauben aber nicht, daß eine Verrohung des menschlichen Gefühls und ein Mangel an Gefühl für den menschheitlichen Zusammenhang allein die Schuld an dieser beschämenden Tatsache tragen. Die Schuld liegt an den Leitern der Staaten, die, trotz den Erfahrungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit, immer noch nicht gelernt haben, in Völkern und Menschen zu denken, sondern nach wie vor in Staaten und in den Interessen der Staaten. Das wirkt besonders peinlich bei den Völkern, die sich als die gegebenen Hüter europäischer Gesittung und Kultur gebärden. Als der norwegische Ministerpräsident Mowinckel aus dem richtigen Gefühl für die ungeheure Verantwortung, die auch dieser Frage gegenüber die „Société des Nations" (die Vereinigung der Völker, nicht der Staaten) hat, die Frage einer Hilfsorganisation für das hungernde russische Volk im Völkerbundsrat vorbrachte, gelang es ihm nur, die Behandlung der Frage in einer privaten Sitzung des Rates durchzusetzen, in der ihm zynisch schließlich nur der Rat erteilt wurde, sich doch an das internationale Rote Kreuz zu wenden!

Der „Bund der Völker" hielt sich also nicht für zuständig, Millionen hungernder Menschen Hilfe zu bringen, sondern sah und sieht mit verschränkten Armen dem Massensterben zu. Einem Sterben, das nicht nur die Unglücklichen bedroht, sondern das Herabsinken eines Volksniveaus in einen Zustand völliger Barbarei bewirken muß, und somit eine empfindliche Störung der europäischen und der Weltordnung. Die „Société des Nations" ging mit einem Achselzucken an dem erschütternden Bericht über die wirklich bestehende Not vorüber und wollte lieber den Versicherungen der russischen Staatsmänner, die durch das Zugeben einer bestehenden Hungersnot die russische Kreditwürdigkeit bedroht sahen, Glauben schenken. Nur weil die eigenen Staatsmänner das Geschäft, das ihre Industrie in Rußland machen wollte und die politischen Vorteile, die sie aus einem Nachgeben Rußlands erreichen konnten, für höher achteten als die Gebote der reinen Menschlichkeit und der Aufrechterhaltung der göttlichen Ordnung in der Welt.

An der Tatsache der furchtbaren Hungersnot war schon im letzten Jahre nicht mehr zu zweifeln. Unbefangene Berichterstatter wie Malcolm Muggeridge im „Manchester Guardian", J. Nassches in der „Neuen Wiener Presse", Pierre Borland im „Temps" und andere haben sich bemüht, die Weltöffentlichkeit über den wahren Zustand in Rußland aufzuklären. Ohne Erfolg. Denn die Bestrebungen des Wiener Kardinal-Erzbischofs Dr. Innitzer und charitativer Organisationen konnten ein Eingreifen der Gesamtheit der gesitteten Nationen nicht erreichen. Während noch im Jahre 1920 bei der

ersten furchtbaren Hungerkatastrophe die russischen Behörden offen ihr Bestehen zugaben und der Welthilfe die Türen öffneten, hatten sie diesmal nur ein Interesse: die Tatsache des Hungersterbens abzuleugnen, weil sich unmittelbar an deren Zugeben die Frage geknüpft hätte: wer trägt die Schuld daran? Die Beantwortung dieser Frage hätte die russischen Machthaber vor der ganzen Welt in einer durch nichts wieder gut zu machenden Weise bloßgestellt, den Glauben an das Gelingen irgendeines Fünfjahresplanes und jegliche russische Kreditfähigkeit erschüttert. Eine besonders schwere Verantwortung nahm der französische Sozialist E. Herriot auf sich, der, freilich unter dem Spott seiner eigenen Presse, nach einer russischen Reise, wie sie der selige Potemkin nicht besser hätte arrangieren können, behauptete, es gäbe in Rußland keine Hungersnot.

II.

Das sind dieselben Staatslenker, das ist dieselbe „Société des Nations", die es für richtig halten, Untersuchungskommissionen einzusetzen über die Zustände im deutschen Reich, weil einigen Menschen dort Gewalt und Unrecht geschehen seien. Sie halten sich für befugt, in Verhältnisse dreinzureden und ihr Verdikt zu fällen, die nichts anderes sind als die unvermeidlichen Folgen einer umwälzenden Revolution in einem Staate, dessen Regierung heroische Anstrengungen macht, die Not im eigenen Lande zu lindern. Sie halten sich nicht für befugt, einzugreifen, wenn infolge eines staatlichen Systems, das gleichfalls durch eine Revolution ans Ruder gekommen ist, Millionen und aber Millionen Menschen dem Hungertode preisgegeben werden, ohne daß die neue Revolutionsregierung willens oder in der Lage wäre, irgend etwas gegen diesen fürchterlichen Zustand zu tun. Sie ist nicht willens — denn durch eine internationale Aktion hätte geholfen werden können — und sie ist selbst nicht dazu in der Lage, weil sie durch die starre Befolgung ihres politischen Prinzips selber die Grundlagen vernichtet hat, um die Nutznießer dieses Prinzips auf die Länge durchzuhalten.

Die Russen haben sich beeilt, der Welt bekanntzugeben, daß durch die neue Ernte jede Gefahr beschworen sei. Das ist eine bewußte Irreführung der Weltöffentlichkeit. Demgegenüber stellt der Moskauer Sonderberichterstatter des „Kurjer Warszawski" fest, daß diese amtlichen Mitteilungen unwahr sind. Die neue Ernte ist durchaus nicht besonders gut, sondern stellt höchstens einen mittleren Durchschnitt dar. Sie konnte zum Teil mit den durch Hunger entkräfteten Menschen nicht mehr eingebracht werden, so daß große Getreidemengen verkommen. Der Zerfall der Landwirtschaft in der Ukraine und im Nordkaukasus ist von einer so verheerenden Wirkung, daß sogar die beste Ernte das nicht wieder gut machen kann. In der Sowjetukraine sind am 1. Oktober nur fünf Millionen Hektar Boden angebaut, also nur die Hälfte dessen, was veranschlagt war. Nicht einmal fünfzig Prozent der im Fünfjahresplan vorgesehenen Frucht konnte mehr angebaut werden. Außerdem sind die russischen Transportmittel in einem derartigen Zustande, daß überhaupt keine Möglichkeit besteht, einen etwaigen Überschuß an die Bevölkerung der Hungergebiete zur Verteilung zu bringen. Infolgedessen wird die Hungerkatastrophe im Jahre 1934 noch größere und furchtbarere Ausmaße annehmen, als es die des letzten schweren Jahres getan hat.

Die russischen Machthaber haben nur ein Interesse: die Armee und die Industriearbeiter sowie die Träger der kommunistischen Partei durchzufüttern. Ohne jede Gefühlsregung sehen sie zur Erreichung dieses Ziels dem Hungersterben von Millionen zu. Es steht weiter fest, daß die russische Regierung wegen der schweren Währungsverluste ihrer Industrie zu Schleuderpreisen, um diesen Verlust auszugleichen, Getreidemengen auf den Weltmarkt werfen muß, die ihrer eigenen hungernden Bevölkerung entzogen werden. Es macht auf sie keinen Eindruck, daß, wie ein deutscher Korrespondent feststellt, künftig in Sowjetrußland „die Brotverteilung einige Millionen

Esser weniger zu berücksichtigen" hat. Die „Neue Zürcher Zeitung" gibt die Zahl der allein in der Sowjetukraine umgekommenen Menschen auf etwa sechs Millionen an. Es liegen zuverlässige Meldungen über die wahren Zustände in Rußland vor, und man kann deshalb ohne jede Übertreibung die Behauptung wagen, daß die Durchführung des kommunistischen Planes bald mehr Opfer gekostet haben wird, als der Weltkrieg gefordert hat.

III.

Es ist also damit zu rechnen, daß die Hungersnot die bisherigen Ausmaße im Jahre 1934 noch bei weitem übersteigen wird. Aber der Völkerbund hält sich für nicht zuständig. Er geht auch an der Tatsache vorbei, daß durch die Hungersnot weite Gebiete des russischen Reiches in einen Zustand schlimmster Barbarei, ja des Kannibalismus, zurückgeworfen sind. Das erscheint ihm gering gegenüber der Tatsache, daß man mit Sowjetrußland politische und industrielle Geschäfte machen kann. Die leitenden Staatsmänner der im Völkerbunde vertretenen Staaten haben dadurch offiziell als Vertreter europäischer und menschheitlicher Gesittung abgedankt. Man wird als Deutscher gut tun, in Zukunft jeden Politiker und Publizisten, der über die Verhältnisse in Deutschland sich aufzuregen für befugt hält, zu fragen: Und was haben Sie getan, um die fürchterlichen Greuel des durch die russische Regierung veranlaßten Hungertodes von Millionen von Menschen zu beseitigen und Hilfe zu bringen?

Um so mehr Bedeutung gewinnen wegen des drohenden Anwachsens der Hungersnot die Bestrebungen, auf dem Wege der Liebestätigkeit den Hungernden zu helfen. Wiederum hat der hochherzige Kardinal-Erzbischof Dr. Innitzer, Wien, die Initiative ergriffen. Er ruft wegen der erneuten Gefährdung des Lebens zahlloser unschuldiger Menschen zu einer großen humanitären Aktion auf. Sie muß sofort aufgenommen und, wenn wiederum von russischer Seite und von anderen unter russischem Einfluß stehenden Stellen die Tatsache der Hungersnot bezweifelt wird, eine unparteiische Kommission in die Hungergebiete entsandt werden. Mit dem Kardinal-Erzbischof gemeinsam arbeiten die „Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen", der „Weltverband für internationale Freundschaftsarbeit durch die Kirchen", das „Ukrainische Hilfskomitee für die Hungernden in der Sowjetukraine", das „Russische Hilfskomitee für die Hungernden in der Sowjetunion", der deutsche Hilfsausschuß „Brüder in Not", der „Verband der Rußlanddeutschen", die „Baltische Rußlandhilfe", die „Jüdische Rußlandhilfe" und das „Welthilfswerk der Mennoniten". Vorbildliche Arbeit hat der Generalsekretär der Europäischen Minderheitenkongresse Dr. Ewald Ammende zur Vorbereitung des Hilfswerkes und für die Aufklärung der Weltöffentlichkeit geleistet.

Jeder, der gegen die „falsche europäische Gesittung" für wahres Menschentum kämpft, muß die Arbeiten dieser großen Hilfsorganisationen mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften unterstützen. Für uns Deutsche gibt es ein erschütterndes Dokument, welches das Elend unserer Volksgenossen in zu Herzen gehender Weise darstellt: „Hungerpredigt". Deutsche Notbriefe aus der Sowjetunion (Berlin, Eckart-Verlag). Diese Briefe, die man nicht ohne tiefstes Ergriffensein lesen kann, herausgegeben von Kurt Ihlenfeldt, erschienen in der Sammlung „Die Notreihe" als Heft 12, die fortlaufend Abhandlungen über Wesen und Wirken des Bolschewismus bringen.

Wenn auch dieser Appell an das Weltgewissen verhallt und die Bemühungen der Kommission nicht die genügende Unterstützung finden, dann müssen wir die Hoffnung auf eine mögliche Solidarität der Menschheit für immer begraben.

Lebendige Vergangenheit

Aus Charles de Montesquieus (1689 bis 1755) „Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa"*)

Es ist die Frage, ob in dem Zustande, in dem sich Europa zur Zeit befindet, es möglich ist, daß ein Volk, wie einst das der Römer, eine dauernde Herrschaft über die anderen behaupten könnte.

Ich glaube, daß etwas Derartiges aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich geworden ist.

Die neuen Methoden in der Kriegführung haben auf die Kräfte der Menschen und infolgedessen auch auf die Machtverhältnisse der Nationen ausgleichend gewirkt.

Das Völkerrecht hat sich gewandelt, und der Krieg wird nach den heute geltenden Gesetzen auf solche Weise geführt, daß er vornehmlich diejenigen aufreibt, die die größten Vorteile erringen.

Man braucht heute so viel Menschen zum Kriegführen, daß ein Volk, das sich in dauerndem Kriegszustand befände, sich unweigerlich erschöpfen würde.

Der Niedergang beginnt vor allem in der Zeit der großen Erfolge, weil man diese weder erringen noch behaupten kann ohne Aufwendung gewaltiger Mittel.

Oft wurde ein armes Volk mit rauhen Sitten furchtbar für alle anderen, wenn es seine Einöde verließ und sich geschlossen und ganz unvermutet einer anderen Nation entgegenstellte, deren ganze Kraft in dem guten Rufe bestand, den sie genoß. Heute aber, da die zivilisierten Völker gleichsam Glieder einer einzigen großen Republik sind, ist es der Reichtum, der ihre Macht bedingt, und keine Nation kann sich heute irgendwelcher Vorteile rühmen, die eine reichere nicht ohne weiteres auch haben könnte. Da aber diese Reichtümer ständig wechseln, so wandelt sich die Macht gleichfalls; und welchen Erfolg ein erobernder Staat auch haben möge, stets wird sich eine gewisse Reaktion einstellen, die ihn in den früheren Zustand zurückführt.

Europa ist nichts anderes als eine große, aus mehreren kleineren zusammengesetzte Nation. Frankreich und England brauchen den Wohlstand Polens und Rußlands, so wie eine ihrer Provinzen die andere nötig hat. Und der Staat, der seine Macht durch die Niederwerfung seines Nachbars zu mehren glaubt, schwächt sich gewöhnlich selbst dadurch.

Wenn die großen Eroberungen so schwierig, so vergeblich, so gefahrvoll sind, was soll man da zu der Krankheit unseres Jahrhunderts sagen, die es bewirkt, daß man überall eine unbegrenzte Zahl Truppen unterhält. Diese Krankheit verschlimmert sich und wirkt notwendigerweise ansteckend; denn sobald ein Staat seine Heeresmacht vergrößert, vermehren die anderen sofort die ihre, so daß man damit nichts gewinnt als das allgemeine Verderben. Jeder Herrscher hält so viel Soldaten dauernd unter den Waffen, wie er im Falle der höchsten Gefahr in seinem Staate aufbringen könnte; und dann nennt man diesen Zustand des Machtstrebens aller gegen alle Frieden.

*) Bei Reclam.

MAXIMILIAN CLAAR

Japan und Abessinien

Ein Vorstoß des japanischen Imperialismus

Im Sommer 1921 besuchte ich im Haag den dortigen Gesandten eines europäischen Staates, der mir von gemeinsamem Wirken in Rom 1897–1902 nahestand. Man sprach natürlich von der Politik und den Interessen Hollands vor und nach dem Krieg. Dabei konnte der Hinweis auf das holländische Hauptproblem der indischen Kolonien und ihrer Zukunft nicht fehlen. Im Verlauf dieser Unterhaltung erwähnte der Diplomat folgendes: Wenige Jahre vor dem Weltkrieg hatte er in London Gelegenheit zu eingehenden Erörterungen mit einem hervorragenden japanischen Staatsmann, der von Haus aus Militär war. Sei es, daß diesem Vertreter der nipponischen Politik alte kollegiale Beziehungen die Zunge lösten, der Japaner entwickelte ein Programm des japanischen Imperialismus, das meinen Bekannten nach seinem eigenen Wort geradezu erschütterte und zu dessen Durchführung ein Jahrhundert als vielleicht notwendig bezeichnet wurde. Dieses Programm geht in Etappen vor. Die erste Etappe war bereits erledigt, sie betraf die Erwerbung Koreas und die Ausschaltung des zaristischen Rußland aus Ostasien. Die zweite Etappe war nicht damals, wohl aber 1921 bei unserer Unterredung im Weltkrieg erreicht worden: die Vertreibung Deutschlands aus Ostasien durch Rückgewinnung von Kiautschou. Die dritte Etappe sehen wir heute durchmessen, sie heißt Mandschurei (und darüber hinaus Jehol). Es bleiben nun drei Etappen übrig: Verdrängung Hollands aus Indien und Englands aus Asien, Entscheidungskampf mit Amerika um den Stillen Ozean und endlich Zusammenfassung ganz Asiens zur Einleitung einer einheitlichen Politik gegenüber Europa und Amerika unter Japans Führung. Allerdings ein Programm für ein Jahrhundert und wohl geeignet, durch seine imperalistischen Perspektiven zu erschüttern. Man kann sagen: Phantasien eines Einzelnen oder einer Kaste! – Aber haben nicht die Ereignisse von 1904–1933 bisher den Voraussagungen recht gegeben? – Und wer wollte den japanischen Imperialismus als Weltphänomen leugnen?

Nun weist aber auch ein solches Zukunfts-Maximalprogramm eine selbstgewählte Einschränkung auf. Alle Ziele bis zum allerletzten betreffen Asien und den panasiatischen Gedanken. Mussolini hat in seiner Rede vom 15. November 1933 deutlich darauf hingewiesen, daß Europa im Begriff steht, durch seine Uneinigkeit die Führung der Welt und ihrer Zivilisation zu verlieren. Japan hat diese Situation seit langem in Rechnung gestellt, und Wilhelm II. schrieb vor mehr als dreißig Jahren: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! – In diesem Entscheidungskampf des zwanzigsten Jahrhunderts von Asien gegen Europa und Amerika, wie ihn Japan für möglich hält, spielt ein Element anscheinend keine Rolle: Afrika. (Australien ist als englisches Dominion eng mit Europa verknüpft.) Der schwarze Erdteil ist das Kolonialgebiet europäischer Mächte, Menschenreservoir für das soldatenarme Frankreich, Wirtschaftsobjekt für England, Belgien, Portugal. Man sieht es daher in weltpolitischen Fragen als ein Anhängsel Europas an, dem keine eigene Bedeutung zukommt.

Aber uneingeschränkt trifft das nicht zu. Mag auch Ägyptens formale Selbständigkeit sich als eine englische Formel mit dürftigem Inhalt erweisen, ein wirklich unabhängiges Reich ist in Afrika übriggeblieben: Abessinien! – Als das alte Äthiopien vor einem halben Jahrhundert sich durch seine Kämpfe mit den Derwischen und seine ersten Konflikte mit Italien bemerkbar machte, da konnte der Zyniker Agostino Depretis

in Rom spotten: „Gibt's denn dort etwas, wofür man Interesse haben kann außer Aïda und ihrem Vater Amonasro?“ – Inzwischen hat die Unterwerfung Afrikas unter Europa Riesenfortschritte gemacht, aber Abessinien ist unabhängig geblieben. Und das erklärt die Sensation, ja man kann sagen die Bestürzung, die es verursacht zu hören, daß sich in der abessinischen Hauptstadt Adis Abeba ein Freundschaftspakt vorbereitet, dazu bestimmt, Abessinien und – Japan miteinander zu verbinden, den Träger des panasiatischen Imperialismus mit dem letzten Träger afrikanischer Unabhängigkeit. Und niemand kann auch hier Japan das Zeugnis verweigern, daß es seinen Versuch am tauglichen Objekt macht.

Abessinien ist mit 1112000 qkm mehr als doppelt so groß wie Deutschland, hat aber nur etwa 12 Millionen Einwohner. Das Land ist so reich an Naturschätzen, daß es seine Bevölkerung spielend ernährt. Daher ein sehr geringer Anreiz zu besonderer Produktion, um so mehr als eine solche auch von der Regierung in keiner Weise gefördert wird. Die europäische Modernisierung ist in diesem Punkt ganz an der Oberfläche geblieben. Man begreift unter diesen Umständen, daß auch der Außenhandel für die wirtschaftliche Struktur des Landes eine verhältnismäßig sehr geringe Rolle spielt. Kaffee, dessen Pflanzung seinerzeit von Arabien herüberkam, Tierhäute und Wachs werden fast allein ausgeführt. Die Einfuhr umfaßt in allererster Linie Baumwollwaren, ferner die Waffen für die rund 300000 Mann zählende Armee und die jagende Bevölkerung sowie die europäischen Gegenstände des täglichen Bedarfs. Zu der angeborenen Passivität der Abessinier gegenüber einer produktiven Handelstätigkeit kommt dann noch das schwierige Transportproblem, denn das noch an Eisenbahnen und Straßen arme Land ist durch italienische, englische und französische Kolonien von allen Meeren abgeschnitten.

Wenn sich also infolgedessen das Reich des Negus in wirtschaftlicher Hinsicht durch seinen natürlichen Reichtum und dessen minimale Ausnutzung als ein typisches Objekt für sogenannte „friedliche Durchdringung“ darzubieten scheint, so hat Abessinien von jeher allen derartigen Versuchen entschiedenen Widerstand entgegengesetzt. 1874–75 hat sich Negus Theodor lieber selbst den Tod gegeben, als sein Land den Engländern auszuliefern, die denn auch von dem Versuch abstanden. (Damals waren sie noch nicht in Ägypten.) Auch die Derwische des Mahdi konnten 1889 den Negus Johannes töten, aber sie verloren die Schlacht und verschwanden wieder. Dann trat Italien auf den Plan, das seit 1882 in Erytrea Abessiniens Nachbar geworden war. Der neue Negus Menelik II., bisher Herr der Landschaft Schoa, schloß zwar 1889 mit Italien den Vertrag von Ucialli, da er erst seine Herrschaft im Inneren sichern mußte, und ließ die Italiener in dem Glauben, er beuge sich ihrem Protektorat. Aber kaum saß er fest im Sattel, warf er sie 1896 mit dem Sieg von Adua und dem Frieden von Adis Abeba wieder hinaus. Als Menelik 1913 starb, konnte er wähnen, seinem Enkel Lig Jassu das Reich unangefochten zu überlassen. Aber die Machtverschiebungen des Weltkriegs machten sich auch auf diesem Schachbrett geltend. Lig Jassu war kein unbedingter Freund der Entente. Er kargte sogar nicht mit Ausdrücken der Bewunderung für Deutschland und hörte die Ratschläge des deutschen Gesandten. Das genügte 1916 England, um von Ägypten aus in Adis Abeba eine Palastrevolution zu inszenieren, die sich auf Meneliks ehrgeizige Tochter Zauditu stützte. Sie wurde Kaiserin, ihr Neffe Ras Tafarì wurde Thronfolger, während Lig Jassu gefangen und verbannt wurde. Er lebt noch heute in dieser Verbannung, doch hat ein schließlich mißglückter Flucht- und Aufstandsversuch im Frühjahr 1933 gezeigt, daß er nicht ohne Anhänger im Lande ist.

Das entscheidende Moment in der Politik Abessiniens ist heute die rätselhafte Gestalt des Kaisers Tafarì, nachdem Kaiserin Zauditu gestorben ist. Es liegt auf der Hand, daß die einstigen Ententemächte sich berechtigt glaubten, das neue Regime

als ihr Werk und dessen Träger als die Organe ihrer Interessen anzusehen, und nach dem Weltkrieg ihre Rechnung präsentierten. Auf diese Rechnung sollten sie aber nicht kommen. Alles, was sie erreichen konnten, war ein wirtschaftliches Zonenabkommen von 1925. Darin verständigten sich Frankreich, England und Italien über die Aufteilung Abessiniens in drei Zonen, eben zum Zweck wirtschaftlicher Durchdringung, und Abessinien selber verpflichtet sich, ihnen „dabei keine Hindernisse zu bereiten". Man beachte diese absichtlich passive Mitwirkung Abessiniens, die bei der oben erwähnten Indolenz der Bevölkerung gänzlich unzulänglich ist. In der Tat ist das Zonenabkommen toter Buchstabe geblieben. Namentlich der regierende Negus hat es nie anders aufgefaßt als eine gegenseitige Zusicherung der drei Mächte, sich nicht in die Quere kommen zu wollen. Abessinien selber hielt sich für berechtigt, eifersüchtig darüber zu wachen, daß nichts ohne Wissen der Zentralregierung geschah, und da die Ras in den Provinzen weder Neigung noch Interesse hatten, sich um der Fremden willen mit dem Negus Schwierigkeiten zu schaffen, so geschah eben so gut wie überhaupt nichts. Kaum daß sich Ansätze stärkerer Elfenbeinausfuhr bemerkbar machten.

In dieses wirtschaftliche wie politische Stilleben, was die internationalen Beziehungen betrifft, tritt nun plötzlich ein Konkurrent, der ganz außerhalb aller Betrachtung schien: Japan. Wie erklärt sich dieser Vorstoß in den Absichten der Regierungen von Tokio und Adis Abeba? Man muß bei den folgenden Betrachtungen drei Komplexe scharf auseinanderhalten: die offiziellen Nachrichten über den wirtschaftlichen Charakter der neuen Beziehungen. Die nichtoffiziellen Nachrichten über das vorwiegende, politische Moment. Und endlich die sich daraus ergebenden Folgerungen für die weltpolitischen Belange der Zukunft.

Kaum waren die ersten Nachrichten über den Abschluß japanisch-abessinischer Abmachungen in die internationale Presse gelangt, als sich namentlich in Genf, London, Paris und Rom eine unverkennbare Erregung und Nervosität bemerkbar machte, um so mehr, als man zunächst sehr viel vermutete, aber sehr wenig wußte. Das gab Anlaß zu einem sehr merkwürdigen Versuch im Rahmen des Völkerbunds.

Wenige Tage nach den ersten Nachrichten über den japanischen Schritt zur Annäherung in Adis Abeba erhielt der Vorsitzende der Opiumkommission des Völkerbunds in Genf einen Bericht von privater Seite, der Japan denunzierte, es habe sich in Abessinien umfassendes Gelände für Mohnanpflanzungen gesichert, um eine neue Opiumproduktion schwer kontrollierbarer Natur einzuleiten und dadurch die Maßnahmen des Völkerbunds gegen den Opiumvertrieb in China illusorisch zu machen. Die Anklage spekulierte offenbar auf die geringe Beliebtheit Japans in Genf seit seinem Austritt aus dem Völkerbund. Nun ist aber Japan noch immer in Genf vertreten, und außerdem ist ja auch Abessinien Mitglied des Völkerbunds. Es fiel daher nicht schwer, glaubwürdig nachzuweisen, daß die ganze Denunziation in der Luft schwebte und zwischen Tokio und Adis Abeba nie von Opiumproduktion die Rede gewesen war. Darüber hinaus konnte dann noch Japan ermitteln, daß es sich bei der „Eingabe von privater Seite" um den Racheakt eines entlassenen früheren Beamten des japanischen Völkerbundssekretariats handelte. Die Episode war damit erledigt, sie mußte aber erwähnt werden, weil in dem Chaos der in der Weltpresse sich bekämpfenden Interessengegensätze auch die erledigtsten Falschmeldungen plötzlich irgendwo wieder auftauchen und Glauben finden.

Richtig war an alledem nur eines: die rein wirtschaftliche Grundlage der Verhandlungen in Adis Abeba umfaßte in erster Linie die Abtretung großer Ländereien an japanische Interessenten. Es ist selbstverständlich, daß dieser rein wirtschaftliche Teil der beiderseitigen Verhandlungen der einzige ist, über den wenigstens einigermaßen bestimmte Daten vorliegen. Vor allen Dingen haben sich natürlich Journalisten der

interessierten europäischen Länder auf die Außenminister der beiden verhandelnden Staaten gestürzt. In Tokio ist dabei nicht viel herausgekommen. Der Außenminister Hirota hat den Versuch wirtschaftlicher Anknüpfungen nicht geleugnet, ihn aber als von der Regierung nur befürwortete Aktion von Privatinteressenten hingestellt. Im übrigen hat Hirota allerdings nicht mit Unrecht darauf verwiesen, daß er eben erst ins Amt gekommen sei und daß Japan „gegenwärtig durch ganz andere Sorgen in Ostasien in Atem gehalten werde". (Dabei war damals die russisch-amerikanische Einigung von Mitte November noch nicht einmal erfolgt.)

Weniger konnte sich der Außenminister des Negus, Herr Bellaten Gueat Sellassié, den Anfragen entziehen, denn er befand sich gerade in Kairo zum Zweck wirtschaftlicher Verhandlungen mit Ägypten und konnte daher nicht leugnen, daß die angloägyptische Presse ein Interesse daran habe, die Wirtschaftspolitik Abessiniens zu übersehen. Was er mitteilt ist Folgendes: eine Gruppe japanischer Baumwollindustrieller hat in Abessinien Studien gemacht, um dort eine Baumwollproduktion zu ermöglichen. Die Regierung hat von dem günstigen Ergebnis dieser Studien Kenntnis genommen und sich daraufhin bereit erklärt, dieser Gruppe vierhundert Hektar von ihnen ausgesuchtes Gelände kostenlos zu überlassen. Die Japaner verpflichten sich, dort nur Baumwolle anzupflanzen. Abessinien verpflichtet sich, im Bedarfsfalle weiteres Terrain zur Baumwollkultur kostenlos zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus leugnet der Minister aber nicht, daß auch Verhandlungen von Regierung zu Regierung im Gange seien, um japanischen Kaufleuten und Händlern sowie Industriellen, die darum nachsuchen, ein Niederlassungsrecht in Abessinien zu gewähren.

Wie steht es nun mit der Lage der wirtschaftlichen Belange, von denen hier die Rede ist? – Es ist oben schon gesagt worden, daß Baumwollwaren den vornehmsten Artikel der abessinischen Einfuhr ausmachen. An erster Stelle steht als Einfuhrland mit rund fünftausend Tonnen jährlich Britisch-Indien. Es ist bekannt, daß gegenwärtig die Handelsbeziehungen zwischen Britisch-Indien und Japan sich infolge gescheiterter Zolltarifverhandlungen in einer Krise befinden. Der wirtschaftliche Vorstoß Japans in Abessinien hat also den offenkundigen Zweck, dem den japanischen Zoll- und Handelswünschen widerstrebenden Indien einen seiner wichtigsten Baumwollmärkte dauernd zu entreißen, denn wie sehr Japan in der Lage sein wird, Indien auf dem abessinischen Markt zu unterbieten, wird ohne weiteres klar nicht nur aus der Anlage der Baumwollpflanzung im Lande selber, die nach den eigenen Aussagen des Außenministers beliebig intensiviert werden kann, sondern auch aus den allgemeinen japanischen Produktionsbedingungen, wie sie sich aus der Devalorisierung seiner Währung, der absolut konkurrenzlosen Billigkeit seiner Arbeitskräfte und der Vervollkommnung seiner technischen Produktionsmittel ergeben. Und hier ist nichts bezeichnender als die eingestandene Verknüpfung der Baumwollkultur in Abessinien selber mit dem bisher nicht vorhandenen Niederlassungsrecht für japanische Einwanderer, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die japanischen Industriellen ausschließlich gelbe Arbeitskräfte aus der Heimat verwenden werden.

Darüber hinaus ist aber überhaupt der in Aussicht genommene Handels-, Freundschafts- und Niederlassungsvertrag das Bindeglied, wenn man so sagen darf, zwischen dem wirtschaftlichen und dem politischen Charakter des japanischen Vorstoßes. Dafür ist auch bezeichnend, daß an diesem Punkt nicht nur die Mitteilsamkeit des Außenministers Bellaten Gueat Sellassié jäh abbricht, sondern, daß hier überhaupt, wie aus Erythräa nach Rom berichtet wurde, eine hartnäckige Verschleierung in Adis Abeba einsetzt. Es ist also nicht schwer festzustellen, daß hier der japanische Hase im abessinischen Pfeffer liegt. Der erste Punkt, auf den es dabei ankommt, ist die Frage nach der Vereinbarkeit der neuen Abmachungen mit dem erwähnten Zonenabkommen von 1925.

Rein juristisch genommen haben die drei Mächte Frankreich, England und Italien kein Einspruchsrecht, denn erstens umfassen die sogenannten Zonen keineswegs das ganze äthiopische Reich (man könnte also sehr gut die japanische Baumwollkultur außerhalb der drei Zonen wählen), und zweitens hat jenes Abkommen den Zweck, die „abessinischen Produkte landwirtschaftlicher und industrieller Natur wie die Einfuhrprodukte der drei Länder ohne störende Konkurrenz zu verwerten." Abessinien kann also sagen: wenn von jetzt an zu meinen Produkten auch Baumwolle gehört, so verwertet sie eben, sofern der innere Markt sie nicht absorbiert. Das wäre aber natürlich eine allzusehr an der Oberfläche haftende Auffassung der Lage. Wenn seit 1925 die drei Zonenmächte nur ein sehr mäßiges Interesse für das Abkommen gezeigt haben, so lag das eben daran, daß der uneingestandene Hauptzweck des Abkommens war, eine Art numerus clausus zu konstruieren und andere Konkurrenten fernzuhalten. Das ist an dem Tage des Abschlusses eines Vertrags zwischen Japan und Abessinien vorbei, und keine der drei Mächte übersieht, was für ein gefährlicher Konkurrent Japan ist. Es wäre aber trotzdem verfehlt, daraus zu schließen, daß man nun mit einem Protest der drei Unterzeichner des Zonenabkommens in Adis Abeba zu rechnen haben werde. Erstens kann das Abkommen von Abessinien gekündigt werden, und dabei haben unter Umständen die Mächte viel mehr zu verlieren als ein Abessinien, das sich dann erst recht Japan handelspolitisch in die Arme werfen würde. Zweitens aber ist klar, daß keine Macht einseitig wegen Abessinien gegen Japan vorgehen wird, es sei denn, ein solches Vorgehen gliedere sich in die eigene Gesamtpolitik ein und das ist gegenwärtig nicht der Fall. Namentlich für England wird es sehr darauf ankommen, wie sich seine asiatische Politik im Rahmen der russisch-japanischen Spannung gestaltet.

Wie sieht man aber nun auf dem im Wege der erythräischen Nachbarschaft besten Beobachtungspunkt, in Rom, den politischen Hintergrund der japanisch-abessinischen Verhandlungen und ihrer Verschleierung an? – Hier kann man sich natürlich nur auf eines stützen, nämlich auf die fortlaufende und detaillierte Beobachtung und Kenntnis der Stimmungen und des Milieus in Abessinien selber.

Die psychologischen Momente, welche die heutige Politik des Negus Tafari bestimmen können, setzen sich aus einer ganzen Reihe von Imponderabilien zusammen. Vor allen Dingen kommt hier das Interesse der eigenen Herrschaft und Zukunft in Betracht. Der Ursprung der Thronbesteigung ist oben schon angedeutet worden. Menelik hatte 1913 den eigenen Enkel Lig Jassu zum Nachfolger bestimmt, die Entente hatte sich Tafaris 1916 zu einem Gewaltstreich bedient. Um legitimistische Empfindungen zu schonen, hatte man Meneliks Tochter dazwischengeschoben, die dann ihrem Neffen Tafari den Thron zuschanzte. Lig Jassu lebt und hat Anhänger. Alles das sind Wolken um den Thron. Dazu kommt, daß Tafari der Entente, deren Mitglieder sich zum letztenmal im Zonenabkommen zusammengefunden haben, nicht sagen kann, er habe sich um sie Verdienste erworben und sie müßten ihn daher unter allen Umständen stützen und halten, denn er hat stets das abessinische Nationalinteresse jeder Bindung an seine Grenznachbarn vorgezogen. Ja, die Engländer glauben zu wissen, es sei nur ein einseitiges Verdienste König Fuads von Ägypten, wenn gewisse abessinische Anknüpfungsversuche mit einem „panafrikanischen" Charakter (wenn das Wort auch natürlich übertrieben ist) in Kairo auf Ablehnung gestoßen sind. Aus alledem ergibt sich eine Beurteilung der persönlichen Stimmungen des Negus, für die das in London gebrauchte Wort „Europäerhaß" wohl zu stark ist, die aber jedenfalls aus egoistischen Motiven heraus eine außereuropäische Sicherung als erwünscht erscheinen lassen können. Denn in der Tat, wenn die zukünftige Selbständigkeit Abessiniens oder, was näher liegt, die Stellung des Negus eine Bedrohung erfahren sollten, so kann und wird diese immer nur von den großen europäischen Kolonialmächten ausgehen können,

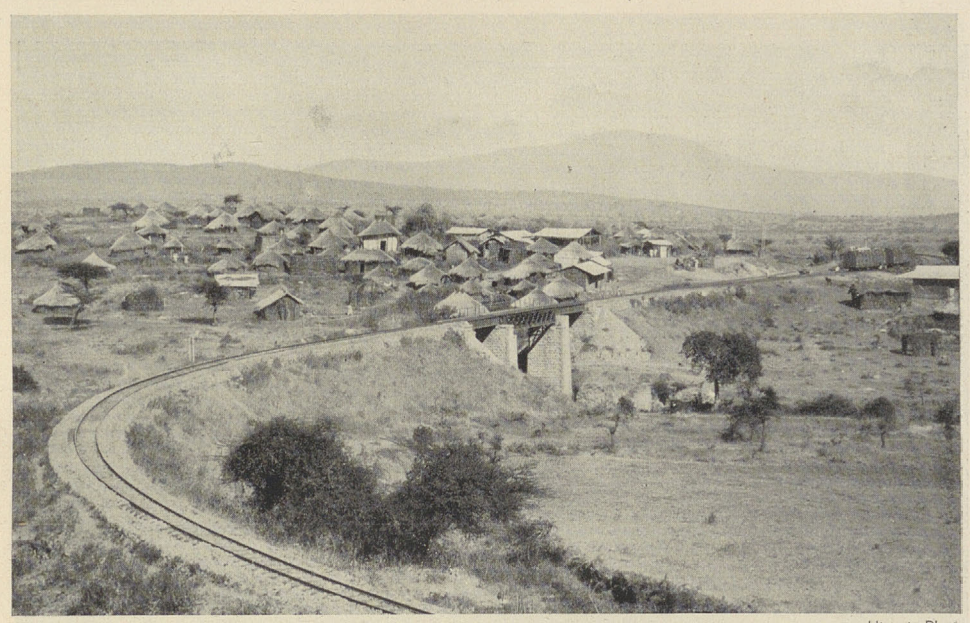
denen — das kann wohl ohne Übertreibung gesagt werden — das einzige bisher ganz unabhängige Reich in Afrika keine Sympathien abgewinnt.

Wo gibt es aber für eine solche Zukunftsdrohung eine Abwehrmöglichkeit? — Wir haben gesehen, daß die Kolonialmächte in diesem Punkt einig sein dürften. Nur im Fall eines neuen großen Weltkonflikts vermöchte man vielleicht in Adis Abeba Hoffnungen auf eine Spaltung zu setzen. Aber auch das wird wohl dadurch illusorisch gemacht, daß die beiden Großnachbarn Abessiniens, England und Italien, sich in einem solchen Konflikt nie als Feinde gegenüberstehen werden. Der Gedanke einer afrikanischen Solidarität mit Kairo würde ebenso an England scheitern. Bleibt somit Asien. Es hätte vielleicht für Abessinien aus geographischen Raumgründen näher gelegen, an eine Verbindung mit der panarabischen Idee in Vorderasien zu denken. Allein da wurde Abessinien jeder Notwendigkeit der Initiative enthoben, als sich Japan einer solchen bemächtigte und Abessinien zum Objekt eines Vorstoßes in Afrika machte.

Es liegt mir nichts ferner, als hier Hypothesen in übertriebener Aufmachung vorzulegen. Es ist nichts leichter, als reinen Zukunftsmöglichkeiten auf dem Gebiet der internationalen Politik eine übersteigerte Auslegung zu geben. Aber wenn wir nochmals in knappster Form das Gewisse und das Wahrscheinliche zusammenfassen wollen, so ergibt sich unzweifelhaft Folgendes:

Wir kennen seit einem Vierteljahrhundert die Tatsache, daß Japan einem großzügigen Imperialismus huldigt, dessen erste Etappen es mit Glück und Erfolg verwirklicht hat. Es spielt für die Beurteilung dieses weltumspannenden Programms keine entscheidende Rolle, ob sich alle Etappen ebenso verwirklichen lassen. Wir haben gehört, daß schon vor dem Krieg ein hochstehender japanischer Staatsmann sich nicht scheute, das ganze zwanzigste Jahrhundert für die Verwirklichung in Aussicht zu nehmen. Dieses ganze Programm hat in letzter Linie einen panasiatischen Charakter. Das bedeutet, es sollen die tausend Millionen Asiaten unter Japans Führung zusammengefaßt werden, um der seit Jahrhunderten anerkannten Tatsache der Vorherrschaft der weißen Rasse und dessen, was wir europäische Kultur und Zivilisation nennen, ein Ende zu bereiten. Da Amerika und Australien kulturell der europäischen Kultur angegliedert sind*), so kann Asien in einem Zukunftskampf gegen Europa nur auf die Bundesgenossenschaft Afrikas rechnen. Und in Afrika gibt es heute nur ein Reich, das unabhängig ist: eben Abessinien. Man wende nicht ein, das seien Zukunftshypothesen auf eine zu lange Sicht. Das hätten die meisten auch 1905 geantwortet, wenn man damals von der Vertreibung Deutschlands aus Ostasien und von der japanischen Eroberung der Mandschurei oder gar von einem rein kommunistischen Rußland gesprochen hätte. Man kann auch nicht sagen, daß die heute schwebenden Wirtschafts- und Freundschaftsverhandlungen mit Abessinien nicht im Verhältnis zu so weit ausgreifenden politischen Plänen stehen. Wer die Systeme der Einwanderungs- und Durchdringungspolitik der gelben Rasse in fremden Erdteilen kennt, der weiß, wie sie beginnen und auch wie sie sich entwickeln. Und während heute diese Systeme nunmehr in den meisten Ländern auf zielbewußte Abwehr stoßen, ist in Abessinien das gerade Gegenteil der Fall. Man sieht in Japan einen willkommenen Bundesgenossen in einer künftigen Krise der äthiopischen Unabhängigkeit und deshalb wird man den „Baumwollpflanzern und ihren Arbeitern" Tür und Tor öffnen. Die Folgen wird erst eine — vielleicht nicht ferne — Zukunft zeigen.

*) Ein Einwand sei hier gleich abgewiesen: Man sagt oft, auch die japanische Kultur sei doch eine großenteils europäische. Gewiß, aber die Japaner sind in Asien sechzig Mill. unter einer Milliarde.



Historia-Photo

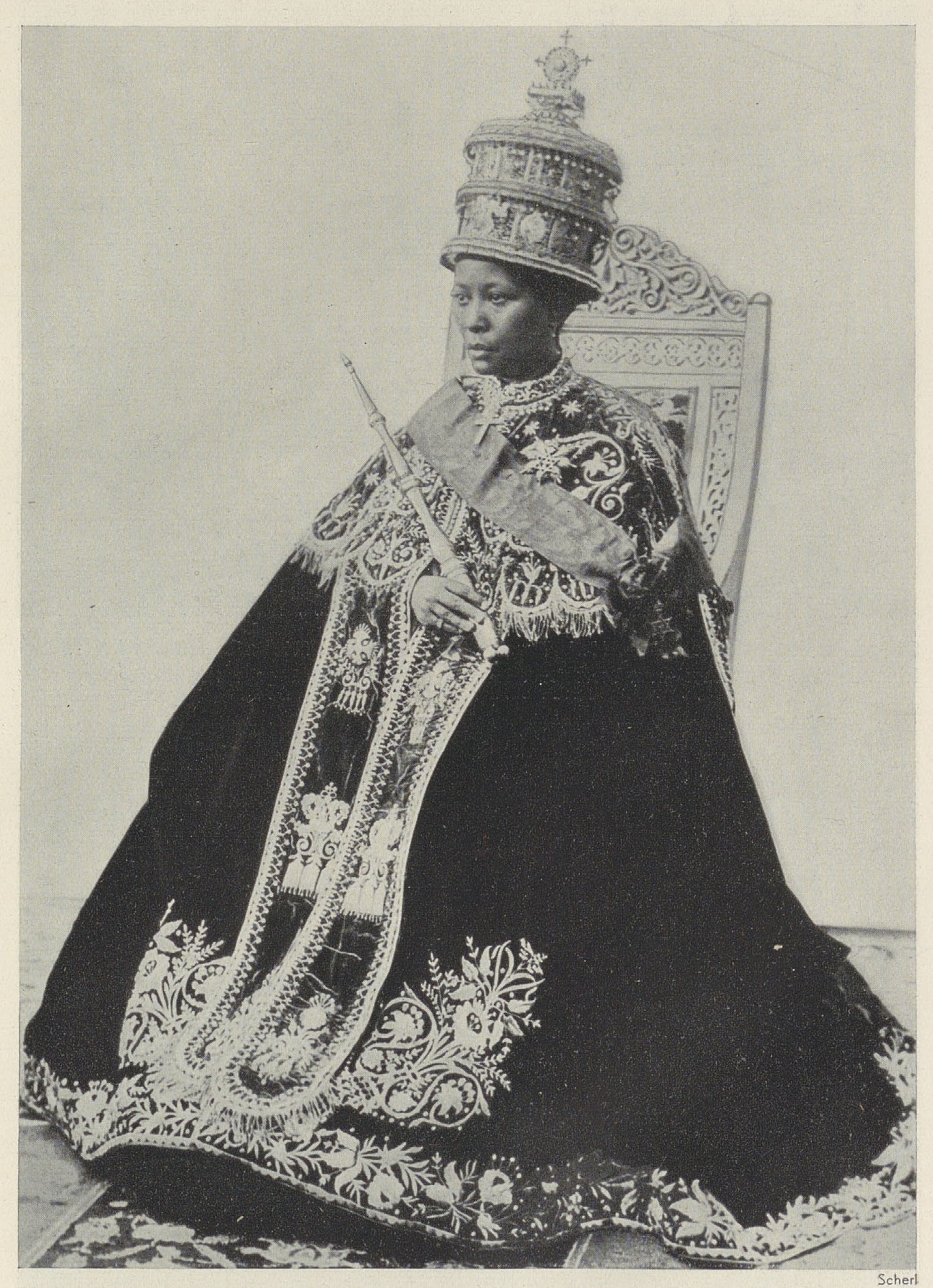
Abessiniens einzige Bahnlinie verbindet die Hauptstadt Adis Abeba mit der Hafenstadt Dschibuti, dem Hauptort von Französisch-Somaliland

Scherl

Die diplomatischen Vertreter der europäischen Großmächte begrüßen Kaiser Haile Silassie I. auf dem Bahnhof von Adis Abeba

Scherl

Lig Jassu, Enkel Meneliks II. und von diesem einst zum Thronerben bestimmt, zu Füßen seines Vaters Ras Mikael, den er 1914 zum König von Wollo und Tigré erhob



Scherl

Zauditu, Tochter Meneliks II. und bis 1930 Kaiserin, stürzte 1917 Lig Jassu, mußte aber selbst ihrem Neffen Ras Tafari, dem heutigen Kaiser, weichen

Die große Audienzhalle auf der Kaiserburg (Gibbi) von Adis Abeba in festlichem Flaggenschmuck, bei dem bezeichnenderweise auch die japanische Flagge mehrfach vertreten ist

Photos J. Steinlehner

Blick vom Villenviertel Adis Abebas mit den Niederlassungen der europäischen Gesandtschaften gegen die Antottoberge im Nordwesten der Stadt



N. Y. T.

Ras Tafari Makonnen, seit 1928 Negus, seit 1930 Kaiser Haile Silassie I., der durch seine japanfreundliche Politik die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte erneut beansprucht

Baumwollmarkt in der Provinz Kaffa. Wird in Abessinien durch die Bemühungen Japans der englisch=indischen Baumwollproduktion eine fühlbare Konkurrenz entstehen?

Photos J. Steinlehner

Waschen und Auslesen von Kaffee, bisher eine der wenigen Ausfuhrwaren Abessiniens

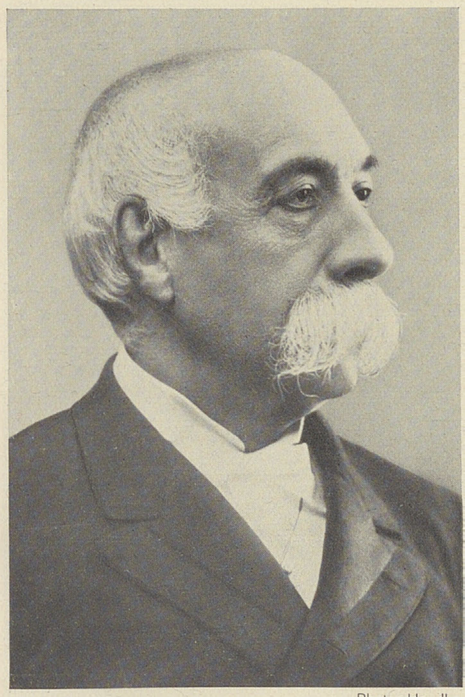


Scherl

Das Mausoleum des Kaisers Menelik II., ein Wahrzeichen der Stadt Adis Abeba und stolzes Denkmal kaiserlicher Macht

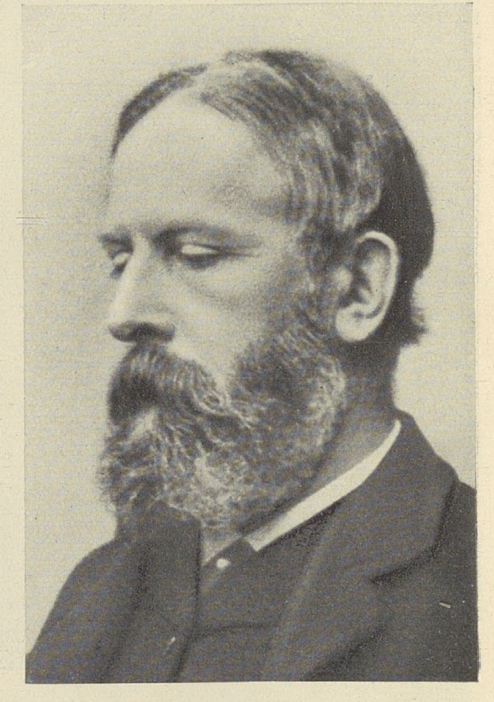


Garibaldi, verwundet und gefangen, nach dem Gefecht von Aspromonte (29. August 1862), das seinem ersten Marsch nach Rom ein Ende setzte



Photos Handke

Francesco Crispi (1819–1901), seit 1861 Führer der monarchistischen Linken im italienischen Parlament, 1887–1896 Ministerpräsident



Dr. Julius Mannhardt (1834–1894), Arzt in Hamburg, Konstantinopel und Florenz, verhandelte 1870 mit Garibaldi in Caprera

ALFRED STERN

Bismarck und Garibaldi während des deutsch-französischen Krieges 1870–71

Der fünfzigste Todestag Garibaldis (2. Juni 1932) hätte in Deutschland die Erinnerung an die Beziehungen des italienischen Volkshelden zu Bismarck wachrufen können. Man weiß, daß Garibaldi im Sommer 1867 einen vertrauten Waffengefährten, den 1859 desertierten und in Italien nationalisierten ungarischen Oberstleutnant Gustav Frigyesi unter falschem Namen in geheimer Mission mit einem eigenhändigen, an Bismarck gerichteten Schreiben nach Berlin entsandte, um die Unterstützung des preußischen Ministerpräsidenten für den geplanten Zug gegen Rom zu erbitten. Dafür versprach er die Vereitelung eines, wie er behauptete, schon abgeschlossenen Bündnisvertrages Frankreichs und Italiens, der Italien im Fall eines preußisch-französischen Krieges zur Mitwirkung von hunderttausend Mann und seiner Flotte verpflichtete und als Lohn den Besitz von Rom in Aussicht stellte. In der mündlichen Instruktion Garibaldis für seinen Sendboten hieß es: „Ich bin bereit, eher auf den sieben Hügeln zu sterben als zu dulden, daß Italien gegen Preußen, seinen edelmütigen Bundesgenossen, der ihm Venedig gegeben hat, kämpfe." Es ist auch bekannt, daß Bismarck dem Boten Garibaldis sagen ließ, er habe keinen Grund anzunehmen, daß die italienische Regierung sich mit irgend jemandem gegen Preußen verbünden werde und er könne sich auf nichts einlassen, was nicht, sei es auch in tiefstem Geheimnis, die Zustimmung der italienischen Regierung habe, daß er aber zugleich Theodor von Bernhardi, den preußischen Militärbevollmächtigten in Florenz, damals Sitz der italienischen Regierung, beauftragte, Garibaldi womöglich mündlich die Gründe seiner Zurückhaltung darzulegen.

Drei Jahre später bot sich wieder ein Anlaß, den Faden zwischen Bismarck und Garibaldi anzuknüpfen. Bismarck selbst kommt an zwei Stellen seiner „Gedanken und Erinnerungen" darauf zu sprechen. An der einen Stelle sagt er, daß ihm „die republikanische Partei unter Garibaldi bei Ausbruch des Krieges ihre Unterstützung gegen Napoleonische Velleitäten des Königs (Viktor Emanuel) in Aussicht gestellt hatte". An der anderen Stelle erwähnt er „Besuche von republikanischen Italienern zur Zeit der Schlachten bei Wörth, Spichern, Mars-la-Tour" und fügt hinzu: „Ich habe ... auf dem Marsche nach Frankreich in Homburg (Pfalz) den italienischen Herren geantwortet: Wir hätten bisher keine Beweise davon, daß der König von Italien seine Freundschaft für Napoleon bis zum Angriffe auf Preußen betätigen werde ... Wenn Viktor Emanuel die Initiative zu dem Bruche ergriffe, so würde die republikanische Tendenz derjenigen Italiener, welche eine solche Politik mißbilligten, mich nicht abhalten, dem Könige, meinem Herren, zur Unterstützung der Unzufriedenen in Italien durch Geld und Waffen, welche sie zu haben wünschten, zu raten."

Man besitzt bereits eine Anzahl wichtiger Nachrichten, welche die Andeutungen Bismarcks erläutern und ergänzen. Dahin gehören die Angaben in Moritz Buschs Tagebuchblättern Bd. I (1899), in Luigi Chiala: Pagine di Storia Contemporanea Fasciolo I, Torino-Roma 1892, S. 84, E. Tavallini: La vita e i tempi de Giovanni Lanza, Torino-Napoli, Roux 1887, I 512f., ein anonymer Artikel in der „Deutschen Rundschau" 1884 Bd. 40 S. 97 bis 107 „Eine Erinnerung an Garibaldi". Neuerdings sind dazugekommen wichtige Mitteilungen in dem letzten Band 6b der „Politischen

Schriften Bismarcks". Nach alledem stellt sich der Sachverhalt folgendermaßen dar: Am 15. Juli 1870 hatte sich im Namen eines italienischen Komitees, das die Bildung einer italienischen Legion von dreitausend Mann im Dienste Preußens plante, ein gewisser Angelo de Angeli in Bologna mit einem Schreiben an Bismarck gewandt, das am 20. in Berlin eintraf. Auch hatten sich nach einem Bericht des Grafen Wesdehlen, des Geschäftsträgers und ersten Sekretärs der preußischen Gesandtschaft in Florenz, vom 19. Juli bei der Gesandtschaft sowie bei den Konsulaten in Mailand und Livorno zahlreiche Italiener zum Eintritt in die preußische Armee gemeldet und Anerbietungen zur Bildung eines Freikorps gegen Frankreich gemacht. Bismarck ließ Wesdehlen durch Telegramm vom 26. Juli wissen: „Eintritt italienischer Offiziere oder Mannschaften in unsere Armee ist rechtzeitig nicht ausführbar und fehlt es uns an Mannschaften nicht. Die Schwierigkeit ist nur, sie rechtzeitig auf dem rechten Fleck zu haben, aber Freikorps, welche die Franzosen von Italien aus beunruhigen, wären für uns von hohem Wert, ich mache für solche Zwecke Geldmittel verfügbar, deren Betrag sich mit den Leistungen steigern kann. Werbebüros Garibaldis in Deutschland unwirksam wegen der neutralen Grenzstaaten. Legationssekretär von Holstein wird Näheres persönlich melden, kann zur Verhandlung mit Leitern der Bewegung verwendet werden."

Aus den Schlußworten Bismarcks geht hervor, daß er sich entschlossen hatte, einen mit Aufträgen versehenen Vertrauensmann an Ort und Stelle zu senden. Ursprünglich war, wie Moritz Busch berichtet, dafür der bekannte demokratische Publizist Gustav Rasch ausersehen. Dann aber wurde der junge Legationssekretär Fritz v. Holstein, der später als einflußreicher Berater des Auswärtigen Amtes berühmt und viel angefochten wurde, von Bismarck im Juli mit der geheimen Mission nach Italien betraut. Näheres über Holsteins damalige geheime Mission nach Italien erfährt man aus einer Aufzeichnung, die er im Hinblick auf falsche Behauptungen des italienischen Deputierten Cucchi am 27. September 1889 zu Papier brachte. Hier heißt es: „Ich ward damals nach Italien, zunächst nach Bologna, geschickt, um mit de Angeli in Verbindung zu treten und zu prüfen, was und wen er hinter sich habe. De Angeli erschien in Bologna nicht, ich ging daher nach mehrtägigem Warten nach Florenz, um bei den Führern der radikalen Partei, auf welche de Angeli sich bezogen hatte, Fühlung zu suchen. Graf Wesdehlen vermittelte, daß ich, da Cairoli abwesend war, mit Crispi und General Fabrizi bekanntgemacht wurde. Schon aus der Art meiner Einführung ersahen letztere, daß ich ein Abgeordneter der preußischen Regierung war. Mein Auftrag ging dahin, die Aussichten eines Freischarenangriffes, sei es gegen die Franzosen in Rom, sei es gegen Nizza, zu erörtern und dann, nach eigenem Ermessen, das Entsprechende zu veranlassen — Crispi und Fabrizi waren franzosenfeindlich und unternehmend gestimmt und erklärten, die Opposition werde unter Anwendung aller Mittel den Anschluß Italiens an Frankreich zu verhindern suchen. Als ich aber akademisch die Eventualität eines Freischarenangriffes gegen Nizza oder Rom besprach, erklärten beide radikalen Führer, ein derartiger Vorgang würde die Opposition vor dem Lande kompromittieren und der Regierung Oberwasser verschaffen. Da von den anerkannten Parteiführern eine wirksamere Unterstützung der deutschen Sache als von dem Anhange de Angelis zu gewärtigen war, so wies ich letzteren, als er demnächst bei mir erschien, mit dem Bemerken ab, die preußische Regierung wolle alles vermeiden, was der italienischen Regierung Verlegenheiten bereiten könne. Aber Crispi, Fabrizi und Cucchi müssen sich damals auf Grund meiner Äußerungen darüber klar gewesen sein, daß bei dem Berliner Kabinett ein prinzipielles Bedenken gegen ein italienisches Vorgehen auf Rom nicht vorlag."

Zur Ergänzung dieser Aufzeichnungen Holsteins (vgl. H. Rogge: Friedrich v. Holsteins Lebensbekenntnis usw., Berlin, Ullstein, 1932. S. 89, 291) dient

Bismarcks im letzten Band der Politischen Schriften abgedrucktes Telegramm an den Grafen Wesdehlen in Florenz vom 31. Juli 1870 und der Kommentar des Herausgebers, Friedrich Thimme. Danach hatte Wesdehlen am gleichen Tag ein Telegramm Holsteins befördert, demzufolge Crispi und Fabrizi von dem Unternehmen de Angelis nichts wissen wollten, aber im Einverständnis mit Garibaldi eine revolutionäre Erhebung planten, sobald eine französische Allianz wahrscheinlich werde. Sie würden alsdann einiges Geld und Waffen verlangen, ferner erwarteten sie, daß Preußen während der etwaigen inneren Kämpfe für die Wahrung der italienischen Grenzen einstehe und die geplante neue Regierungsform möglichst bald anerkenne. Auch wünschten sie einen Emissär zu direkten Verhandlungen mit Bismarck zu entsenden. Bismarcks telegraphische Antwort lautete: „Ich werde gerne empfangen, wen die Herren mir schicken. Ich gehe heut mit dem Könige zur Armee. Geld wird bereit sein, Waffen schwer von hier nach dort zu bringen."

Nach einem von Wesdehlen am 2. August beförderten Telegramm Holsteins sollte der Abgeordnete Cucchi am 3. gleichzeitig mit ihm als Abgesandter nach Berlin gehen. „Luigi Francesco Cucchi di Atonio da Bergamo" wird in dem Werk von Guardione: „I mille" als einer „der Tausend" beim Zug Garibaldis nach Sizilien 1860 erwähnt. Er nahm 1866 als Major in Garibaldis Generalstab an dem Feldzug im Trentino teil, suchte im Herbst 1867 als Garibaldis Stellvertreter in Rom eine Erhebung gegen die päpstliche Regierung hervorzurufen, entging der Verfolgung, wurde Abgeordneter im Parlament. Er reiste in der Tat mit Holstein nach Berlin und von da ins Große Hauptquartier, wo er auch von Bismarck empfangen wurde. Dies geschah wohl, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" angibt, in Homburg in der Pfalz. Zu positiven Abschlüssen kam es nicht. Später hat Cucchi in einem offenen Brief vom 23. September 1889 behauptet, daß es anfangs August zwischen ihm und Bismarck zu festen Abmachungen gekommen sei, wonach Deutschland die vollzogene Tatsache der Besetzung Roms durch italienische Truppen sofort anerkennen, das eventuelle Dazwischentreten Österreichs oder anderer Mächte zugunsten des Papstes verhindern und die Anerkennung Roms als Hauptstadt auch von seiten der anderen Mächte zu erleichtern bestrebt sein werde. Bismarck legte gegen diese Behauptung sofort Verwahrung ein durch ein Telegramm an das Auswärtige Amt: „Friedrichsruhe, 29. September 1889. Es hat weder Vertrag noch Verabredung zwischen Cucchi und mir stattgefunden, sondern nur meine Ablehnung, gegen Viktor Emanuel feindlich vorzugehen, solange er nicht Initiative dazu nehme, wenn letzteres aber geschehe, würden wir italienische Bewegung gegen ihn mit Geld unterstützen, auch wenn sie republikanisch wäre." Danach veröffentlichte Cucchi auf die Vorhaltungen, die ihm der deutsche Vertreter im Auftrag Bismarcks machte, eine Erklärung in der „Tribuna", wonach in der Tat 1870 ein „trattato formale" nicht abgeschlossen worden sei. Bismarck bemerkte dazu: „Leichte Färbung der Tragweite, also trattato war, aber kein formale." Indessen ließ er, um die Beziehungen zu Cucchi nicht zu stören, der erst am 23. Juli 1889 zu einem Besuch in Varzin geweilt hatte, die Sache nunmehr auf sich beruhen.

Bisher ist eines Versuchs der Anknüpfung direkter Beziehungen Bismarcks und Garibaldis nicht gedacht worden. Dazu erbot sich nach Kriegsausbruch, wie sich aus dem neuesten Band der Politischen Schriften Bismarcks Nr. 1743 (S. 447) ergibt, ein in Itzehoe lebender ehemaliger Garibaldianer namens Haug. Er wollte es auf sich nehmen, zu dem in Caprera internierten Garibaldi zu reisen, um ihn zu veranlassen, gegen einen Anschluß Italiens an Frankreich aufzutreten. Dieser Haug ist eine sehr bekannte Persönlichkeit. Es findet sich in der Nuova Antologia 1915 V Vol. 268 in dem Artikel „Il generale Ernesto Haug e la campagna nel Trentino del 1866" eine fragmentarische autobiographische Skizze, die über sein Leben erwünschten Aufschluß gibt.

Danach war Haug am 16. Mai 1818 in Graz geboren, Angehöriger der österreichischen Besatzungstruppe im Kirchenstaat, 1847 beurlaubt, auf Reisen unter anderem nach den Vereinigten Staaten, endgültig aus dem österreichischen Heere ausgetreten, 1848 Generalstabschef der Wiener Nationalgarde, nach seiner Beteiligung am Oktoberaufstand geächtet, nach Italien geflüchtet, während der Verteidigung Roms gegen die Franzosen 1849 Oberst in Garibaldis Generalstab. Als solcher wird er mehrfach, aber irrigerweise, als „Prussiano" bezeichnet, rühmlich genannt in dem Werk von E. Lövinson: Giuseppe Garibaldi e la sua legione nello stato Romano (Bibl. Stor. del Risorgimento Ital. Ser. III 4. 5. Ser. IV 6. Ser. V. 2 1902, 1904, 1907). Nach der Übergabe Roms begab er sich nach London, war während des Krimkrieges Spezialkorrespondent der „Times", weilte 1859 in Ägypten, befehligte 1866 während Garibaldis Kämpfen im Trentino die erste Brigade der Freiwilligen mit dem Rang eines Generalmajors. Freundlichen Mitteilungen von Herrn Dr. Friedrich Thimme verdanke ich die aus einem im Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin befindlichen, aus Florenz an Lothar Bucher gerichteten Briefe Haugs vom 10. November 1870 stammende Notiz, daß er sich 1868 in seinem Geburtsort Graz und in Wien aufgehalten hat. Warum Haug damals der Boden in Österreich zu heiß wurde und er sich das nordische Itzehoe zum Wohnort wählte, bleibt dunkel.

Auf sein Anerbieten hin war man in Berlin nicht abgeneigt, ihn an Stelle Holsteins, der im Laufe der ersten Augustwoche von seiner Mission zurückkehrte, nach Italien zu senden. Lothar Bucher frug am 12. August telegraphisch bei Bismarck an, ob Haug gehen solle und mit welchen Instruktionen. Bismarcks Antworttelegramm: „Herny, 14. August 1870" lautete: „Mein Wunsch wäre, daß er vorläufig ohne Instruktion hinginge, um zu beobachten und zu melden. Unsere Aufgabe kann nicht sein, Italien gegen seine Regierung zum Aufstand zu bringen, solange wir nicht gewiß sind, daß letztere gegen uns Partei nimmt: sind wir aber hierin gewiß, so würde auch jedes Kriegsmittel gegen Viktor Emanuel in Anwendung zu bringen sein; bevor wir handeln, müssen wir also jene Gewißheit haben, und können bis dahin nur zur Beobachtung instruieren; zu letzterer kann Geld gegeben werden." Hierauf ersuchte Bucher am 15. August Haug, nach Berlin zu kommen. Hier will Haug, nach einem Schreiben an Bucher d. d. Florenz, 26. September, von diesem den Auftrag erhalten haben, „durch hervorzurufende Interpellationen und Versprechungen von italienischen Landesteilen, die unter anderer Herrschaft stehen, und andere Agitations-Hilfsmittel in der Presse und in politischen Kreisen eine Allianz zwischen Österreich und Italien zu verhindern zu suchen". Es gelang ihm, in Florenz Zutritt zu König Viktor Emanuel zu erhalten, der ihn angeblich autorisierte, Bismarck zu sagen, daß er gegen die Garantie des Besitzes von Rom bereit sei, auf die preußische Seite zu treten. Auch in seiner Autobiographie spricht Haug davon, daß Viktor Emanuel ihm eine geheime Mission im Hauptquartier König Wilhelms in Frankreich anvertraut habe. Indessen, nach den Berliner Akten, erfuhr Graf Brassier de St-Simon, der preußische Gesandte in Florenz, von einem italienischen Minister, daß der König den sehr wichtigtuenden Emissär gar nicht ernst genommen habe. Bismarck sah sich nach den Warnungen Brassiers bewogen, durch ein Telegramm vom 30. August Haug abzuschütteln, hat ihn auch, als er am 6. September im Hauptquartier erschien, nicht empfangen, sondern durch Keudell bedeuten lassen, „daß man nicht hinter den Kulissen Politik treiben wolle". Von einer Reise Haugs nach Caprera zu Garibaldi war vollends keine Rede. (Irrigerweise wird in Bismarcks Politischen Schriften 6b S. 537 Nr. 1353 sein Name als der eines zu Garibaldi entsandten preußischen Geheimagenten genannt.) Haug wurde durch ein Unwohlsein noch bis Mitte November in Florenz zurückgehalten, ehe er nach Deutschland zurückkehrte. Gestorben ist er 1888 in Rom.

Parallel mit den erwähnten Absichten Bismarcks, sich unter Umständen, sei es mit, sei es ohne Garibaldis Unterstützung, der republikanischen Partei zu bedienen, liefen andere Anregungen, die ihren Ursprung in Konstantinopel hatten. Daselbst lebte als Mitglied der italienischen Kolonie ein Freund Garibaldis, namens Gerazzi, der sich, nach einem Telegramm des Grafen Keyserling, des preußischen Gesandten in Konstantinopel, am 5. August 1870 ihm gegenüber zu einer Unternehmung erbot, welche die italienische Regierung vollständig beschäftigen und vielleicht sogar Frankreich besorgt machen würde. Dafür verlangte er zweihunderttausend bis dreihunderttausend Taler. Bismarcks Antwort an das Auswärtige Amt (Homburg in der Pfalz, 8. August 1870) lautete: „Es kommt alles darauf an, ob der von Graf Keyserling genannte Agitator imstande ist zu leisten, was er verspricht; könnte er es, so wäre die Sache für uns wohl des Aufwandes wert. Sagen Sie Graf Keyserling, er möge den Mann prüfen und Näheres über seine Verhältnisse und Pläne melden.“ Graf Keyserling teilte durch ein Telegramm vom 12. August das Ergebnis seiner Nachforschungen mit. Danach war Gerazzi für den Orient Chef der Geheimen Gesellschaft „Emancipatrice“, an deren Spitze in Florenz die Deputierten Crispi, Mordini und Nicotera standen, und deren Zweck die Eroberung von Rom, Savoyen und Nizza wäre. Nach Keyserlings Nachrichten wäre diese Gesellschaft zum Teil schon bewaffnet und wartete auf ein Zeichen Garibaldis, um unter dessen Führung die französisch gesinnte Regierung zu stürzen und auf Rom und Nizza zu marschieren. Gerazzi war bereit, sofort nach Florenz zu gehen, um den von der preußischen Regierung zu bezeichnenden Vertrauensmann mit den Parteiführern in Verbindung zu setzen. In höchstens vier Wochen sollte ganz Italien in Aufstand sein. Keyserling bat um Anweisung, ob Gerazzi nach Florenz zu senden sei und an wen er sich eventuell dort zu wenden habe. Bismarcks telegraphische Antwort an das Auswärtige Amt, „Herny, 14. August 1870“, war ganz im Sinn seiner Weisung in Sachen Haugs vom gleichen Tag gehalten: „Graf Keyserling ... zu bescheiden, daß wir solche Mittel unbedenklich gebrauchen können, sobald die italienische Regierung entschieden Partei gegen uns ergreift, daß wir aber Anstand nehmen müssen, sie vorher anzuordnen, schon weil wir sie dadurch in das feindliche Lager treiben könnten. Alle solche Verbindungen seien daher nicht abzubrechen, aber auch nicht eher in Wirksamkeit zu setzen, als bis jener Augenblick eingetreten.“

Das Anerbieten Gerazzis hatte zunächst keine weiteren Folgen. Dafür tritt aber eine andere Persönlichkeit in den Gesichtskreis, die um so größeres Interesse weckt, je mehr sie bisher in Dunkel gehüllt ist. Im Jahre 1884 erschien, wie oben erwähnt, in der „Deutschen Rundschau“ Bd. 40 ein anonymer Aufsatz unter dem Titel „Eine Erinnerung an Garibaldi“. Der Verfasser, nach allen seinen Angaben ein Deutscher, der kurz vorher in Florenz gelebt und dort in den politischen Kreisen verkehrt hatte, erzählt, daß er sich im Sommer 1870, als die französische Kriegserklärung erfolgte, in Konstantinopel befand, wo er zu den politischen Flüchtlingen innerhalb der italienischen Kolonie Beziehungen hatte. Er berichtet wahrheitsgetreu, daß die Kolonie mit der republikanisch gesinnten franzosenfeindlichen parlamentarischen Linken, deren Held Garibaldi war, in Verbindung stand, und gedenkt der Agitation dieser Partei gegen jeden allfälligen Versuch einer Einmischung Viktor Emanuels zugunsten Frankreichs. Am 1. August empfing er Briefe aus Florenz, die ihm scheinbar zuverlässigerweise den Entschluß des Königs meldeten, eine Armee von hunderttausend Mann mobil zu machen. Er fuhr sofort nach Bujukdere, wo der preußische Gesandte, Graf Keyserling, seine Sommerresidenz hatte. Er schilderte ihm die von ihm ermutigten Bestrebungen seiner italienischen Bekannten, auf die Entschlüsse der italienischen Regierung einen Druck auszuüben, und sagte ihm, daß es ihm möglich scheine, diesen Druck nicht nur zu verstärken, sondern vielleicht sogar von Italien aus Frankreich Verlegenheiten, falls genügende Geldmittel zur Verfügung ständen, zu bereiten. Auf Keyserlings Ersuchen

übersandte er ihm zur Vorlage in Berlin eine schriftliche Ausarbeitung dieses Planes. Graf Keyserling delegierte auch einen Beamten der Gesandtschaft zu den Besprechungen, die der Anonymus mit den Italienern hatte; diesen stellte er vor, daß es jetzt gelte, zur Befreiung Savoyens und Nizzas und zum Gewinn Roms als Hauptstadt unter Führung Garibaldis gegen die Regierung vorzugehen. Es bedürfe nur der Zustimmung Garibaldis und der nötigen Geldmittel, die man durch Subsidien der preußischen Regierung zu erhalten hoffen dürfe. Alle waren der Ansicht, daß Garibaldi bereit sein würde, zu handeln, sobald man ihm die Mittel dazu bieten könnte. Man sollte meinen, daß vielleicht an dieser Stelle des Artikels der Name Gerazzis vorkäme, statt seiner wird aber Cipriani genannt, ein damals in Konstantinopel lebendes ehemaliges Mitglied des Parlamentes. Cipriani erklärte sich bereit, sich selbst zu Garibaldi zu begeben und alles vorzubereiten, verlangte aber, daß König Viktor Emanuel davon verständigt werde. Er glaubte, daß dieser im geheimen, wie 1860 bei der Expedition der Tausend nach Sizilien, seine Zustimmung geben werde. Zuletzt wurde beschlossen, Garibaldi die Entscheidung darüber zu überlassen.

Indessen verzögerte sich Ciprianis Reise, bis am 13. August aus Berlin die Antwort eintraf, daß die nötigen Geldmittel für einen Angriff auf Savoyen und Nizza zur Verfügung ständen. Als der Anonymus Cipriani drängte, da die wesentlichste Bedingung erfüllt sei, gleich abzureisen, forderte dieser, die preußische Regierung solle sich verpflichten, nicht ohne Berücksichtigung der italienischen Interessen Frieden zu schließen, und ließ sich auf rasches Handeln nicht ein. Da entschloß sich der Anonymus, selbst mit Garibaldi zu unterhandeln. Am 14. August sprach er den Grafen Keyserling, der ihm bestätigte, daß die preußische Regierung die Mittel zu einer gegen Frankreich gerichteten Aktion zur Verfügung stellen werde. Am 15. August reiste er von Konstantinopel ab.

Um den Namen des anonymen Artikelschreibers zu erfahren, wandte ich mich an den heutigen Herausgeber der „Deutschen Rundschau". Dieser hatte die Freundlichkeit, mir zu antworten, daß sich in den Akten der Redaktion, die nicht bis zum Jahre 1884 zurückreichen, kein Hinweis auf den Autor des Artikels befinde, und daß er leider nicht sagen könne, wo die damaligen Verlagsakten sich befinden. Glücklicherweise war mein an den stets hilfsbereiten Dr. Friedrich Thimme gerichtetes Ersuchen, da der Anonymus seiner Angabe nach mit dem preußischen Botschafter in Konstantinopel in Verbindung gestanden hatte, die diplomatische Korrespondenz Konstantinopel—Berlin daraufhin zu prüfen, ob in ihr nicht sein Name genannt werde. In der Tat führte diese Prüfung zu dem überraschenden Ergebnis, daß es sich um einen jungen Augenarzt, einen Schüler Gräfes, namens Mannhardt, handle, der für einige Monate nach Konstantinopel gekommen und mit Gerazzi befreundet sei. Ein Telegramm Keyserlings an das Auswärtige Amt vom 16. August meldete, daß Mannhardt tags zuvor nach Florenz respektive Caprera abgereist sei und daß Gerazzi und Cipriani ihm wahrscheinlich schon nächster Tage nach Florenz nachfolgen würden. Ein Bericht Keyserlings vom 18. August enthielt nähere Angaben über Dr. Mannhardt, der als Schleswig-Holsteiner und einer „der hoffnungsvollsten Schüler unseres zu früh dahingeschiedenen berühmten Gräfe" bezeichnet wird. Alle sonstigen Angaben Keyserlings stimmen wesentlich mit der Erzählung des Anonymus in der „Deutschen Rundschau" überein. Es kann also kein Zweifel daran bestehen, daß Mannhardt der Verfasser ist.

Ich übergehe die anschauliche Schilderung der langen Reise Mannhardts bis Florenz, wo er den Grafen Brassier de St-Simon sprach, der ihm sagte, er habe bereits Auftrag der Unterstützung etwaiger Unternehmungen der Garibaldianer, und wo er gemäß dem Wunsch seiner italienischen Bekannten in Konstantinopel mit den unschlüssigen Führern der republikanischen Linken des Parlaments verhandelte, seiner abenteuerlichen Fahrt nach Korsika, Maddalena, Caprera, seiner herzlichen Aufnahme

durch Garibaldi, seiner zweistündigen Unterredung mit ihm, die mit folgenden Worten des Helden zweier Welten endigte: ‚Ich nehme Ihren Vorschlag an ... Meine Sache wird es sein, zu Ihnen an Bord zu kommen. Sie bringen mich dann an den Punkt der Küste, den ich bezeichnen werde, und falls Sie die Geldmittel bereithalten, verpflichte ich mich, vierzehn Tage darauf mit zehntausend Mann in Savoyen zu stehen und dieselben auf dreißigtausend Mann zu bringen, wenn Sie genügende Mittel liefern.‘ Ich antwortete ihm ein ‚sta bene‘, worauf er sagte: ‚So sind wir Alliierte‘ und mir die Hand reichte, in die ich einschlug. ‚Jedoch mache ich eine Bedingung‘, sagte er, ‚ich kämpfe nur gegen Napoleon; macht man, was ich nicht für unmöglich halte, in Frankreich die Republik, so kämpfe ich, wenn es nötig ist, für diese und nicht gegen sie.‘ Ich akzeptierte lächelnd die Bedingung, nicht ahnend, daß seine Voraussetzung schon eine Woche später sich erfüllt haben würde.

Als Mannhardt in der Nacht vom 1. auf den 2. September wieder in Florenz anlangte und dem Grafen Brassier de St-Simon mitteilte, alles sei mit Garibaldi verabredet und die Aktion könne beginnen, überreichte ihm der Gesandte eine eben über Berlin aus dem Großen Hauptquartier angelangte Depesche, derzufolge die ganze Armee MacMahons in Sedan eingeschlossen sei und sich ergeben müsse. Mannhardts Überzeugung nach war damit der Krieg beendet. Er gab dem Gesandten die Depesche mit den Worten zurück: „Tant mieux — nous avons donc travaillé pour le roi de Prusse.“ Bald danach mußte er hören, daß nach dem Sturz des Kaiserreiches der Krieg weitergehe und daß Garibaldi Caprera verlassen habe, um der neuen französischen Regierung der nationalen Verteidigung seine Dienste anzubieten.

Es ist hier nicht der Ort, die Kämpfe der aus bunten Bestandteilen zusammengesetzten „Vogesen-Armee“ zu schildern, an deren Spitze Garibaldi, nur noch ein Schatten seiner selbst, unfähig ein Pferd zu besteigen, gestellt wurde. Als Ende Nobember Berichte darüber nach Versailles gelangten, sagte nach Moriz Buschs Tagebuchblättern I S. 438 jemand aus Bismarcks Tafelrunde: „Wenn sie den gefangennähmen, würde er doch als ein Mensch, der sich unbefugtermaßen in den Krieg gemengt habe, erschossen werden.“ „Vorher werden sie in Käfige gesetzt und öffentlich gezeigt“, bemerkte Graf Bismarck-Bohlen. „Nein, erwiderte der Minister, ich hätte einen anderen Plan. Man sollte die Gefangenen nach Berlin bringen, dort müßte ihnen ein Plakat von Pappe vor die Brust gehängt werden, auf dem stände: ‚Italiener, Zuchthaus, Undank‘.“ Bohlen meinte: „Dann nach Spandau.“ Der Chef versetzte: „Oder man könnte auch darauf schreiben: ‚Italiener, Venedig, Spandau‘.“ Ganz übereinstimmend war Bismarcks gleichzeitige Weisung an Brassier de St-Simon in Florenz, er möge in italienischen Zeitungen unauffällig drucken lassen: „daß die italienischen Gefangenen ausgesondert und unter einer Fahne mit Inschrift ‚Dank für Venedig‘ durch die deutschen Städte marschieren würden“. Als sodann am 28. Januar 1871 die Kapitulation von Paris und der Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes mit ausdrücklicher vorläufiger Ausnahme der drei südöstlichen Departements und Belforts erfolgt war, richtete Bismarck am 31. Januar 1871 ein Schreiben an Moltke mit dem Ersuchen, falls es auch dort zu einem Waffenstillstand komme, die betreffenden Truppenbefehlshaber anzuweisen, daß sie die Garibaldianer strenger als die Nationalfranzosen behandeln sollten. Er wünschte, „daß gegen Garibaldi die Operationen möglichst energisch und solange fortgeführt würden, daß ihm Waffenstillstand wenn möglich nur gegen volle Waffenstreckung gewährt würde“. Dies ist das letzte Dokument, das die Beziehungen Bismarcks und Garibaldis während des deutsch-französischen Krieges beleuchtet. Wie bekannt, wußte sich Garibaldi nach blutigen Kämpfen bei Dijon der ihm drohenden Umstrickung zu entziehen.

NORBERT JACQUES

Reise im Fieber

23. Januar.

Die schöne große Frau, in deren Haus in Tanganjika ich einige Tage Gastfreundschaft genossen, brachte mich mit an Bord der „Modasa“, obgleich die Abfahrtszeit des Dampfers in die Tennisstunde fiel, die sie nie versäumte.

Ich freute mich über diesen Beweis einer Gunst, von der ich mir schmeichelte, sie sei mehr als Höflichkeit, denn ich fühlte mich dieser Frau nahe. Sie hatte etwas Düsteres. Weiße Frauen in den Tropen haben etwas Tüchtiges, etwas Elegisches, etwas Schlaffes oder etwas Heroisiertes, oder nichts von dem allen, wenn sie sich, von einem Europaurlaub noch frisch, zu gesellschaftlicher Schaustellung bescheiden und die Höhepunkte ihres Daseins auf die abendliche Golf- und Tennisstunde im Klub als auf ein Ereignis legen, vor dem Tag um Tag selbst die Sonne Afrikas zu kapitulieren hat.

Ein Zwiespalt besonderer lastender Art mußte das Gemüt meiner Gastgeberin belagern. Mir schien, als ob sie nie auch nur auf Minuten sich davon freimachen konnte. Einmal, heute vormittag, da wir allein beisammen waren und längere Zeit nicht gesprochen hatten, führte sie den Blick, den sie über die Brüstung der Veranda hinaus in die blühenden Chakarandabäume verloren hatte, mit einer so dunklen Schwere in den Raum zurück, daß ich sie prüfend anschauen mußte, als ihre Augen auf die meinen trafen.

Aber diese Augen waren für die Sekunde, da sie an meinen Blicken lagen, von einem unwilligen Schatten verräterisch verdunkelt. Hastig streiften sie davon und lehnten meine Einmischung ab. Denn hinter ihnen hielt sich etwas, das niemand sehen und wissen sollte, und nun grade weiß ich es. Nun grade haben sie es verraten.

Und wer es ist, den sie liebt, weiß ich auch, da mir der verratende Unwille einen Schlüssel gab, unter dem ich jetzt Beobachtungen zusammenformen kann.

Mich fröstelte auf einmal ein wenig. Es lief nur grade so wie ein leichter kühler Atem über meine Haut. War es die Wirkung so plötzlichen Wissens? Draußen lag eine glutschwere Sonne. Ich wollte der Frau eine leise Andeutung geben.

„Mich fröstelt vor dem Unwillen in Ihrem Blick!“ bemerkte ich mit einem nachdrückenden Lächeln.

Daraufhin legte sie ihre Augen ruhig in die meinen und sagte sachlich:

„Wenn es Sie jetzt fröstelt, haben Sie Fieber!“

Ich war betreten, sowohl vor dem Ton, wie vor dem Inhalt der unerwarteten Bemerkung. Ihr Mann kam, gefolgt von dem Boy, mit den Getränken, die vor Tisch genossen hier „appetiser“ genannt werden, und der Auftritt riß ab ...

Die „Modasa“ hat die Bucht von Daressalam verlassen. Über dem palmenbehängten dünnen Streifen des Landarmes, der ostwärts sie bilden hilft, sind noch Bungalows und der deutsch gebaute Kirchturm zu sehen. Die „Modasa“ ist ein Dampfer der British India Mail, die man nach den Anfangsbuchstaben Bi Ai nennt. Sie ist kein gewöhnliches Schiff, sondern gut genug, dazu ausersehen zu sein, auf einer außerprogrammmäßigen Fahrt den englischen Kronprinzen abzuholen. Er kommt aus der Union und Rhodesien herauf nach Tanganjika. Dort hat er bei Moschi Freunde, die Familie eines schwedischen Barons, der Pflanzungen besitzt, und wird auf die Löwenjagd gehen, steht in den Zeitungen. Er ist voriges Jahr auch hier gewesen und hat in Daressalam ein großes Ärgernis erregt, als er beim Betreten des Landes sich kurz vom Gouverneur und den Beamten, die ihn in einem feierlichen Auftrieb abholen gekommen waren, verabschiedete und einem Taxameter herbeiwinkte, mit dem er sich rasch den sich biegenden Rücken entzog. Er machte dieses Ärgernis klebfest, als er zwei Tage später in einer Tennishose auf dem großen Ball erschien, den man zu seinen Ehren veranstaltete und

den ersten Tanz nicht mit der hohen Frau Gouverneur, sondern mit dem schönsten jungen Mädchen tanzte, das vorhanden war.

Man weigerte sich anzunehmen, was er mit einem solchen Auftreten zu verstehen gab: nämlich augenscheinlich, daß er den „Prince of Wales" in London gelassen habe und in Tanganjika das Leben und seine Jugend unbeschwert genießen wollte.

24. Januar.

Das Schiff ist fast leer. Ich habe mir zum Essen ein Tischchen an einem Fenster geben lassen und brauche fast einen Feldstecher, um die Gesichter der nächstsitzenden Gäste zu erkennen. Sie füllen vier Sessel am Kapitänstisch. Drei Damen gehören zusammen. Zwei: Mutter und Tochter. Die dritte, Mitte vierzig, reif, üppig, eine schöne Frau, doch nicht wie meine Gastgeberin in Tanganjika von einer eigenartigen, freudlosen, sondern von einer liebenswürdigen, leicht eingehenden Schönheit. Der vierte Mitreisende ist ein junger Mann. Die Gesellschaft ist gleich beim ersten Abendessen auf einem Ton herzlicher Vertrautheit. Wenn ich nicht gesehen hätte, daß der junge Mann erst in Daressalam eingestiegen ist, und gelesen, daß er nach Lourenzo Marques fährt und die Damen nach den Kabinenzetteln schon von London aus an Bord nach Beira unterwegs sind, würde ich ihn für einen nahen Verwandten von ihnen halten.

Aber das ist eines der Merkmale der Reisetechnik der Engländer, daß sie sofort, ohne Hemmung und Übergang mit dem Mitreisenden in Beziehungen einer herzlichen Gemeinschaft stehen, die sich ebenso leicht beim Auseinandergehen löst, wie sie rasch beim Zusammenkommen sich gebildet hat. Sie liegt mit ihren Wurzeln so flach in der Oberhaut, daß der Zwang des allzu nahen Verkehrs auf einem Schiff nie zu einer Gefahr wird.

Stoßen auf Schiffen Deutsche zueinander, so meinen sie, sie hätten sich dem Mitreisenden schwer, aber mit ihrem Tiefsten zu geben. Sie reißen sich dann wund aneinander, wenn die Unentrinnbarkeit in dem nahen Aufeinanderhocken bei langen Reisen Konflikte zwischen sie trägt.

Auf dem großen Dampfer von zwanzigtausend Tonnen sind also wir fünf die einzigen Reisenden. Das gibt das Gefühl einer fast wunderbaren Einsamkeit, die über die großen leeren Decks vor einem selber davon in den Indischen Ozean hinaus zu laufen scheint. Der liegt in einem schwarzen Blau da. Ein Südost-Monsum überstürmt ihn und stürzt sich herauf in die Decks. Wie unsichtbarer flüssiger und kalter Stahl durchbläst er den, der die Decks begeht. Man muß gleichsam gegen ihn bergan steigen, wenn man gegen seine Richtung wandert und weht stolpernd auf ihm bergab, wenn er in den Rücken bläst.

Die schöne Frau wandert auch über das Deck durch den Wind. Sie geht in umgedrehter Richtung wie ich. Wir begegnen uns immer an derselben Stelle. Ihre Kleider sind im Wind eng an ihre üppigen runden Formen angesaugt. Sie gibt dessen nicht acht. Ich sehe jetzt, daß sie übermäßig schlanke Beine hat; was man bei beleibten Frauen öfter trifft und aus dem Gegensatz heraus eine besondere Reizwirkung ausübt. Ihr Gesicht ist in den Bemühungen, den Anprall des Windes zu ertragen, zu einem entmutigend hilflosen Lächeln verkrallt.

Ich spüre in dem Wind eine gewaltsam sättigende Kühle. Es fröstelt mich. Aber ich brauche nur hinter einen Windschutz zu treten. Da hockt die Hitze Ostafrikas. Ich weiß das. Sie hat sich vor dem Monsum nur grade hinter die Ecke gestellt. Also, ich will ihr hinter der Schutzwand mal einen Besuch machen. Ja, da steht eine gut gesottene Hitze. Aber das Frösteln bleibt. Ich gebe mich ein wenig erstaunt erst der Empfindung hin und finde heraus, daß es nicht genau ein Frösteln auf der Haut ist. Eher ist es im Hirn. Eine zu enge Düse, die nicht genug vom Blutlauf einläßt, und die Folge ist fernes, sachtes, ja entkörpertes Schwanken.

Da höre ich elf glasen. Gestern war es elf Uhr, als mir jemand wider Willen ein Geheimnis preisgab, und da habe ich dieselbe Empfindung des Fröstelns gehabt wie

heute, wo es auch elf Uhr ist und wo ich dachte, die Hitze an der geschützten Stelle würde dem Kältegefühl abhelfen.

Der junge Mann sitzt mit Mutter und Tochter im Rauchzimmer. Ihr Lachen klatscht durch den Wind wie ein Fetzen zu mir.

Die schöne üppige Frau gibt mir, als ich zum Lunch in den Speisesaal komme, ein „smile“, das heißt jenes Lächeln, das bei englischen Damen die Zeremonie der Erlaubnis, sie fortan grüßen zu dürfen, bedeutet. Ich bin mir gewiß, daß ich diese Gunst durch die gemeinsame Bergsteigerei über das Deck im Monsum erworben habe.

Barfüßige Inder in filmmäßig hergerichteter Landestracht tragen ein Essen auf, das dem, der vom Essen etwas weiß und nicht gleichgültig dagegen ist, nicht schlecht, sondern schlankweg grotesk vorkommt. Die Hauptsache englischer Eßkunst besteht im Schema starr festgelegter Speisenfolge. Die Ordnung des Menus ist alles. Die Sache selber nebensächlich. Als „Frische Fische“ wird eingesalzener Stockfisch hingestellt. Der hochtrabende Titel einer Speise „Nabob-Curry“ läßt an indische Märchengerichte denken, deckt aber nur einen Pantsch aus Reis, in dem Currysoße und Rosinen einen barbarischen Zwieklang veranstalten. Das wunderbarste Gericht aber heißt „Pillau of fowl“ — Geflügelreis. In einem geformten Reisklumpen treiben sich fünf oder sechs gekochte Mandeln herum, zwischen denen sich entfleischte Hühnerknochen verstecken, und das Ganze ist mit einer Soße durchtränkt, die aus passierten Zwiebeln und Backpflaumen gemixt ist.

Ich erwartete immer, daß die indischen Bediener in Lachen ausplatzten, wenn sie mit ihren blattmagern Händen und der gespreizten Feierlichkeit von halb erwachten bronzenen Bodhisatvas die Gerichte hinstellten. Aber sie hielten Gesichtszüge und Augen in einer geradezu kummervollen und emsigen Spannung. Man hat sie zu Maschinen des Bedienens ausgebildet, so wie die Bodhisatvas Maschinen des Glaubens sind.

Die Fenster des Speisesaals waren vor dem Monsum geschlossen, und die Luft lag in dem niedern Raum als ein eingedickter Brei von Hitze. Ich hatte eine unmäßige Gier nach kaltem Getränk. Gestern war das Bier lauwarm gewesen. Ich habe es dem Obersteward, einem Engländer, gesagt und mahne ihn heute gleich bei der Bestellung. Die Flasche, die gebracht wird, ist wieder lauwarm. Ich sage dem Obersteward: „Mein lieber Obersteward, ich liebe den Braten warm und das Bier kalt!“

„Was wäre natürlicher, Mr. Jacques“, antwortete er und bringt mit schmelzendem Lachen eine neue Flasche, die genau so lau ist wie die abgelehnte. Auf eine neue Beschwerde hin füllte der Obersteward eigenhändig mein Glas halb mit Eis und halb mit Bier, und nun konnte man das Getränk als geeistes Bierwasser überhaupt nicht mehr trinken. Weiteres kann ich nun nicht mehr gegen den Gentleman unternehmen, der mit einem selbstzufriedenen Lächeln wieder seinen Posten an der Tür bezogen hat, von dem aus er die Bedienung der leeren Plätze gönnerisch kontrolliert.

25. Januar.

Beim Durchschweifen der untern Decks stoße ich auf einen hohen Haufen mächtiger Elefantenzähne. Sie lagerten nackt und aufgeschichtet in einem Winkel, in der fast mannshohen machtvollen Schweifung der Form verzauberte Halbmonde aus einem weißen Himmel. Die schwere uralte Schönheit des Begriffs Elfenbein, in allen Altern und Kulturen Exponent von Kunst, Luxus, Materialgüte, ja fast Tabu der Augenlust, Zwilling zu dem Wort: Gold, ist mir nie so eingegangen wie bei dem unerwarteten Anblick dieses verschwenderisch großen Haufens in Naturzustand gelassener Stoßzähne . . .

Doch die fruchtbare Wohligkeit, mit der das Bild meine Phantasie anregte, verwischt, als ich durchs Rauchzimmer gehend auf einer Uhr sehe, daß es bald elf war. Auf einmal war ich einer zagen Ängstlichkeit hingegeben. Ich wartete drauf, daß um elf Uhr das Frösteln wiederkäme.

Es kam. Ich weigere mich, einen Schluß daraus zu ziehn, warte noch morgen ab. Wenn es auch dann kommt, so muß ich mich entschließen, zu glauben, daß ich wieder von den Tropen gezeichnet bin. Malaria. Ich trinke mich zunächst mit Whisky über die schwankende Entschlußkraft weg. Die schöne üppige Frau lächelt beim Vorbeigehn. Ihr Lächeln ist Anteilnahme, bringt mir eine fast fiebrige Wärme ins Gemüt. In einer nicht mehr natürlichen Erregung arbeiten meine Vorstellungen, zugleich mit der düstern Frau in Tanganjika, ohne daß es ihnen gelingt, ihr Bild in Ruhe zusammenzufassen.

Übermorgen sind wir in Beira, von wo ich nach Rhodesien reise, nach Salisbury zunächst. Ich bin eingeladen dort bei Amélie. Sie hat einen englischen Beamten geheiratet, und ich habe sie seit 1902, als ich nach Deutschland zur Universität ging, nicht mehr gesehn. Damals war sie noch ein Kind. Schon seit Jahren habe ich diesen Besuch bei ihr in Salisbury ausgemacht. Wie teuer diese Küstenreisen sind! Für die vier Tage von Daressalam bis Beira kostet die Passage zweihundertsechzig Schilling. Unverschämte Ausnützung. Die Tropenleute müssen viel Geld verdienen, daß sie sich das trotz der Konkurrenz der Linien gefallen lassen.

Ich muß mir den Mantel über die Knie legen. Wieder lächelt die üppige Frau. Soll ich auszudenken wagen, was ich tun muß, wenn es morgen um elf Uhr wiederkommt und die Gewißheit gibt, daß ich Malaria habe? Fünfzehn Jahre hatte ich keine mehr. Meine letzten Reisen blieben davon verschont. Ich habe von Daressalam an Amélie gedrahtet, daß ich am 28. Januar in Salisbury ankommen werde. Wenn ich mit Fieber hinkomme! Wenn es geht, wie damals in Australien, daß mir das Fieber die Reise zerschlägt! Ich weigere mich, Fieber zu haben. Ich könnte mir ja ein Thermometer geben lassen und mich überzeugen. Das ist ein außerordentlich einfacher Gedanke. Aber nur scheinbar. Denn seine Ausführung könnte die Glasglocke einschlagen, die ich mit der Hoffnung, das Frösteln sei die Folge anderer körperlicher Zustände, um mich baue.

26. Januar.

Ja, also! Elf Uhr, es ist wieder da. Ich hadere mit allen Geistern, die bisher mit mir waren. Aber ich kann nicht anders: ich werde mich nicht drum kümmern. Es fällt mir nicht ein, mir die Reise zertrümmern zu lassen. Zwei Dinge warten, die ich haben muß: die Ekstase der Natur in den Zambesifällen bei Livingstone voll geologischen Geheimnisses und das unlösbare Rätsel von Salomos Goldstadt Zimbabwe. Und Amélie natürlich! Ich spiele verliebt mit Erinnerungen an sie. Schönes, langes, hellhäutiges Kind. Ihre Augen ... von langen Wimpern umsternt, grün ... Eselei ... Das war vor dreißig Jahren. O Gott, könnte ich jetzt die Last abwälzen, daß ich von Fieber bedroht bin! Immer aus dem Negativen kommt das Wissen um das „Ja!" Ich schmecke jetzt geradezu auf der Zunge, wie gesegnet, wie von Glück begnadet ich wäre, wenn keine Krankheit mir die Reise störte; wenn ich diesen Weltteil, in dem ich nun seit drei Monaten reise, unbeschwert in den Besitz meiner Phantasie nehmen könnte.

27./28. Januar.

Nach Mitternacht. Ich habe durch „Protektion" ein Schlafwagenabteil für mich. Der Zug, in dem ich seit sechs Stunden sitze, keucht in einer hellen Nacht den Amatongas-Urwald hinauf. Bäume von fünfundsiebzig Meter Höhe, Löwen und Elefanten sind in ihm. Er liegt im östlichen Steilsturz des afrikanischen Rand- und Tafelgebirges.

Jetzt erst kommt mir zum Bewußtsein, daß ich die verhängnisvolle Stunde um elf Uhr Vormittag übersehen haben muß. Ich habe keinerlei Erinnerung an sie. Wäre es möglich, daß sich das Fieber im Bewußtsein einfach hätte übergehen lassen ... Hirn und Einbildungskraft wären in dem Erlebnis der Stadt so stark gespannt gewesen,

daß ich über den Zwang, das Auftreten des Fiebers zur Kenntnis zu nehmen, hinweggeglitten wäre, so wie das Ohr das Schlagen einer Uhr überhören kann, wenn andere Sinne das Nervensystem so stark beschäftigen, daß diese das Gehör nicht zu seinem Recht kommen lassen.

Mir war nämlich sozusagen die Führung dieses Tages aus der Hand genommen worden. Ich war, wie in eine Woge, in eine Gastlichkeit geraten, von der ich mich hintragen lassen mußte. Es blieb für mich selber keine Zeit.

Dem denke ich nun in einer beschwingt bewegten Schlaflosigkeit nach, die von einer glücklichen Unruhe erfüllt ist. Die Hitze, die mit dem Wahnwitz der Blindheit die Stadt durchstochen und in dem Abteil des Wagens, der den ganzen Tag im Bahnhof in ihr gestanden, zu einem dampfigen Mus verkocht auf mich gewartet hatte, ist abgewichen.

Ich stehe, Triumphator über ihr und dem Fieber, zwischen dem Nachgeschmack der portugiesisch angefärbten Küstenstadt Beira und dem Vorschmecken des Wiedersehens mit Amélie in Salisbury. In zwölf Stunden wird es stattfinden. Das Erwarten dieses Wiedersehens erfüllt mich in Schwälmen mit einer Süße, die von Wehmut durchseucht ist. Es trägt die Erinnerungen unserer gemeinsamen kleinen und schwermütig geliebten Heimat in die Randlosigkeit der Fremde dieses Erdteils, die gedämpfte Sonnigkeit klein beisammenhaltender Tälchen in seine Grelle, Weite und Schwärze, die Mäßigkeit seines vom Golfstrom beatmeten Klimas in das Unmäßige der Tropen.

28. Januar

Als der Zug im Bahnhof von Salisbury einlief, lehnte ich mich weit zum Fenster hinaus. Werde ich sie erkennen? Sie mich? Dreißig Jahre! Der Teufel. Hundert Menschen standen da, Männer, Frauen, Weiße, Neger, Inder. Es vergehn Minuten. Keine Frau macht Anstalten, aus dem Menschenrudel herauszueilen, gegen mich winkend eine Hand, zulachend zwei große, von langen Wimpern umkränzte grüne Augen zu erheben. Jetzt auf einmal erinnere ich mich an die übermäßige Feinheit ihrer Nase. Ich bin von einer ungeduldigen Angst besessen, Amélie könnte nicht da sein, es könnte nicht mit ihr das so innig zwischen Schwermut und süße Erwartung gelegte Wiedersehen geben. Oder ... ich fühle den Stich eines Schmerzes in der Brust: wir erkennen einander nicht wieder ...

Da brachte der Schaffner einen kleinen Herrn, das Gesicht von scharfem englischem Schnitt unter einem Tropenhut, in mein Abteil. „Da ist der Herr!" hörte ich den Schaffner sagen.

Der andre trat auf mich zu: „Oh, Mr. Jacques, ich bin betrübt. Amélie ist im Seebad unten an der Küste bei Durban. Ich bekam erst gestern Ihr Telegramm. Aber ich habe gleich hinabgedrahtet."

Es war ihr Mann. Er war in Begleitung eines Freundes, des Mr. Philpott, der grade bei ihm wohnte, und wir fuhren gleich zum Bungalow hinaus, das weit vor der Stadt in völliger Einsamkeit liegt. Ich bin von einer traurig machenden Enttäuschung angefüllt. Amélie ist in einem der neuen Seebäder zwischen East-London und Durban und kann vor sechs Tagen nicht hier sein. Harry Giles ist vom ersten Augenblick an von einer feinen Kameradschaftlichkeit zu mir. Er vertritt Amélie aufs Natürlichste und Selbstverständlichste. Wir haben zu dritt mit Philpott auf der in Drahtgaze eingesponnenen Veranda einen Cocktail vor dem Nachtessen getrunken, der von der Tageszeit, in der man ihn zu sich nimmt, den reizenden Namen „sundowner" trägt — der Sonnenuntergängler. In Wirklichkeit ging auch am Beginn der Trinkzeremonie hinter dem Hügelzug jenseits des Tals die Sonne unter.

Weshalb aber findet die liebenswürdige Bereitschaft, mit der Harry mir begegnet, keinen Gegenklang bei mir? Ein prächtiger Kerl, in meinem Alter, ein beflissener Gastgeber, voll natürlicher Bereitwilligkeit — und ich sperre mich gegen ihn?!

29. Januar.

Harry fährt jeden Morgen in sein Büro. Er ist Manager in einer großen Gesellschaft. Philpott will mir Salisbury zeigen. Wir fahren also mit zur Stadt. Was hätten wir auch in dem entlegenen einsamen Bungalow angefangen! Ich nehme die Leica mit. Der Tag hat mit einer bedenkenlos heißen Sonne begonnen. Aber kein Vergleich mit der Hitze Beiras. Salisbury liegt auf eintausendvierhundertfünfzig Meter Höhe im trockenen Binnenland. Es ist genau vierzig Jahre alt, und wir kommen in den Teil der Geschäftsstadt, der mit dem Lineal auf das Reißbrett der ebenen Fläche gezogen ist. Kolonnaden mit Eisensäulen decken die Sonne vor den Schaufenstern der Läden ab. Tausend Autos parken, in langen Reihen nebeneinander geschichtet, durch die breiten Straßen.

Philpott führt mich zu einer Auslage, die mir als etwas Märchenhaftes vorkommt. Es stehn gerade einige Neger in zerschlissenen europäischen Kleidern vor den großen Fenstern. Sie merken unsere Absicht, vor dem Geschäft stehn zu bleiben, und drücken sich gleich davon, schlendern träg weiter. Es ist die Auslage einer Minenagentur, die die Ankäufe von Schürfrechten oder von schon in Betrieb stehenden Minen vermittelt. Hinter den zwei großen Schaufenstern liegen auf weiß lackierten Gestellen, übersichtlich nebeneinander geordnet, Proben sämtlicher Bodenschätze Rhodesiens. Ich habe die Namen abgeschrieben, wie sie an den Erzproben angeschrieben sind. Hier sind sie: Thorium, Bismuth, Magnesit, Turmal, Blei, Zinn, Graphit, Kupfer, Beryl, Antimon, Zyanite, Asbest, Chromerz, Diamanten, Kohlen, Glimmer, Arsen, Wolfram, Silber, Vanadium ... und auf einer Schüssel in der Mitte aus dem Ganzen herausgehoben: Gold!

Welcher Reichtum! Einundzwanzig Arten! Für wieviel mehr Menschen noch Materie auf der Erde vorhanden ist, wenn es die Absicht der Schöpfung wirklich sein sollte, der Erde den Menschen als Sachwalter bestellt zu halten.

„Gold!?" sag ich der Schrift auf dem Schildchen in der Mitte nach, ein wenig verführt von dem Tabu, das diesen Begriff umstrahlt.

„Nicht bedeutend!" bemerkt wurstig Philpott. „Zu viel Kleinbetrieb, wissen Sie. Wie verhalten Sie sich zu einem ‚Drink'?"

Und als wir in einer Bar am Tisch vor einem Glas Bier standen, bekam ich wieder einen leisen Anfall von Kälte und Schwindel. Ich schlag mit dem Knöchel auf die Zinkplatte. Philpott schaute mich fragend an. „Recht gutes Bier!" sag ich ausweichend. Denn ich habe einen Gedanken gehabt und im selben Augenblick einen Plan gefaßt. Doch darf Philpott oder gar Harry nichts davon wissen.

Ich will von dem Fieber sozusagen davonreisen. Jetzt bin ich sicher, daß ich wieder Malaria habe. Ich muß es drauf ankommen lassen, ob sie mit mir läuft oder ich mit ihr laufe. Deshalb werde ich morgen die Rundreise zu den Viktoriafällen und nach Zimbabwe beginnen, bevor Harry merkt, daß ich Fieber habe, was ihn gewiß veranlassen würde, mich nicht reisen zu lassen. Denn unbedeckte Köpfe und eine Temperatur schon von 37,9 gehören in Afrika zu den großen Schrecken. Ich werde Harry davon überzeugen, daß ich die Zwischenzeit zu Amélies Ankunft so am besten verwende.

Dieser Entschluß hilft mir über die böse Auflehnung gegen die Drohungen des Fiebers. Ich trinke noch ein Bier. Dann schleppt Philpott mich ins Museum. Da sei ein deutscher Präparator. Er sei schon lang da und auch den Krieg über geblieben. Es sei niemandem eingefallen, ihm etwas anzutun. Er sei tüchtig.

Den Präparator als Dokument englischer Duldsamkeit finden wir nicht mehr vor. Er sei vor zwei Jahren gestorben. Aber ich sehe die ersten Funde aus Zimbabwe. Es ist nicht viel, ja eine kleine Enttäuschung. Ich muß mich zusammennehmen und den Anfall eines allerdings leichten Schüttelfrostes überwinden. Ich bücke mich tief über den Glaskasten mit persischen und chinesischen Scherben, Golddrähtchen, einer

winzigen Astartedarstellung, ebenfalls aus Gold, und kralle die Hände um die Kanten. So geht's. Philpott merkt nichts. Hält es gewiß für übertriebene Sehbegier.

Wir lunchen später mit Harry in einem Lokal, das eigentlich eine Konditorei ist, und da kommt draußen ein von vierzehn Eseln gezogener Wagen vorbei. Er wird überholt von einem Lastauto und während der Dauer, die er mir im Gesichtsfeld bleibt, von zehn oder zwölf Personenwagen. Hinter ihm schnauft ein schwerer Traktor her. Aber nichts von der Schnelligkeit oder der Größe der Maschinen ist so sehenswert wie die Feierlichkeit der vierzehn Esel, die paarweise hintereinander gehn.

An einer der Eisensäulen, die das Vordach des Hauses tragen, lese ich auf einem Emailschild: Import Compagnie für Minen-Sprengstoffe. Das Fieber ist langsam von selber gewichen. Harry ist mit meinem Plan einverstanden.

Nachmittags zu Hause verbringe ich Stunden damit und habe alle Künste meiner großen Fahrplan-Erfahrenheit anzuwenden, um mir die Verbindungen und Reisegelegenheiten zusammenzustellen. Ich habe dabei unter anderen drei verschiedene Bahnlinien zu benutzen, und sie fahren nicht jeden Tag und gehn nie in Übereinstimmung miteinander. Man sollte sagen, daß grade die Engländer, die in den weiträumigen Gebieten ihrer Kolonien auf ausgedehnte Aufenthalte in Zügen angewiesen sind, sich das Reisen leicht machen. Aber das tun sie nicht, und sie nehmen von der Bahn sowohl die schrecklichsten Verbindungen hin wie auch ein Unterkommen in den Wagen, das nicht die geringste Anstrengung macht, die langen Fahrzeiten angenehm zu gestalten. Die Schlafwagenabteile sind für vier Reisende, außerordentlich puritanisch und eng, werden nicht recht sauber gehalten, Nachteile, die im afrikanischen Klima verstärkt beschwerlich sind. Drahtliche Vorbestellungen auf zu belegende Plätze findet man selten ausgeführt. Das weiße Personal ist undiszipliniert und wenig höflich, und das Schmiergeld ist ein Zwang, an dem ein Reisender, der den bescheidensten persönlichen Wunsch hat, nicht vorbeikommt. Die „Einrichtung" beherrscht überall die Menschen, nicht die Menschen sie.

Mir scheint, die Engländer haben den ersten Zustand des Aufenthalts in Kolonien mit seinem Zwang zu Anspruchslosigkeit, zu Bedürfnislosigkeit einfach bewußt als eine Einrichtung beibehalten, die einen nationalen Charakter angenommen hat. Gehst du in die Kolonien, so ist es so und nicht anders! Denn diese Bescheidenheit der Anforderungen an die Umgebung findet man nicht nur in den Bahnen, sondern ja auch im Haus des Kolonialengländers. Alles ist dürftig und einfache Notwendigkeit. Der Aufenthalt ist ein Provisorium, ein vorübergehender Zwang, und sein einziger Zweck ist der Reiz zu der endgültigen Rückkehr nach Merry old England, wenn man die vorbestimmte Zeit in der Kolonie abgesessen hat.

Beim Sundowner versuche ich, von Harry eine Bestätigung dieser Auffassung zu bekommen, sage ihm, daß das, was an seinem Bungalow wohnlich ist, von Amélie stammt, die keine Engländerin ist.

Er antwortet nur: "That's so!" mit einem Ton des Erstaunens, daß es ihm jetzt erst eingeht.

Philpott belegt es nur: er sei ja nur vorübergehend als Gast von Mr. und Mrs. Giles in Salisbury und wohne seit vierzehn Jahren in einer als Hotel dienenden Baracke an der Grenze von Portugiesisch-Ost. „Und", sagt er, „um meine Löwen da zu schießen, ist mir die Eisenbettstelle in der Holzkammer komfortabel genug."

30. Januar.

Harry Giles und Philpott brachten mich um halb zwölf zum Zug, und wir waren viel zu früh, standen lange herum. Ich hatte auf einmal hohes Fieber und durfte es nicht merken lassen. Kaum konnte ich noch auf den Beinen stehn. Ich sagte, ich wollte mir noch etwas besorgen, ging ins Bahnhofsrestaurant und stürzte zwei Flaschen Mineralwasser gegen den höllischen Durst hinunter, ohne daß er gelöscht wurde. Aber

ich konnte sitzen, doch wenigstens den Kopf über den Tisch auf die Arme legen, um über den Zustand Meister zu bleiben. Wenn ich nur erst im Zug säße!

Es sei ein Abteil für mich allein belegt, sagte mir Harry, als ich nach einiger Zeit zurückging. Er habe das gemanaged ... Und das stimmte auch. Als der Zug vorfuhr, hing an dem einen Fenster ein Zettel mit dem rätselhaften Wort: Comfortable. Dahinter war mein Abteil.

Der Zug durchfährt ein Land, das mir eine Spannung gibt, in der ich die Einwirkung des Fiebers lange bewältigen kann. Es ist wohl überall mit flachen Weiden bedeckt. Aber in ihnen treiben sich, soweit man über das Land sieht, steinerne Erscheinungen herum, von gewaltsamem Aussehn, eine anders wie die andre. Es sind die letzten Bröckel von Gebirgen, die durch uralte Verwitterungen abgetragen worden sind. Da hocken als Rest eines Berges ein paar Riesen, die sich starr gegeneinanderlegen. Ihre Körper sind haushohe Knäufe, auf der Hobelbank der Regen und Stürme von Jahrzehntausenden gedreht.

Die Weiden schwimmen weiter bis zu einem als Stein erstarrten Wasserfall. Er stürzt kirchturmhoch herab aus dem leeren Himmel und ist von den Griffen urhafter Orkane zerfetzt. Der versteinerte Fall ergießt sich in ein Meer von Geröll, das weithin durch zwanzig- bis dreißigtausend Jahre Sieger über Humus und Gras bleibt. Viele Termitenhügel sind dazwischen aufgebaut und sehen aus wie ein Zug Erderhebungen auf der Wanderschaft. Einmal fahren wir in einen hinein. Er ist so mächtig, daß die Bahn sich hat einen Kanal hindurchschneiden müssen und die Wände dieses Kanals beiderseits die Wagen überragen.

Eine halbe Stunde weiter ist ein Gebirg als Tore zu einem Felsentempel erhalten, und der Tempel ist die Luft, ist das von einem unsagbaren Zauber gewebte hohe Licht der afrikanischen Hochebene. Vor dem Tor erhebt sich ein Adler. Er hat eine Schlange gefangen, die er in starr nach unten gehaltenen Krallen davonträgt. Die Schlange schlägt sich wie eine lebendige Peitsche von unten herauf, mit dem Schwanzende gegen ihn. Er scheint es nicht zu merken. Bös eilt er in die Höhe.

Sooft ein Bahnhof kommt, lese ich auf einem abseitsstehenden Häuschen, in dem sich die Bedürfnisanstalten für farbige Reisende befinden, zwei Wörter, die mein Ohr verzaubern: Abafazi ... Amadoda ...

Ich passe sie dem Rhythmus der Fahrgeräusche der Bahn an, und sie schwellen in eine große Symphonie aus, diese Worte, die auf Deutsch nichts andres heißen wie Männer ... Frauen.

Doch sie werden mir wie mit einem Schlag im Mund zertrümmert. Ich muß mich auf einmal meinem Zustand ergeben. Ich vermag gegen die Fieberwellen nicht mehr aufrecht zu sitzen. Das Erscheinen der Dinge außerhalb des Zugs fährt wie mit Messern bohrend durch meine Augen. Der Zug wirft und stößt mir das Hirn wund. Jetzt geht's los. Bis zum heutigen Anfall waren nur leise Mahnungen gekommen. Ich gehe mit unflätigem Gefluch gegen meinen Zustand an, betrommle mit den Fäusten den von Fiebern taumelnden Kopf, als könnte ich sie mit dem Einsatz eines brutalisierenden Willens herausschlagen, die die Fortsetzung meiner Reise bedrohn ... Wann die Fieber weggingen, weiß ich nicht. Ich bin schließlich eingeschlafen.

Als ich erwachte, hatte ich einen freien, wenn auch daunenweichen Kopf. Ich erwachte dran, daß die Tür geöffnet wurde und eine Stimme hereinschrie: „Dinner ready, Sir!" Die Tür schoß wieder zu. Ich wusch mich und ging in den Speisewagen. Es war wunderbar. Draußen schon die Nacht. Viele Menschen mit lebenslustigem Geklapper an den Tischen. Hunger und Freude aufs Essen. Ich trank einen südafrikanischen Wein, „Drakensberger", ein Name, der hier angewandt, einem lachen machte und zugleich Schwärme von Rheinerinnerungen in die Luft der Phantasie warf, Fluten von Dingen hochtrieb, die mir als Student in Bonn vergangen waren. Von dem Anfall war mein

Gemüt wie ein gepflügter Acker locker und samenempfänglich. Der Besitz des Lebens war von einer klingenden, süßen Tiefe und fand einen musikalischen Ausdruck in den beiden Klängen: Abafazi ... Amadoda ... die ich nicht müde wurde, zu unendlichen Melodien in mir zu verspinnen.

An meinem Tisch sitzen noch zwei Männer. Ich achte nicht besonders auf diese Tischgenossen, ja, ich bemühe mich, sie zu übersehn, um nicht von ihnen bemerkt und etwa angeredet zu werden. Zu diesem Zweck lege ich auch ein Buch vor mich, in das ich mich jeden Augenblick vor einem Wort von außen flüchten könnte. Es war Boeckmanns „Kampf im Süden". Ich bin ja wie nach einer wunderbaren Rettung in einer aufs eigene Innere versessenen Weise von mir selber befangen, verstrickt in mir selber.

Es sprach mich auch niemand an, und auch gegeneinander blieben die beiden andern stumm. Darin lag die Fortsetzung von Reiseerfahrungen mit Engländern. Sie sind für einen Reiseplausch gleich und ausgiebig locker, achten aber in derselben Bereitwilligkeit das Verweigern eines solchen durch den Mitreisenden, der sich verschlossen zeigt, und üben dann diszipliniertest Selbstenthaltung.

Es waren zwei wundervolle, wie auf Rausch und Traum getragene Stunden, die ich in dem von Plappern, Klappern und dem donnernden Schwingen des Zugs bis in den letzten Spalt angefüllten Speisewagen zubrachte, so schweigsam nach außen doch im Innern lustvoll hochgeworfen in meine Reise ins Herz Afrikas hinein.

(Schluß folgt)

PAUL FECHTER

Trägheit des Denkens

I.

Vor ungefähr einem Menschenalter gab es in Deutschland ein sehr starkes, sehr allgemeines naturwissenschaftliches Interesse. Die Namen Haeckel und Darwin waren geradezu populär: von der „Entstehung der Arten" bis zur „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" wurde alles verschlungen, was sich mit Abstammungslehre und Entwicklungstheorie beschäftigte. Selbst die Energetik Wilhelm Ostwalds bekam noch etwas von diesem neugierigen Zeitanteil an der Enträtselung der Weltgeheimnisse mit.

Denn die Wißbegier der Zeit und ihr Bedürfnis nach gewußter Ordnung der Welt machte nicht beim Menschen und seinen Affenahnen halt: der Entwicklungsgedanke führte ganz von selbst nach rückwärts über die noch unbelebte Erde in das Reich der Kosmogonien. Der beglückende Rausch des Aufgefädeltseins auf den endlosen Reihfaden der Zeit wuchs ja gerade aus der Vision eines geschlossenen Nacheinander vom Weltennebel bis in das friedliche Familienzimmer, in dem diese Erkenntnisse von Vater mit Begeisterung verschlungen, von Mutter mit einigem Gruseln und einer Dosis weiblicher Skepsis gegen den ganzen männlichen Wissenschaftsbetrieb entgegengenommen wurden. Das naturwissenschaftliche Interesse reichte nicht nur vom Menschen bis zur Urzelle; es ging zurück bis zum Anfang der Welt und der Zeit überhaupt. Je größer die Räume, je höher die Zahlen der Lichtjahre, desto angenehmer das Erkenntnisgruseln vor den gelösten Welträtseln. Physik und Astronomie berührten sich mit der belebten Welt in der Entwicklungsgeschichte und empfingen von ihr aus soviel Beziehung auf das Leben, daß die Aufgaben, die sie dem Denken wie dem Wissen stellten, gern hingenommen und wenigstens angedacht wurden. Es war, als ob noch einmal vor dem Beginn der großen Spezialisierung auch für das Publikum

die Gesamtheit der Wissenschaften wie in den Tagen des großen Leibniz in Eines zusammengesehen wurde – wenigstens von den durch Fachwissen Unbeschwerten. Das Saeculum historicum endete als Jahrhundert der Naturwissenschaften fürs Volk: das Geschlecht unserer Väter erlebte in den letzten ruhigen Bürgerjahrzehnten vor der großen Katastrophe die Sensation einer völlig durchleuchteten Welt. Organisches und Anorganisches, Astronomie und Geschichte der Welt als werdende wuchsen in eines: der Makrokosmos und der Mikrokosmos beugten sich den Gesetzen der klassischen Mechanik, aus der mit einigen unbemerkt bleibenden Gewaltakten die ganze Welt vom „Es werde" bis zum elektrisch angeknipsten Licht ohne Sprünge Schritt für Schritt abzuleiten war. Für soviel wissenschaftliche Erleuchtung konnte man schon die Aufgabe des Lesens und die paar Formeln, die es dabei zu schlucken galt, auf sich nehmen.

Das ging so etwa bis 1900. Um die Zeit begann der neue Einbruch der Philosophie, die man bereits glücklich erledigt geglaubt hatte, in das bürgerlich-monistische Weltgebäude, und begann der neue Vormarsch der Physik. Die Philosophie, immer noch merkwürdig vital, brach aus Vater Haeckels schönem Prachtbau die Fundamente, und das Gebäude fiel mit lautem Krachen zusammen; die Physik mit Planck, Willy Wien, Rutherford an der Spitze, ging aus dem unendlich Großen ins unendlich Kleine, und auf einmal, fast unheimlich rasch, war das ganze Riesenluftschloß eine klägliche Ruine. Die Lösung der Welträtsel erwies sich als Illusion: man brauchte nicht mehr nur genießerisch letzte Ergebnisse entgegenzunehmen, sondern sollte wieder, wofern man überhaupt teilhaben wollte, am Rande der Probleme mitdenken, mitarbeiten. An die Stelle der bequemen wirklichen oder angeblich wirklichen Tatsachen traten wieder unbequeme Aufgaben, die Forderungen stellten; aus der sicheren Gewißheit wurden neue Probleme, die so oder so eine geistige Stellung und geistige Arbeit forderten.

Zur Erfüllung dieser Forderung aber hatte die Zeit wenig Neigung; denn das stand in direktem Widerspruch zu der Art und Weise, in der sie bis dahin an den Sensationen des Wissens um die Natur teilgenommen hatte. Das eben noch so gesteigerte naturwissenschaftliche Interesse versank sehr rasch, verschwand im Nichts, als man ihm statt fertiger Resultate Denkaufgaben stellte. Es wurde nicht etwa abgelöst von einer Teilnahme an den neuen Forschungen und Ergebnissen der exakten Wissenschaften; es verwehte überhaupt, wenigstens was die weiten Kreise, das ganze große gebildete und halbgebildete Publikum anging. Das wollte Sicherheit, nicht ein Vielleicht, wollte Gaben, nicht Aufgaben; es wandte seine Neigung von der Lebens- und Weltanschauung wieder auf das Leben, auf die Welt als solche. Das Tier, das isolierte, außerhalb aller Entwicklungsreihen stehende, trat seinen Siegeszug an, im Tierbuch, in der Photographie – und der Mensch selbst, an sich, nicht nur als Glied einer endlosen Entwicklungskette, wurde sich von neuem interessant. Das Ideelle, Denkerische, das in Resten selbst noch im primitiven Monismus der Haeckelzeit gelebt hatte, versank, vielleicht aus einer Enttäuschung; übrig blieb das Anschauliche, das Einzelwesen, die Biologie, wie man jetzt sagte.

Man sieht das sehr deutlich an den verschiedenen Auflageziffern, die heute Bücher berichtenden, darstellenden Inhalts neben solchen mehr spekulativer, weltanschaulicher Wissenschaftlichkeit haben. Ein Beispiel geben etwa die Schriften Bengt Bergs und die von Sir Edvard Jeans. Bengt Berg, der von den letzten Adlern und von seinem Freund, dem Regenpfeifer berichtet, wird in Tausenden von Exemplaren verschlungen, weil er Tatsachen, Endgültiges gibt. Jeans, der das Riesendrama des Kosmos im Großen wie im Kleinen, im Weltraum wie im Atom mit einer unheimlichen Spannung hinstellt, findet kaum Leser, bleibt in den ersten Auflagen stecken. Er interessiert nicht, wenigstens die Deutschen nicht. Seine englischen Landsleute haben seine Bücher in den ersten Wochen in vierzig-, fünfzigtausend Exemplaren gekauft, so daß sich hier auch noch ein sehr interessantes völkerpsychologisches Problem auftut.

II.

Die Frage ist: was ist hier vorgegangen? Sie ist schwer zu beantworten, zumal wenn man das englische Gegenbeispiel vor Augen behält. Die Zeit hat bei uns offenbar im letzten Menschenalter eine andere Wendung genommen als bei den andern, und ein verlorener Krieg absorbiert wohl auch mehr Kräfte vom Geistigen fort auf das Reale hin als ein gewonnener. Wer sich dreißig Jahre lang für Embryonen und Protozoen interessiert hat, für Phylogenese und Ontogenese, mag, wenn deren schönes Weltordnungsschema ins Wackeln gerät, nicht gleich hinterher noch dazu auf dieselbe Gefahr hin an Jonen und Wellen, Koordinaten-Transformationen und Atommodelle herangehen. Das Organische hat vor dem Anorganischen immer etwas vorausgehabt und hat diesem jetzt offenbar gar nichts mehr übrig gelassen. Das Anorganische interessiert wahrscheinlich am meisten immer dann, wenn es sich am Anfang oder am Ende wieder dem Organischen verbindet, als seine Vorstufe oder als sein Endergebnis auftritt. Wenn die Mechanik der Atome eines Tages dazu führt, daß aus ihren Konstellationen irgendwo das erste Stückchen Leben, das erste primitive Protoplasma sich ergibt, so interessiert das genau so, wie wenn etwa bei Fechner die Welt des Anorganischen zum starren Friedhof des durchgelebten Organischen wird und Atomistik und Astronomie in gleicher Weise ans eisige Ende der Lebenswelt rücken. Für sich selber genommen aber sind Chemie und Physik im Einzelnen zwar interessante Forschungsgebiete, die jedoch ohne direkten Bezug auf das Leben, vor allem auf das des Menschen, und damit abseits der Bezirke verbleiben, von denen sich die Neugier unmittelbar gereizt fühlt.

Das ist indessen noch nicht alles. Es kommt hinzu daß von heute aus gesehen eine ganze Anzahl von Generationen bereits nicht mehr die Voraussetzungen mitbringt, die für das Aufnehmen und Mitleben der neuen Entdeckungen und Erkenntnisse in den Gebieten der exakten Wissenschaften notwendig sind. Früher, etwa bis 1900, lernte man auf Gymnasien und Realgymnasien gerade so viel von Physik und Chemie und höherer Mathematik, um nachher ohne allzuviel Mühe und Arbeit selbst auf den Hochschulen mitkommen und die wichtigsten neuen Ergebnisse wenigstens im Umriß verfolgen zu können. Der Anschluß war noch gewahrt; gerade der aber riß um 1900 etwa ab. Die Schulen blieben im wesentlichen bei dem stehen, was sie immer gegeben hatten, fügten höchstens ganz leichte Aufbesserungen hinzu, weil sie einfach nicht mehr geben konnten. Die Forschung aber begann gerade um die Jahrhundertwende in einem Tempo davonzurasen, das jedes Einholen, wenn man einige Zeit zögernd zugesehen hatte, unmöglich machte. Plancks Quantenhypothese und Einsteins Relativitätstheorie, die Arbeiten von Niels Bohr und de Broglie, von Schrödinger und Heisenberg haben in dem einen Menschenalter von 1900 bis heute zwischen die Naturwissenschaften und die Voraussetzungen, die auch der interessierte und gebildete Mensch mitbringt, eine Kluft gelegt, die im Sinn des alten Anteilnehmens kaum mehr zu überbrücken ist.

Man erlebt diesen Vorgang wieder einmal sehr deutlich, wenn man ein kleines Buch durchsieht, das vor kurzem erschienen ist: Krise und Neuaufbau in den exakten Wissenschaften (Franz Deuticke, Leipzig und Wien). Es enthält fünf Wiener Vorträge von Mark, Thirring, Hahn, Nöbeling und Menger: über die Erschütterung der klassischen Physik durch das Experiment und über die Wandlung des Begriffssystems der Physik, über die Krise der Anschauung, die vierte Dimension und den krummen Raum und schließlich über die neue Logik. Mit ausgezeichneter Klarheit und Übersichtlichkeit wächst in diesen fünf Reden der ungeheure Wandel in den Betrachtungsweisen und Arbeitshypothesen auf, den gerade die neuere Physik durchlebt hat. Man überblickt wieder einmal weithin den Weg, den sie durchlaufen mußte, um heute fern der Welt der gewöhnlichen Menschen im Raum ihrer verdünnten geistigen Luft hinzuwandern; man sieht den Riesenabstand, der den heutigen Begriff Physik von dem einstigen trennt, der immer noch von den Schulen aus als Grundlage immer

neuen Generationen mitgegeben werden muß, wie einst in den Tagen der Romantik, da Achim von Arnim in Halle noch Naturwissenschaften als solche studieren konnte, weil selbst Physik und Chemie noch ungetrennte Gebiete waren. Und man sieht zugleich, daß die heutige Fremdheit zwischen Wissenschaft und Welt nicht nur vom Gegenstand und seinen Schwierigkeiten, sondern auch von dem Instrument und seinen Widerständen her bedingt ist, dem die Bearbeitung des Gegenstandes obliegt.

Aus diesem kleinen Buch, in dem fünf kluge Männer eine ebenso umfassende wie knappe, alle wesentlichen Fragen berührende und doch nur das Entscheidende auswählende Darstellung der gegenwärtigen Lage geben, geht nämlich mit voller Klarheit hervor, daß für die Lockerung der Beziehungen zwischen den heutigen exakten Naturwissenschaften und dem Publikum nicht nur die wachsenden Schwierigkeiten der Materie bestimmend gewesen sind, sondern viel mehr die Widerstände, die das Denken den steigenden Anforderungen der modernen exakten Wissenschaften entgegensetzt. Der Vortrag von Hans Hahn über die Krisis der Anschauung schließt mit dem Satz: „Nicht, wie Kant dies wollte, ein reines Erkenntnismittel a priori ist die Anschauung, sondern auf psychischer Trägheit beruhende Macht der Gewöhnung.“ Der Satz ist etwas hart, selbst wenn man gerade von den verblüffenden Beispielen herkommt, mit denen der Verfasser die Anschauung ad absurdum führt. Die Formel von der psychischen Trägheit aber besteht zu Recht, insonderheit, wenn man diesen Begriff Trägheit nicht auf die Psyche beschränkt, sondern auch auf das Denken, den sogenannten Geist ausdehnt. Die heutige Kluft zwischen den exakten Naturwissenschaften und der Welt hat sich zum großen Teil durch den Widerstand ergeben, den Durchschnittsdenken und Anschauungsgewohnheit den Anforderungen entgegenstellen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr von den Naturwissenschaften, der Mathematik und der Philosophie erhoben werden.

III.

Es wird heute den exakten Wissenschaften vielfach der Vorwurf gemacht, sie seien nur noch Wissenschaft für Wissenschaftler, hätten sich von den Beziehungen zum Leben in ihrer Detailforschung völlig abgelöst. Das mag da und dort für die organischen Naturwissenschaften zu Recht bestehen; für die anorganischen ist der Vorgang unvermeidbare Notwendigkeit. Bei ihnen ist der Vorwurf auch vielmehr eine Vorbeugungsmaßregel seitens des Publikums: man klagt an, um nicht angeklagt zu werden. Gewiß sind die exakten Wissenschaften, die Mathematik, die Logik heute Arbeitsgebiete, auf denen im wesentlichen nur noch fachlich vorgebildete Menschen oder höchstens sehr interessierte Laien zu Hause sind. Schuld daran aber sind nicht so sehr die Wissenschaften wie die deutlich spürbare Abneigung der nicht fachlich Vorbelasteten, ihrem Denken und Nachdenken die Arbeit zuzumuten, die notwendig ist, um wenigstens die wichtigsten neuen Ergebnisse naturwissenschaftlicher und mathematischer Art aufzufassen. Auch das gebildete Denken ist im Durchschnitt zu faul geworden, die Anstrengungen noch auf sich zu nehmen, die notwendig sind, um in den verdünnten Bereichen heutiger Forschung mitatmen zu können.

Der Einwand liegt nahe, daß man niemandem zumuten könne, sich auch nur die mathematischen Kenntnisse nebenbei anzueignen, die notwendig sind, um wenigstens in die Vorhöfe der Physik einzudringen. Sicher wird sich mancher mit Grausen wenden, wenn das erste Integral, der erste Differential-Quotient sich drohend vor ihm aufreckt, obwohl selbst Mädchengymnasien heute die Anfangsgründer der Infinitesimalrechnung lehren, so daß es bis zu einem Limes oder einer schlichten Reihe eigentlich reichen könnte. Dieser Einwand ist ja auch gar nicht das Entscheidende: selbst wer die mathematischen Voraussetzungen mitbringt, bleibt meist ferne. Das Wesentliche ist nicht das fehlende Wissen, sondern die Abneigung gegen die strengen Forderungen, welche die naturwissenschaftliche Arbeit ebenso wie die mathematische oder die logische heute an das Denken stellt. Zwischen den Denkmethoden, Denkgewohnheiten und Schärfeforderungen

der heutigen naturwissenschaftlichen und mathematisch-logischen Gehirnarbeit und denen des gewöhnlichen Lebens hat sich ein Abstand entwickelt, den von sich aus herabzumindern das normale Denken sich weigert. Ohne diese Distanzminderung aber ist eine Annäherung unmöglich; darum also bleibt die Kluft und wird von Tag zu Tag größer.

Sie hätte sich, wenn man näher zusieht, eigentlich schon längst ergeben müssen. Denn die Steigerung der Abstraktion, die das normale Denken zu seiner Abneigung gegen eine Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Problemen gebracht hat, ist nicht erst eine Erfindung der Gegenwart; sie hat gut und gern bald ein rundes Jahrhundert hinter sich. Die mathematischen Voraussetzungen der heutigen Forschung stammen bereits von Gauß und Riemann; die nicht-euklidischen Geometrien sind keine Erfindung der Gegenwart, sondern haben bereits ein ehrwürdiges Alter hinter sich, und die Arbeiten von Weierstraß und Cantor, von Lobatscheffsky und Minkowski sind auch nicht gerade Aktualitäten von heute. Das Denken der Mathematiker begann bereits in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich energisch in die Regionen zu begeben, die heute als peinlich empfunden werden. Damals hatte niemand etwas dagegen einzuwenden, weil diese Erwägungen und Betrachtungsversuche auf die Bereiche der Mathematik beschränkt blieben. Heute ergibt sich Konfliktsstimmung, weil die gleiche Denkintensität nicht nur schon auf den Randgebieten der Forschung, da wo sie sich noch mit der Welt berührt, gefordert wird, sondern weil dieses Denken an sich gelegentlich den Anspruch erhebt, Realitätsabbilder zu geben und diese an die Stelle der Wirklichkeitsbilder sogar der trägen Anschauung, nicht nur des trägen Denkens zu setzen.

Vor einem Menschenalter begann die Geschichte bereits leise bemerkbar zu werden. Wenn man damals als beginnender Ingenieur an einer Technischen Hochschule höhere Mathematik studierte, so wurde ein Lehrbuch empfohlen, das durch leichte Faßlichkeit und Verständlichkeit besonders angenehm wäre. Kam man zufällig nachher auf die Universität, so wurde gerade vor diesem Lehrbuch gewarnt – weil es nicht exakt genug in der Formulierung der Grundbegriffe wäre. Sah man näher zu, so hatten die Warner recht: für schärfere Denkansprüche reichte der Text des für normale Bedürfnisse durchaus brauchbaren Buches in der Tat nicht aus. Die Sonderung des normalen vom wissenschaftlichen Denken begann sich damals bereits im Bereich der hohen Schulen bemerkbar zu machen.

Aber auch dieses wäre wahrscheinlich kaum bemerkt worden, wenn nicht im ersten Menschenalter des zwanzigsten Jahrhunderts die Relativitätstheorie begonnen hätte, auch von den alten Wahrheiten eine strengere Reinigung der Grundbegriffe zu fordern. Sie zwang nicht nur die Physik, sondern ebenso auch die Philosophie, insonderheit die Erkenntnistheorie, ihre Grundlagen zu revidieren. Bis dahin war die transzendentale Ästhetik Kants ein durchaus hinreichendes Fundament für jede Naturphilosophie mit exakten Idealen gewesen. Jetzt wurden ihre tragenden Begriffe, vor allem Zeit und Raum, auf einmal schwankend, bekamen etwas von dem Unzureichenden, das dem Differentialquotienten in der Definition der Technischen Hochschule anhaftete. Darüber hinaus sank die angenehme Selbstverständlichkeit des dreidimensionalen Raumes, in dem wir uns seit Kolumbus und Kopernikus so behaglich eingerichtet hatten, in die leise Verächtlichkeit einer weder sauber angeschauten noch sauber durchdachten Existenzform. Des Weltraums bemächtigte sich die Riemannsche Krümmung, und der normale Mensch, der früher so gern in die angenehme Unendlichkeit des gestirnten Himmels und seiner Wunder versunken war, sollte auf einmal indigniert, aber zwangsläufig zu sich selber zurückkehren, von dem er eben schwärmend ausgegangen war. Die geradlinige Ferne wich der gekrümmten, die erheblich höhere Denkansprüche stellte und sich der Anschaulichkeit völlig entzog. Was Wunder, wenn das populäre naturwissenschaftliche Interesse sich gekränkt zurückzog und in diesen undankbaren Regionen nicht mehr geneigt war, mitzumachen oder auch nur sich zu beteiligen.

IV.

Die Annäherung zwischen dem geschärften mathematischen Denken des neunzehnten Jahrhunderts und der angeschauten Realität, aus der sich ergab, daß auch der Liebhaber schmalere Wege als früher wandern mußte, ist der eine wirkliche Grund des Abbiegens von der Teilnahme an den Ergebnissen der exakten Forschung. Der andere ist, daß in gleicher Weise Physik, Mathematik und Philosophie an eine Reinigung ihrer Grundbegriffe gingen und gehen mußten, die erheblich mehr Denkarbeit und Denksauberkeit verlangte als die immer etwas großzügig veranlagte Kosmologie. Bis zum neunzehnten Jahrhundert hatten überall die Grundlagen gegolten, die man allmählich nicht ohne Recht für ewige ansah: Aristoteles wie Euklid waren wie zu ihren Lebzeiten unantastbar und Newton mit ihnen. Gauß war es, der an diesen Grundlagen der menschlichen geistigen Existenz zu rütteln begann, als er dem Parallelenaxiom zu Leibe ging und das Wagnis einer nicht-euklidischen Geometrie unternahm. Damit löste er die Bande, die heimlich immer noch Denken und Anschauung verbunden hatten, entzog der Abstraktion die Stützen der Wirklichkeit und stellte das Denken so rein auf sich, wie es weder bei Kant noch bei Hegel hatte stehen müssen. Er entzog es den Schranken der Anschauung und damit den allzumenschlichen Bindungen und legte ihm dafür implicite die Aufgabe auf, neben seiner eigentlichen Tätigkeit noch sich selbst, seine Methoden und Mittel, so rein zu erhalten und ständig nachzuprüfen, daß das alte Denken dagegen eine reine Nachmittagskaffee-Unterhaltung war.

Von der Mathematik aus hat sich diese Reinigung und Verschärfung des Denkprozesses dann auf die Nachbargebiete der Philosophie und der Physik ausgedehnt. Die Zerstörung der Gleichzeitigkeit durch Einstein ist ebenso ein Ergebnis dieser Ausdehnung wie die metalogischen Untersuchungen der Gegenwart, die Arbeiten von Hilbert und Russell ebenso wie Cantors mengentheoretische Forschungen und die neuen metamathematischen Arbeiten. Husserl und seine Nachfolger sind von hier aus bestimmt: oberhalb und unterhalb des üblichen menschlichen Denkens hat sich ein Reich eines viel anspruchsvolleren entwickelt, das nun das eigentliche Reich der Wissenschaft wurde, weil die Angriffe auf die Geheimnisse der Welt, vor allem die ihres unendlich Kleinen, jetzt mit einer Exaktheit unternommen werden mußten, deren nur dies geschärfte anspruchsvolle Denken fähig war. Fast unbemerkt hat beinahe die gesamte exakte Wissenschaft sich auf Arbeitsgebiete begeben, auf denen nur folgen kann, wer gewillt ist, die Anstrengungen dieses nicht mehr nur logischen, sondern metalogischen, eines nicht mehr nur mathematischen, sondern metamathematischen Denkens auf sich zu nehmen.

Die Neigung dazu aber ist noch geringer, als sie schon früher gegenüber Integralen und Reihen war. Die Neugier vor den Fragen, der Anteil an den Ergebnissen der Wissenschaft ist kaum kleiner geworden: selbst die Relativitätstheorie interessierte die Leute so, daß sie für ein paar Winter gesellschaftliches Unterhaltungsthema war. Was fehlt, ist die Bereitschaft, die Anstrengungen auf sich zu nehmen, die notwendig sind, um etwas tiefer in die Probleme einzudringen. Das Denken fühlt sich bereits von dem, was ihm in der Schule und daneben vom technischen Tag zugemutet wird, genügend belastet: es sträubt sich gegen weitere Zumutungen. Es verzichtet lieber ganz, wendet sich von den Deutungs- und Ordnungsfragen dem ungefährlicheren Einzelobjekt zu. Es klammert sich an die Anschauung und verzichtet nicht nur auf das Abstrakte, sondern verneint, verwirft es. Die Menschheit blickt auf die Naturwissenschaften von heute vielfach mit dem gleichen Gefühl, mit dem sie auf einen großen Teil der Literatur sieht: sie empfindet sie als intellektuell, das heißt als etwas ihr um seiner Schwerverständlichkeit willen Unzugängliches, das eigentlich von ihr aus gesehen keine Daseinsberechtigung hat, eben weil es nicht für die allgemein im Gebrauch befindlichen Denkmittel und Methoden erreichbar ist. Sie sieht die schwere Arbeit, die hier nicht nur geleistet, sondern verlangt wird, und lehnt sie ab. Sie fordert immer noch den

königlichen Weg zum Wissen, den bequemen, und weigert sich, die Strapazen des allgemeinen Weges, eben weil sie ihn nicht für allgemein, sondern für persönliche Laune hält, auf sich zu nehmen.

Es ist ein tragischer Zug im Bilde unserer Zeit, daß dieser Vorgang zusammenfällt mit einer Bewegung, die dahin geht, zwischen der geistigen Welt und der Allgemeinheit wieder sinnvolle Brücken zu schlagen. In der Dichtung, in der Musik, der Malerei sucht man mit allen Mitteln neue Verbindungen zwischen den Geistigen und dem Volke zu schaffen; hier löst sich unvermerkt ein Gebiet, und zwar eines der wichtigsten, vielleicht für immer vom Ganzen ab. Das Denken, einst der allgemeinste, alle verpflichtende Besitz aller, zerreißt: das Reich des reinen trennt sich lautlos von dem Reich des trägen Denkens. Das Versinken des allgemeinen Interesses an den Taten der Naturwissenschaft enthüllt sich als Aufgeben des Teilnehmens am Reich des neuen Denkens — als Verzicht auf den Anschluß. Ein paar Brücken bleiben noch; ein kleiner Kreis sucht den Riß noch zu verschleiern: viel Hoffnung auf Erfolg hat auch er nicht. Faust, der seit dem Tode seines Dichters es fast hundert Jahre lang mit der Technischen Hochschule hielt und sich's genügen ließ, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, hat sich heimlich wieder aufgemacht und wandert reuig von neuem seinem Unsterblichen nach; die Welt der Tüchtigen aber, die weiter mit dem alten Denken auszukommen sucht, bleibt fernab hinter ihm im Dunst des neunzehnten Jahrhunderts, das selbst sein Wesentlichstes so lange vor ihm zu verschleiern vermochte.

PAUL ORTWIN RAVE

Stätten deutscher Malkunst in Italien

I.

Frisch in Erinnerung ist die Eröffnung eines Saales mit modernen italienischen Gemälden in der neuen Abteilung der Nationalgalerie, im ehemaligen Kronprinzen-Palais zu Berlin. Ansprachen, die der Ministerpräsident Göring und der Botschafter des Königs von Italien hielten, gaben dem Ereignis politische Bedeutung. Grundton der Reden war Befriedigung und Hoffnung, Möglichkeiten künstlerischen Austausches unter zwei befreundeten Nationen finden zu können.

Die Erwerbung der fünfzehn italienischen Bilder kam durch den Eintausch eines einzigen Gemäldes zustande, das um 1900 in den Besitz der Nationalgalerie gelangt, aber seit Jahren nicht mehr ausgestellt war. Es handelte sich um ein Bild von Michetti, La figlia di Jorio, das zu einer Gedenkausstellung des Malers vom italienischen Staat zurückerbeten und später in den Heimatsort Michettis, Pescara in den Abruzzen, gegeben wurde. Das Gemälde hatte eine gewisse literarische Berühmtheit durch die gleichnamige Novelle von Michettis Landsmann Gabriele d'Annunzio gewonnen, war aber für eine Repräsentation italienischer Malkunst in Deutschland wenig geeignet. Es konnte uns so viel oder so wenig sagen wie ein Historienbild Makarts. Durch den Tausch, den Ludwig Justi unter großen Schwierigkeiten glücklich durchführte, vermögen wir eine gute Anschauung zu gewinnen von der Kunst des Novecento, wie Margaritta Sarfatti, die Biographin und Beraterin Mussolinis in Kunstdingen, die künstlerische Bewegung des Faschismus getauft hat. Die lebenden italienischen Künstler betrachten es als eine hohe Begünstigung, durch Proben ihres Schaffens grade in Deutschland vertreten zu sein, wenn auch in Italien selbst Stimmen laut geworden sind, die beklagten, daß ein altbackenes Werk gegen so viel gute neue Ware gesetzt worden ist: die Jungen wollen von der deutschen Kunst der Gegenwart lernen.

Die Schätzung neuerer deutscher Kunst in Italien ist im Grunde eine viel höhere, als aus gelegentlichen Verlautbarungen in der Presse zu entnehmen ist. Gewisse Ablehnungen kommen in allen Ländern vor, wo Kunst im Streit des Tages steht. Aber man braucht nur die letzten Jahrgänge moderner italienischer Kunstzeitschriften zu durchblättern, um inne zu werden, daß Italien den Vorrang Deutschlands besonders in der Baukunst erkannt hat und im Begriff ist, den Fortschritt unseres Bauwesens einzuholen — gegen seine eigenen Akademiker. Nicht nur die Schöpfungen auf der vorjährigen Triennale-Ausstellung in Mailand bewiesen dies, auch bei einzelnen Staatsbauten wird deutlich, daß eine auf Klarheit, Gesundheit, Zweckmäßigkeit zielende Strömung lebendig am Werke ist. Selbst in einem weltenfernen Arabernest der emporblühenden Kolonie Tripolis, beim Besuch der vorbildlichen Ausgrabungen der spätrömischen Kaiserstadt Leptis Magna, fand ich zu meiner Überraschung die Aufgabe eines Verwaltungsgebäudes einwandfrei im Sinne heutiger Bautechnik gelöst.

Aus Gesprächen mit italienischen Künstlern geht vielfach der Wunsch hervor (und das wird nicht nur aus Höflichkeit gesagt), Werke deutscher Malerei und Bildhauerei der Gegenwart kennenzulernen. Unter diesem Gesichtspunkt sind die regelmäßig alle zwei Jahre in Venedig veranstalteten internationalen Kunstausstellungen wichtig genug, und nachdem Deutschland auf der letzten aus bestimmten Gründen sich ferngehalten hat, darf man der kommenden große Bedeutung beimessen. Daß der Präsident der Reichskunstkammer im Einvernehmen mit dem Propaganda-Ministerium die Beschickung der Ausstellung durchführen wird, bietet Gewähr, daß das Italien des Faschismus die deutsche Kunst sehen wird, die im neuen Reich Geltung hat.

II.

Kunstausstellungen freilich kommen und verschwinden. Ist ihre Wirkung auch oft nachhaltig, so reichen sie doch an die Bedeutung nicht heran, die ein dauerndes Einverleiben und Zurschaustellen in öffentlichen Galerien und Museen bietet. Hier ist nun allerdings, was deutsche Kunst betrifft, in Italien erst wenig geschehen, am meisten noch in Venedig, dessen städtische Galleria internazionale d'arte moderna auch eine Sala tedesca aufweist. Aber selten geht der Blick über München hinaus und über Maler wie Leibl, Lenbach, Stuck, von denen keiner mehr lebt. Das gleiche gilt von der Staatlichen Nationalgalerie in Rom, wo die deutsche Entwicklung durch denselben Kunstkreis vertreten und abgeschlossen wird.

Das war einmal gründlich anders, im ganzen neunzehnten Jahrhundert und, seit dem Auftreten von Winckelmann und Mengs, von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an. Die deutsche Klassik hat mit ihr Bestes aus der lebendigen Gegenwart Roms gewonnen, aber die Gäste waren auch Fruchtbringer in hohem Maße. Grade ein Zweig der bildenden Kunst, dessen Wiege Italien ist, die Wandmalerei al fresco, hat durch deutsche Künstler vielfach Anregung und Bereicherung erfahren. Von den Klassizisten bis zu den Arbeiten des Hans von Marées in Neapel und der Beuroner Schule auf dem Monte Cassino geht solch ein Faden deutschen Kunstwirkens durch Italien, auf dessen Stätten hier mit einigen Worten hingewiesen werden soll.

Von den Italienfahrern wird in Neapel fast stets eine Stätte deutscher Gelehrtenarbeit besucht, die Zoologische Station für Tiefseeforschung, in der man die seltsamen Form- und Farbenwunder der Meeresbewohner bestaunt. Manche der Fremden finden auch den Weg zum Obergeschoß, um an den Wänden der Bibliothek die Fresken zu bewundern, die Marées dort geschaffen hat. Der Maler hatte zu Beginn des Jahres 1873 in Dresden den Jenenser Privatdozenten Anton Dohrn bei Gelegenheit eines seiner

Werbevorträge für das kurz nach dem Kriege von ihm errichtete Institut kennengelernt. Bald entstand der Plan zur Ausschmückung des Saales; die Arbeit an den Wänden selbst erstreckte sich von Ende Juli bis in den November desselben Jahres. Der Inhalt der Darstellungen war ein Bild vom unbekümmerten, tätigen und ruhenden Dasein des Volkes am Golf von Neapel, in den Orangengärten von Sorrent und Bildnisse der Freunde des Malers, soweit sie Anteil an den Fresken nahmen. Die ganze Bilderfolge, in einer Hochspannung künstlerischer Leidenschaft entstanden, bedeutet uns die Gipfelleistung eines unserer Größten. Was wir bei langwährenden Aufenthalten im Süden vielleicht hier und dort in Einzelheiten gewahren, Szenen von Landbau und Ernte, bewegtem Fischfang oder beschaulicher Siesta, das ist hier in künstlerischer Verdichtung gesammelt, in einer begnadeten Schau schöner Menschlichkeit. Vielleicht ist das der Grund, warum diese Wandmalereien dem Nordländer, aus einer Grundstimmung der Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, mehr bedeuten als den Heimischen.

Umgekehrt ist es mit einer anderen umfassenden Schöpfung deutscher Maler, der auf dem Monte Cassino, der Höhe des Heiligen Benedikt zwischen Neapel und Rom. Wer je den steilen Weg auf den Berg zwei Stunden hoch geklommen und oben in dem Mutterkloster des Benediktinerordens gastlich empfangen die Ausschmückung von Torretta und Krypta betrachten durfte, wird sich eines Gefühls des Stolzes nicht erwehren können, daß hier deutsche Mönche unter Leitung von Pater Desiderius Lenz aus dem Kloster Beuron Jahrzehnte lang wirken und dem ersten Kloster des ältesten Ordens das künstlerische Gepräge verleihen durften. Wenige Jahre nach den Fresken des Marées in Neapel, 1876, ward der Plan zu diesem vielgestaltigen Werke der Benediktiner gefaßt, dessen Ausführung sich bis in unser Jahrhundert hinzog; Pater Desiderius, Zeitgenosse von Böcklin und Marées, ist erst vor kurzem mit sechsundneunzigsten Lebensjahr gestorben. Die strenge Gebundenheit der Beuroner Schule ist vielen Deutschen fremd, aber der Widerhall in Italien war außerordentlich. Es liegen jetzt Zeugnisse vor, die P. Gallus Schwind 1932 im Kunstverlag Beuron herausgab, Berichte italienischer Regierungsvertreter wie Künstler, auf welche diese hieratische Kunst „als ein einziges Denkmal seiner Art aus diesem Jahrhundert" einen ungeahnten Eindruck machte. Höchst lesenswert sind heute auch die mitgeteilten Ausführungen des Malers selbst über seine Absichten und Anschauungen, wie er damals schon die Frage, soll die Kunst sich dem volksmäßig Beliebten neigen oder soll sie unbeirrt um Volksmeinung ihr strenges Gesetz erfüllen, zugunsten der Kunst entscheidet.

Wir begrüßen es, daß dies Werk deutschen Geistes Geltung in Italien gefunden hat anstelle einiger anderer von unseren Landsleuten gleichzeitig dort geschaffener. Wir meinen die sehr naturalistischen Wandmalereien, mit denen ein Maler wie Ludwig Seitz die Chornische der Kirche della Santa Casa zu Loreto oder die Nepomukkapelle der deutschen Kirche, der Anima, zu Rom ausgestattet hat. Noch schlimmer und kaum zu rechtfertigen waren die Bilder Hermann Prells im Thronsaal der Deutschen Botschaft, die, 1893 bis 1899 angefertigt, sich in Maßlosigkeiten aus der germanischen Heldensage ergingen. Glücklicherweise sind sie mit dem bedauerlichen Abbruch des Palazzo Caffarelli auf dem Capitol verschwunden.

III.

Allen diesen seit der Einigung und Staatwerdung Italiens hervorgebrachten Arbeiten liegen keine eigentlich italienischen Aufträge zugrunde. Sie entstanden weniger als Frucht des Landes als durch Übertragung landfremden Kunstwollens. Vor der Aufspaltung Europas in Nationen konnten Künstler vielerorts Wurzel fassen und schufen aus den Kräften und Bedingungen des Bodens heraus, den sie als Wahlheimat erwählten, ob wir nun an Holbein in London denken, an den Venezianer Tiepolo

Stätten deutscher Malkunst in Italien



Der Bibliotheksfaal der Zoologifchen Station für Tieffeeforfchung in Neapel mit den von Hans von Marées' gefchaffenen Fresken

Blick in die Vorhalle der Unterkirche des Klosters Monte Cassino, deren malerischer und plastischer Schmuck von Beuroner Mönchen stammt



Teilansicht der Fresken aus der Casa Bartholdy in der Aufstellung von 1888 in der Nationalgalerie, Berlin: „Jakob mit Josephs blutigem Rock“ von P. v. Cornelius, „Joseph im Gefängnis“ und „Josephs Traumdeutung“ von F. W. v. Schadow

Karton J. Schnorr von Carolsfelds für eines seiner Fresken zur Geschichte vom „Rasenden Roland" im Ariost-Zimmer des Casino Massimi in Rom (Kunsthalle, Karlsruhe)



in Würzburg, an den Lothringer Pesne am Berliner Hof oder an das Leben Hackerts beim König von Neapel. So feierte der Dresdner Anton Raphael Mengs in Rom Triumphe, die uns ganz unvorstellbar sind im Hinblick auf seine langweiligen Deckenbilder in der Kirche Sant Eusebio oder in der Villa Albani. Aber man muß bedenken, daß damals ein großes Zeitalter zu Ende ging, und den müden Menschen des Spätbarock erschien das Antikische als neuer reiner Born der Kunst. Winckelmann aus Stendal hatte in Rom diese Quellen wieder fließen gemacht.

Durch den wechselseitigen Einfluß der Freunde, des Gelehrten Winckelmann und des Künstlers Mengs, wurden die Grundgedanken geläutert, durch deren Auffassung und Verkündung Winckelmann ein ganzes Jahrhundert und einen ganzen Erdteil in einen neuen Stil verführte. Der Ursprung dieser Sehweise aus verstandesmäßiger Erwägung und forscherhaft gelehrtem Rückblick, der gewollte Bruch mit der Zeitüberlieferung und damit die Gefährdung unbefangener Künstlerschaft, das alles wird an dem Beispiel Mengs deutlich. Aber das Zeitalter sah nur den Beginn eines Neuen, und so wird die Wirkung von Mengs und seinen Schülern verständlich. Von diesen muß man zuvörderst den Tiroler Christof Unterberger nennen, mit dem zusammen er eine Decke in der Sala dei Papiri des Vatikans mit der Allegorie der Geschichte versah. Mehrere andere Deckenbilder malte Unterberger in den Sälen des Casino Borghese, das Fürst Marcantonio Borghese mit großem Aufwand neu ausschmücken ließ, eben in den Jahren von Goethes Aufenthalt in Italien. Vor allem die launigen Tierbilder mögen manchem Besucher des heute als Galerie zugänglichen Kasino aufgefallen sein, die von der Hand Wenzel Peters aus Prag dort in der Eingangshalle und in anderen Erdgeschoßräumen sich zwischen dem Rankenwerk umhertummeln. Philipp Hackert, der Sohn der Mark aus Prenzlau, malte eine Reihe großer Landschaften für einen Saal im oberen Stockwerk, die allerdings gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verkauft und entfernt worden sind. Dasselbe Schicksal hatte eine Folge von acht Landschaftstapeten, die sich ein Marchese Massimo Duca di Rignano für ein Zimmer seines Palastes am Fuß der Capitolstreppe durch Johann Christian Reinhart malen ließ. Sie befinden sich seit 1908 im Besitz der Berliner Nationalgalerie und legen hier, fern dem Ort ihrer Entstehung und ihrer Bestimmung, gleichwohl Zeugnis ab für die Hochachtung römischer Herren, die deutscher Kunst einmal gezollt wurde.

IV.

All das sind keine vereinzelten Beispiele. Wie der volle Klang des goethischen Zeitalters in den beiden Begriffen Klassizismus und Romantik sich uns erst ganz erfüllt, so wurde auch Rom durch beide Strömungen zum Spiegel deutschen Wesens. Ja das deutsche Rom der Romantik hat vielleicht noch kostbarere Früchte gezeitigt, als es der klassizistischen Richtung vergönnt gewesen war.

1810 zogen einige Jünglinge, abgestoßen von dem wesenlosen Treiben der Akademie in Wien, nach Italien. Gläubig und voller Sehnsucht, wie die Romfahrer seit Jahrtausenden, lebten sie dem Ziel einer neu zu erweckenden Größe, Reinheit und Strenge der Kunst. In den verlassenen Klosterzellen von Sant Isidoro fanden sie Obdach, andere, Protestanten, die nachfolgten, in der deutschen Gesandtschaft, im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol. Aber die Klosterbrüder, von den spottsüchtigen Zöglingen der französischen Akademie in Villa Medici Nazarener genannt, verband einmütig gleiches Streben mit den Capitolinern. Aller Verlangen ging dahin, ihre Absichten in einem Raum durch Wandmalerei verwirklichen zu können. Die Gelegenheit gab ihnen in edelsinniger Weise der preußische Generalkonsul Jakob Salomon Bartholdy, ein Verwandter des Mendelssohnschen Hauses, der im Palazzo Zuccari eins der oberen Geschosse mietweise innehatte. Durchdrungen von dem Wunsche, den angesehenen Vertretern der „neudeutschen Kunst“ Gelegenheit zu würdiger Betätigung zu geben,

räumte er den Malern Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow ein Zimmer seiner Wohnung zum Ausmalen ein. Sie wählten in Rücksicht auf das jüdische Glaubensbekenntnis des Auftraggebers die Geschichte Josephs und führten die Wandbilder in den Jahren 1816 und 1817 aus. 1887 wurden sie auf höchst kunstreiche Weise von den Mauern abgelöst und nach Berlin geschafft, wo sie in der Nationalgalerie Aufstellung fanden.

Noch als das Werk im Entstehen war, machte es größtes Aufsehen in Rom. Die angesehensten italienischen Künstler, Canova, Camuccini und Landi lobten die Leistungen der deutschen, so daß auf ihre Veranlassung der Papst sie einlud, im Vatikan zu malen. Philipp Veit sowie Karl Eggers, der als erster von allen Versuche al fresco angestellt und sie den Genossen erklärt haben soll, gingen darauf ein und malten je ein Bogenfeld in dem damals soeben vollendeten Museo Chiaramonti genannten Verbindungsflügel des Vatikans, Veit „Die Wiederherstellung des Colosseums“, Eggers „Die Vermehrung der vatikanischen Münzsammlung“. Der Staatssekretär Ercole Consalvi war die Seele des Unternehmens.

Eine andere Auswirkung als dieser Auftrag von seiten des Kirchenstaates ging von einem adligen Hause aus. Die Familie Massimo war durch Heirat mit dem sächsischen Königshause verwandt und ausgesprochen deutschfreundlich. Diese Haltung des römischen Adels war nach dem Zurückdrängen der französischen Vorherrschaft in Europa auf ihrem Höhepunkt. Im Palazzo Massimo, so berichtet die „Allgemeine Zeitung“ vom 8. Februar 1817 aus Rom, „versammeln sich wöchentlich einmal die deutschen sich hier aufhaltenden Fremden von Distinktion, sowie auch andere Fremde, die der deutschen Sprache mächtig sind, um sich in derselben zu unterhalten“. Aus diesem Kreise, wahrscheinlich durch Vermittlung des späteren Geschäftsträgers des sächsischen Hofes, des Leipzigers Ernst Platner, der wie mit Niebuhr und Bunsen eng mit Cornelius befreundet war, ging der schönste Auftrag hervor, den deutsche Künstler je in Italien erhielten: Sie durften für den Marchese Carlo Massimo drei Räume seines in der Nähe des Lateran gelegenen Kasino ausmalen, nach Gegenständen aus den Werken dreier großer italienischer Dichter, Dante, Ariost und Tasso. Cornelius begann den Dantesaal; da er aber nach München berufen wurde, führte Philipp Veit die Arbeit weiter, und Josef Anton Koch beendete sie. Overbeck und Führich malten den Tassosaal und Julius Schnorr von Carolsfeld, vielleicht am glücklichsten, den großen Hauptsaal, nach der Geschichte des Rasenden Roland von Ariost. Leider ist das Casino Massimo, dessen Wandmalereien neben den Fresken des Hans von Marées als Hauptwerk deutscher Malkunst in Italien angesprochen werden müssen, seit Jahrzehnten so gut wie unzugänglich. Doch eine größere Veröffentlichung darüber befindet sich in Vorbereitung, welche die Kunstfreunde mit diesem verborgenen Schatz vertraut machen soll. Ein gewichtiges Kapitel in der Geschichte der bildenden Kunst, die Gestaltung des Monumentalen, wird dadurch bereichert werden.

Wandmalerei liegt heute wieder als Aufgabe in der Luft. Mit diesem Leitgedanken beginnt ein Aufsatz über die moderne italienische Freskenmalerei in einem der letzten Hefte der Zeitschrift „Casabella“. Besprochen wurde hier „der Angriff auf die Mauern“, Arbeiten, die von einer ganzen Reihe junger italienischer Künstler auf der vorjährigen Ausstellung in Mailand geschaffen worden sind. Ein anderes Land, eines des germanischen Nordens, ist in diesem Zusammenhang ehrenvoll zu nennen: Norwegen, wo in den letzten Jahrzehnten Bedeutendes in dieser Hinsicht geleistet worden ist; die Ausstellung neuerer norwegischer Kunst in der Nationalgalerie hat kürzlich lebendige Anschauung davon vermittelt. Auch in Deutschland ist dergleichen Beginnen in Ansätzen spürbar geworden. Noch fehlen die großen Aufträge, die Staat, Gemeinden und Körperschaften erteilen könnten. Aber die Hemmungen, die vielfach bestanden haben mögen, dürften gefallen und dem Aufbruch eines neuen Kunstzeitalters alle Möglichkeiten geboten sein.

JULIUS MEIER-GRAEFE

„Die Brücke zur lebendigen Kunst"

Wir bringen diese uns vor dem Tode von Max Sauerlandt zugegangene Erwiderung der Sache halber zum Abdruck. Die Schriftleitung.

In dem so betitelten Aufsatz hat neulich Max Sauerlandt mir Altersschwäche nachgesagt und damit eine Tatsache ausgesprochen, die ich täglich zu konstatieren reichliche Veranlassung hatte. Ich hätte ihm für seine Behauptung viele Beweise nennen können, aber ihm ist grade ein Beleg eingefallen, der nicht zutrifft und gegen den ich mich wehren muß, weil dieses Argument, wenn es gültig wäre, nicht mein bedauernswertes Alter, sondern meine Jugend belasten würde. Sauerlandt sieht in mir „den Lobredner der Vergangenheit und bis heute Verkünder und Verfechter des französischen Impressionismus" und wiederholt damit einen mir schon von verschiedenen Seiten und zu den verschiedensten Zeiten immer wieder gemachten Vorwurf. Mit Verlaub, das stimmt nicht, und ich möchte mit diesem Etikett nicht in die Grube fahren. Ich bin keineswegs der erste Verkünder des Impressionismus, aber der erste Autor, der sine ira gegen ihn aufgetreten ist. Vor reichlich fünfundzwanzig Jahren habe ich auf die Gefahren des Impressionismus, denen Claude Monet, der Erfinder und Führer der Richtung unterlag, eindringlich hingewiesen und dann in der zweiten Fassung meiner Entwicklungsgeschichte diese Kritik in Zusammenhang begründet. Mein Buch über Edouard Manet (1912) verschweigt nicht die Schwächen der impressionistischen Periode des Künstlers und stellt im Schlußwort sein Virtuosentum unter die höhere Welt der Renoir und Cézanne. Wenn man diese beiden Meister, mit denen ich mich wiederholt beschäftigt habe, Impressionisten nennt, folgt man einem summarischen Brauch, aber muß sich klar sein, daß sie in Wirklichkeit als Retter aus dem Impressionismus zu gelten haben. Mit größtem Recht kommt unserem Hans von Marées, um ein mir besonders naheliegendes Beispiel zu nennen, dieser Titel zu. Jüngere, die ich besungen habe, Hofer, Lehmbruck, Beckmann, Paul Kleinschmidt, gehören auch durchaus nicht zu der verflossenen Richtung. Also weg mit dem ewigen Impressionisten-Onkel!

Von dem Lobredner der Vergangenheit bleibt natürlich etwas an mir hängen. Das hat mich nicht abgehalten, viele Jahre in den Ausstellungen nach versprechenden Neulingen zu suchen und sie namhaft zu machen. Diesem Zeitvertreib fröhne ich, soweit sich Gelegenheit bietet, heute noch. Doch leugne ich nicht meine Schwäche für Delacroix, Corot, den jungen Menzel und andere Deutsche, die ich in der Deutschen Jahrhundertausstellung ausgraben half. Auch gestehe ich Greco, Rubens, Rembrandt, Grünewald. Mit der Vergangenheit steht es ähnlich, scheint mir, wie mit dem Impressionismus. Bedeutet der Umstand, daß das Sterbliche großer Menschen vergangen ist, das Wesentliche ihrer Art, und sollte es nicht möglich sein, von diesen Leuten so zu handeln, daß die Gegenwart etwas davon hat?

Jawohl, ich traue meine alten Knochen nicht jeder Brücke an, und auch das ist richtig, die Kunst befindet sich nach meiner Ansicht in ernster Gefahr, und ich habe vor einigen Monaten in einer Auffsatzfolge der „Neuen Rundschau" dargelegt, warum und wieso, und gewisse bedenkliche Momente, besonders in der Entwicklungsgeschichte der französischen Kunst, klarzustellen versucht, ohne zu verschweigen, daß mir unter Umständen eine Auffrischung von deutscher Seite möglich erscheint.

Lebendige Kunst scheint mir ein Pleonasmus mißverständlicher Art. Kunst ist immer lebendig oder überhaupt nicht. Man sollte allen Kategorien, Richtungen, Formeln, auch wenn sie noch so aktuelles Gepräge tragen, keine übermächtige Bedeutung zusprechen und sich an den Menschen und die Leistung halten. Das möchte ich auch meiner Wenigkeit wünschen.

HANS FRIEDRICH BLUNCK

Zwillinge

Erzählung

Wir zogen uns nach dem Essen zum Kaffee ins Rauchzimmer zurück, um unsere Tischunterhaltung fortzusetzen. Die Hausfrau, die sich einigen der jüngeren Gästen widmete, beurlaubte uns lächelnd; sie spürte wohl, daß wir ein begonnenes Gespräch zu Ende führen mußten. – Der Vorwurf unserer Unterhaltung war schwierig geworden, und Männer sollen über Glauben und Aberglauben untereinander reden; die Gegenwart schöner Frauen läßt in der Strenge erlahmen, mit der man sich und seine Meinung zu prüfen hat.

Wir waren zu viert, ein Herr von der Hochschule, Doktor Isebarth, dann ein Richter, ein Arzt und ich. Isebarth, ein junger Eiferer, der sich kürzlich habilitiert hatte, war das Ziel erbitterter Angriffe des alten Richters Merck. Der unvorsichtige junge Gelehrte hatte die Behauptung aufgestellt, daß alles Verbrechen Schicksal, daß der Täter also weder schuldig noch besserungsfähig sei. Begreiflich, daß Merck, ein gütiger und abgeklärter Mensch, der sein Leben auf die läuternde Einwirkung schon in der Gerichtsverhandlung eingestellt hatte, mit größter Heftigkeit seine Meinung, ich möchte sagen, sein Lebenswerk gegen die Hoffnungslosigkeit des Jungen verteidigte. Mit einiger Einschränkung stellte ich mich auf Mercks Seite. Der Arzt schwieg; wir hatten ihn erst bei der Vorstellung kennengelernt, seine Meinung war uns einerlei.

„Wenn es eines Beweises für meine These bedarf", hielt Isebarth dem Richter vor, „so erinnere ich daran, daß gleichgesichtige Zwillinge – Sie kennen die Unterscheidung von anderen Zwillingspaaren – fast übereinstimmende Handlungen in gleicher Lage vornehmen. Ist das Notwendigkeit oder böser Zufall? Sie begehen in den Fällen, die wir beobachtet haben, etwa den gleichen Betrug mit ähnlichen Mitteln um die gleiche Zeit und verhalten sich sogar in ihrer Verteidigung vorm Richter einer wie der andere. Ihr Weg war ihnen also aufgegeben; die Natur, die sie leitete, gestattete ihnen kein Ausweichen vor der Tat.

„Man habe also Mitleid mit dem Mörder?" fragte der Arzt bescheiden.

Isebarth eiferte noch immer. „Mitleid, ja! Aber man fordere auch den Tod für ihn. Denn die menschliche Gesellschaft kann sich nicht anders zu höherer Ebene heben, als indem sie diese Erbmasse erbarmungslos aus ihrem Blut ausscheidet."

Der Arzt lächelte, der gute Merck kniff die Lider zusammen und schüttelte verzweifelt den Kopf. „Aber ist Ihre Wissenschaft nicht Rückkehr zur schlimmsten Zeit der Aufklärung?" stöhnte er. „Alles wäre danach vorbestimmt, aller Wille, all unser Hoffen und Schaffen wäre umsonst. Und was ist mit den Tausenden, Herr Doktor Isebarth, die wirklich nach einer Strafe sich wieder aufrichten, mit den Nicht-Rückfälligen, die der Versuchung begegnen, die sich gegen ihr Los anstemmen, die sich überwinden, die aus ihrem Glauben an die Freiheit ihrer Entschlüsse sich selbst läutern?"

„Es ist ihr Wesen", sagte Isebarth unerbittlich, „es ist ihnen so vorbestimmt. Und wenn Sie nachforschen: auch hier tun Zwillinge das Gleiche, einerlei in welcher Ebene, in welchem Erdteil, in welcher Lage sie sich befinden."

„Wenn ich mich also hinsetzte und keine Feder mehr anrührte, so dürfte ich mich damit verteidigen, daß es Schicksal sei?"

„Wahrscheinlicher ist, daß Sie es nicht vermögen. Wäre es aber an dem, so wäre diese Lässigkeit Ihnen vorbestimmt. Und hätten Sie einen Zwillingsbruder, würde er im gleichen Jahr in diese Trägheit verfallen."

„Immer noch die Zwillinge, ich glaube nicht daran!"

„Aber Sie müßten daran glauben, wenn man Ihnen die Gleichheit der Lebensläufe zeigte. Gerade dieser Tage brachte eine Zeitung die Nachricht, daß sich in England und Schottland zwei Ärzte in gleicher Stunde das Leben nahmen, echte Zwillinge, deren jeder nicht das geringste von des andern Entschluß wußte. Meine Freunde und ich sind Hunderten von Fällen nachgegangen und haben eine furchtbare Notwendigkeit der Entwicklung, eine bedrückende Gleichartigkeit des Lebensganges erkannt. Wir haben –"

Der Arzt hob plötzlich die Hand; es war nötig, daß er um Gehör bat, so sehr waren wir anderen mit heißen Köpfen aufeinandergerückt.

„Ich bin solch echter Zwilling", sagte er leise. Wir fuhren auseinander, jeder wartete jetzt auf sein nächstes Wort wie auf einen endgültigen Entscheid. Aber es war, als habe er schon zu viel vergeben; er lächelte bescheiden, atmete, als wollte er zu einem Wort ansetzen und schüttelte dann verzagt den Kopf. Wir empfanden dabei, daß wir unwissend etwas berührt hatten, was ihm vielleicht weh tat oder ihn überdrohte und schwiegen, befangen nach einer Ablenkung suchend.

Nur der Doktor Isebarth vermochte seinen Forschungseifer nicht gleich zu unterdrücken. Er saß vornübergebückt im Sessel. Sein eiferndes, etwas breites Gesicht wandte sich vorsichtig dem Arzt zu. „Also erzählen Sie!"

Er sah hilfesuchend zwischen Brillengläsern und Brauen zu uns hinüber.

„Ich habe doch nichts gesagt, das verletzend klingen konnte? Den besonderen Fall des Verbrechens hat erst der Richter Merck hineingebracht?"

„Sie sprachen nur von Schicksalsgleichheit", bestätigte ich lachend und wartete, daß der junge Arzt sich aufschließen würde. Auch der Richter Merck vermochte seine Spannung auf ein Bekenntnis oder eine Entscheidung, die er erhoffte, kaum zu bergen; er tat höflich, als habe er den Gastgeber zu vertreten, reichte die Zigarren herum und zeigte, nicht ohne einen bösen Seitenblick zum Musikzimmer, dem aufwartenden Mädchen seine leere Tasse.

Dann schien sich der kleine Doktor Soest, so war der Name des Arztes, zu einem Bericht entschlossen zu haben. Er rückte seinen Stuhl näher zu uns und begann leise, ohne uns anzusehen zu erzählen – ein wenig hastig gegen Schluß, als habe auch er uns eine Frage zum Urteil zu unterbreiten, die ihn quälte.

„Herr Doktor Isebarth wird etwas recht Erstaunliches hören, das ihm in vielem recht zu geben scheint", begann er. „Wir Zwillinge – mein Bruder und ich – haben uns nämlich suchen müssen und immer in sehr entscheidenden Augenblicken gefunden."

Isebarth rollte mit den Augen, sah uns bedeutungsvoll an und schob den Kopf vor.

„Wir waren nämlich nicht gemeinsam erzogen. Unsere Eltern trennten sich früh, ich wurde bei meinem Vater, mein Bruder Karl bei unserer Mutter erzogen. Wir wußten auch wenig voneinander, die Eltern schwiegen begreiflicherweise über jene sehr traurige und mehr aus Eigensinn als aus Notwendigkeit vollzogene Trennung, unter der beide bis zu ihrem Tode gelitten haben.

Am Strand eines Seebads, das Vater und Mutter, ohne voneinander zu wissen, gemeinsam besuchten, begegnete ich meinem Zwilling zum erstenmal. Ich war dabei, einem Mädchen in der Nachbarburg bauen zu helfen, und schaufelte mit ihr gegen die heranströmende Flut den Sandwall auf. Dabei kam uns beiden

ein Junge von einer andern Burg zu Hilfe; das Mädchen merkte es kaum, sprach mit ihm, als sei ich's selbst, erschrak plötzlich über den Fremden, der, verlegen über die freundliche Aufnahme, neben ihr an die Arbeit ging, sah von ihm zu mir und begann zu weinen. Und so wenig man sich selbst als Knabe kennt, ich erschrak doch vor dem Spiegel, der mir gegenüberstand, suchte, seltsam berührt, bei meinem Vater Schutz und erzählte ihm davon. Er ließ sich den Jungen zeigen, sah ihn lange an und nahm mich heim; der Aufenthalt wurde abgebrochen und, was viel schlimmer für mich war, ich sah weder jenen sonderbaren Jungen noch jenes Mädchen wieder, deren Züge mir noch heute schmerzlich vor Augen stehen.

Meinen Bruder traf ich wissentlich erst nach meines Vaters Tod, und hier beginnt eine Kette von erstaunlichen Begegnungen, die Doktor Isebarths Meinung stützt. Es war in England, wo ich in einem Krankenhaus praktisch arbeitete. Ich verkehrte in der deutschen Kolonie der Stadt und wurde von dem geschickten Konsul gelegentlich als Tänzer aufgeboten. Einmal war in einer deutsch-flämischen in England lebenden Familie Hochzeit; ich wurde also unter Umgehung aller Förmlichkeiten im letzten Augenblick eingeführt; erst kurz vor der Vorstellung gab mir der Konsul unter Entschuldigungen einige Stichworte. Der Ehemann sähe mir überdies verblüffend ähnlich, meinte er, sei Kollege und so weiter. –

Es war mein Zwillingsbruder, der seine Braut auf einer Reise in Deutschland kennengelernt hatte und jetzt bei den Brauteltern Hochzeit feierte. Die Bequemlichkeit der Schwiegereltern, die seinen Namen flämisch aussprachen, hatte eine frühere Entdeckung verhindert. Aber das Bedeutsame war: „an jenem Abend, meine Herren, lernte ich meine spätere Frau kennen. Wir heirateten drei Monate danach. Bis hierher stimmt Herrn Doktor Isebarths Rechnung vom Schicksalhaften."

„Warum betonen Sie das, was ist bisher Absonderliches dran?" fragte der Richter Merck. „Bestreite ich etwa jene Häufung absonderlicher Zusammentreffen, die wir alle kennen und fast als notwendig hinnehmen? Warum sollten Sie sich nicht, angeregt vom Glück Ihres Bruders, nach jener Begegnung heiratslustig gefühlt haben? Wenn Herr Doktor Isebarth an der doppelten Heirat ein Schicksal konstatieren möchte – auf Ihren Willen, Herr Doktor Soest, kam es doch an!" –

„So mein' ich's auch", sagte der Arzt lächelnd, „aber ich bin noch nicht zu Ende.

Mein Bruder und ich kamen uns nicht näher; jeder spürte, wie in ihm die Parteinahme für Vater oder Mutter nachwirkte. Ja, unsere Sprödigkeit, die sich auf unsere Frauen übertrug, wurde so stark, daß wir uns Jahre hindurch fast aus den Augen verloren.

Dann wurde ich – es war viel Ehre für mich – in eine Seuchenschutzkonferenz berufen. Der Staat fürchtete, daß die in südeuropäischen Häfen sich ausbreitende Pest nach Hamburg und Stettin überspringen könnte; auch eine verschärfte Grenzbewachung in Süddeutschland wurde vorbereitet, und bei einer Beratung in Berlin wurden Ärzte von dort herangezogen. Für Baden und Württemberg kam mein Bruder.

Es liegt auch hier noch nichts Schicksalhaftes darin, denn die Seuche erreichte uns nicht, es kam zu keinem Einsatz. Es sah nur aus, als seien wir gleichsam bestimmt gewesen, eine übermenschliche Aufgabe, die Pestbekämpfung, vorzubereiten; dann kam der Knick in der Vorbestimmung, eine ordnende – eine zueinander ordnende Hand hatte sich in ihrer Voraussicht geirrt.

Mein Bruder und ich sprachen damals über unsere seltsame Begegnung – als Ärzte beschäftigten wir uns begreiflicherweise mit diesen Dingen und kamen im Scherz zu dem Schluß, es sei gar nicht übel, ohne Verbindung miteinander zu leben. Von Zeit zu Zeit würden wir ja ohnehin zusammengebracht. Dann gingen wir auseinander und blieben uns fremd wie zuvor. Die Schatten des elterlichen Streits blieben über uns hängen.

Es war Jahre später, meine Herren. Ich wollte nach Schottland fahren und, weil das Wetter schön war, einen kleinen Dampfer benutzen. Als ich in Hamburg ankam, wurde anziehender Sturm von Island angekündigt; ich schwankte, ob ich einen Platz belegen oder noch bleiben sollte, ich hatte ohnehin einige Tage in Hamburg zu tun. Dabei legte mir auf dem Reedereikontor der sehr höfliche Klerk die winzige Liste der Fahrgäste vor, und ich sah zu meiner größten Verblüffung den Namen meines Bruders.

Es war nun keine Abneigung oder Furcht, die mich zögern hieß; es war Widerstand oder aber der Wunsch, meinen eigenen Willen durchzusetzen. Mir war, als habe ein Geschick diese Zusammenkunft wiederum plump vorbereitet, um sich zu erweisen. Ich weigerte mich deshalb, ich verschob die Reise; das mag nach kleinlichem Eigensinn aussehen, nach Aberglauben vielleicht – erklären Sie es, wie Sie wollen. Ich weiß nur, daß mich etwas führen wollte und daß ich aufsässig und widersetzlich wurde – nennen Sie es den eigenen Willen, der mich dazu trieb.

Der Dampfer – es war ein kleiner Küstenfahrer – sank auf jener Reise; mein Bruder kam nicht wieder. Das ist jetzt an die drei Jahre her. Und ich lebe noch immer.

Was ist gewesen, Herr Doktor Isebarth? Habe ich eine dürftige Regie betrogen? Sicherlich nicht. Habe ich – ich wage es nicht anzunehmen – mit jenem Entschluß ein mir vorgezeichnetes Schicksal gewendet? Bedurfte es dazu nicht mehr als des Rücktritts von der Reise? Ich kann es kaum glauben. Ich stelle aber fest, daß mein Zwillingsbruder und ich, die wir kaum voneinander wußten und einander nicht suchten, gemäß Ihrer These auf wunderliche Weise einige Male zusammentrafen, daß wir einen ähnlichen Lebenslauf hatten, in unserer Berufswahl, in unserer Neigung. – Aber ich bestreite, daß einer von uns notwendig dem anderen nachgehen mußte – denn ich lebe, oder träume ich nur? Und ich möchte, aus meiner kleinen Schau auf Ihren Streitfall übertragen, bestreiten, daß ein Zwillingsleben sich zwillinghaft vollendet, daß der Tod oder Verbrechen notwendig wäre.

Das Rätselhafte bleibt für mich, gestatten Sie mir die Beobachtung, daß kein großer Kampf uns vorm Tod bewahrt, daß es vielmehr oft ein kleiner, winziger Entschluß ist, der das Rad anhält und den pomphaften Aufbau eines Schauspiels hindert. Gibt man das zu – wahrscheinlich ist jener kleine Entschluß ja schon in tausend Entscheidungen vorgebildet – gibt man zu, daß der Entschluß oft winzig scheint, so komme ich zu der Folgerung, daß unser Wille wirklich den Weg zu ändern und ein Steuer umzuwerfen vermag." Der Erzählende seufzte: „Und daß dann, wie zum Ausgleich oft geringe Dinge, eine kleine Lässigkeit unserer Folgegeister zerstört, was mit viel Aufwand zu unserem Schutz aufgerichtet war. Daß also ein anderer Wille über den um uns kämpfenden, zerstörenden und schirmenden kleinen Dingen steht."

Der kleine Doktor Soest lächelte müde und sorgenvoll. „Der eines Tages unser Leben reif findet oder unser müde ist und uns heimruft oder sterben heißt – einerlei, wie wir uns entschließen, meine Herren!"

Wir schwiegen, jeder wartete auf ein Wort des anderen. Aber wir lächelten dem jungen Arzt zu, und wir sahen, daß ihm unser Lächeln wohltat.

EUGEN DIESEL

Gibt es nationale Technik?

Wenn man die Frage stellt, ob die Technik nationale Züge aufweisen kann, so muß man zunächst Klarheit darüber gewinnen, was wir unter Technik verstehen. Die moderne Maschinentechnik ist ja deutlich etwas grundsätzlich anderes als die Technik der älteren Zeit, weil sie über die Kraftmaschine und automatische Maschinen verfügt. Aber was ist Technik schlechthin? Was ist der alten und der neuen Technik gemeinsam? Das Wort Technik kommt vom griechischen „τεχνή", das heißt Methode oder Verfahren, und Technik bedeutet die Summe der zur Erreichung praktischer oder auch geistiger Zwecke angewendeten Methoden, Verfahren und Hilfsmittel. Es gibt also eine Technik des Schmiedens wie eine solche des Denkens. Technik findet sichso mit in allen und jeden Dingen, die der Mensch seit je betrieben hat. Der Mensch ist von Anfang an ein technisches Wesen, und man kann ihn im Gegensatz zum Tier als ein Lebe wesen kennzeichnen, das sich der Überlegung bedient, um technische Verfahren zu entwickeln, die über die ihm angeborenen körperlichen Hilfsmittel hinausweisen.

Es ist klar, daß die Technik eine Unmenge von nationalen Zügen wie von selbst auf die natürlichste Weise annehmen muß, solange der Mensch in landschaftlich und völkisch stark gebundenen Zusammenhängen lebt. Das Land, die Landschaft ist ein ebenso wichtiger Bestandteil des nationalen Wesens wie die im Menschen selbst liegende Wesenskraft. Nicht umsonst spricht man von Vaterlandsliebe. Mit all seiner Strahlung und Witterung, mit Klima, Boden, Pflanzen strömt ein Land unaufhörlich in unsere Organe und Sinne ein. Der Lehm der mesopotamischen Steppe, der Ägypten umfangende Sand der Wüste, die deutsche Ackerkrume, das melancholische Moor Schottlands, das Gebirge Tibets, sie alle setzen ganz bestimmte Lebensbedingungen, sie strömen in Leib, Wesen und Schicksal ihrer Bevölkerungen über und zwingen sie, ganz bestimmte Methoden und damit eine eigenartige Technik für das Bestehen ihres Lebenskampfes zu entwickeln. Der Mensch bleibt ja durch seine tägliche Arbeit mit der Heimat verbunden. Das eine Land zwingt zur Auseinandersetzung mit Baumstämmen, Felsen, Steinen, Strömen, Erzen; ein anderes zur Hegung von Gartenpflanzen, Kräutern, Federvieh, Ziegen. Je nach den Gesteinen, Höhen und Tiefen, Seen und Stromwindungen, Gauen oder weiten Ebenen wird jahraus, jahrein, Jahrhundert um Jahrhundert der Mensch nach bestimmten Gewohnheiten der Bewegung, nach Berührungen, Berufen, Stimmungen, Schicksalen hin gezüchtet. Ernährung, Kleidung, Hausbau, Schmuck, das alles gewinnt seinen landschaftlichen Zauber. Ägypten baut aus Lehm, Lehmziegeln, Syenit und Porphyr. In Skandinavien tritt aus einer seelischen Grundhaltung des Germanen, aber ebenso aus dem Einfluß des Landes das Bedürfnis nach Wärme und Traulichkeit hervor. Die Häuser sind hier zumeist aus Holz, aus Stämmen, Latten, Brettern, Platten von Baumrinde für das Dach, die sich schuppenartig überdecken, worauf eine Torfschicht gelegt wird. Nichts von dem fände man in Ägypten, wie umgekehrt der in Ägypten verwendete gestampfte Lehm in Skandinavien nicht trocknen würde. In Deutschland tritt ein seltsames Verhältnis zwischen Holz und Stein im Häuserbau in Erscheinung, zumal im Fachwerk. In den romanischen Ländern wiederum herrscht der erwünschten Kühle wegen der Stein, und selbst die Hirtenhütte ist aus Steinen aufeinandergehäuft,

während die skandinavische Hirtenhütte aus Fichtenstämmen gefügt ist. In den Steppen oder Wüsten beherbergt uns das Zelt oder die Jurte aus den Fellen und der Wolle der weithin weidenden Herden. In Bambus, Stroh, Bast, Erde, Blättern formt sich die Kultur der Tropen, deren Sonne durch schwankende Laubschatten hindurch in die leichten Zimmer aus Bambus hineinblendet. Der Eskimo errichtet seine Hütte aus dem, was die Arktis bietet, aus Stein, Erde und Moos, seinen Notbau, den Iglu, aus Schnee und Eis. Freilich mengt sich im Lauf der Geschichte das Fremde gewaltig hinzu. So etwa dämmert Ägyptisches in dem Glanz der griechischen Tempelformen; Französisches leuchtet unter den Wundern deutscher Gotik; Lateinisches in den Bürgerhäusern alter deutscher Städte; Chinesisches duftet unter dem zierlichen Holz und dem Lack Japans. Aber ungeheuer bleibt trotz allem die Umarmung der Landschaft, ihr ewiger Griff um den Menschen, bleibt ihr Einfluß auf die Verfahren, die Methoden, die Technik, womit der Mensch seine Wirtschaft, seine Dörfer und Städte, seine ganze Landschaft und Kultur gestaltet. Nichts ist gewisser: bestimmte Landräume rufen in den Menschen bestimmte völkische Eigenschaften und damit eine sehr eigentümlich gefärbte Technik hervor. Darum füllt sich das Haus, der Tempel immer wieder mit dem Geist der Landschaft, mit ihren Stoffen und Farben, der Wolle ihrer Schafe, dem von Frauenhänden geknüpften Teppich, den bunten Möbeln des bayrischen Bauern. Seit den Etruskern bis heute gibt es etwas „Italienisches", das allen Italien bewohnenden Völkern gewisse Lebensäußerungen vorschreibt, die eben auch in der landschaftlich und völkisch gebundenen Technik deutlich zutage treten.

* * *

Für Form, Sinn und Zusammenhang der technischen Lebensäußerungen ist aber nicht nur die Landschaft, sondern auch das Wesen des inneren Menschen von Bedeutung. Nur freilich ist es sehr viel schwieriger, die Technik mit der Seele, der Rasse und dem Wesen des Menschen in Verbindung zu bringen. Die Landschaft liegt anschaulich vor uns, das Wesen des Menschen nicht. Trotzdem spielt dies innere Wesen eine außerordentliche Rolle. Angenommen, Deutschland würde von Mongolen besiedelt werden, so müßte sich das Bild der deutschen Landschaft völlig verändern. Denn die andere Rasse würde bestimmt ein anderes Verhältnis zur Umwelt fordern als die Deutschen. Sie würde den Stein anders behauen, andere Pflüge verwenden, die Felder anders einteilen, andere Haus- und Wohnformen ausbilden. Natürlich würde die Landschaft wegen des von ihr dargebotenen Materials, wegen der Einflüsse des Klimas und der Nahrung auch in einem mongolisierten Mitteleuropa Anklänge an Deutschland aufweisen. Aber es würden nur Anklänge bleiben, denn die seelischen Kräfte schreiben genau so gut Gesetze vor wie die Landschaft. Bei alledem müssen wir bedenken, daß die Grenze zwischen den äußeren und den inneren die Technik bestimmenden Kräften oft sehr schwer zu ziehen ist. Wir Deutsche sind ja nicht nur aus einem inneren Wesen heraus Deutsche, sondern auch deswegen, weil wir in einem bestimmten Lande wohnen. Diese Einwirkungen des Landes sind allmählich zu einem seelischen Besitz geworden und wirken nunmehr als vom Menschen herkommende innere Kräfte.

* * *

Wir haben bisher nur die Technik der Vormaschinenzeit ins Auge gefaßt. Dabei folgten wir einem neuerdings aufgekommenen Gebrauch, alle Werktätigkeit und alle vom Menschen entwickelten praktischen Methoden aller Zeiten ganz allgemein als Technik zu bezeichnen, obwohl man die Verfahren und Werktätigkeiten der älteren

Zeit nicht mit dem Namen Technik belegen sollte, da unsere Vorfahren Wissenschaft und Technik in unserem Sinne nicht besaßen. Ihre „Technik“ war ihnen selbstverständlich, sie gerieten zu ihr nicht in ein problematisches Verhältnis und besaßen keinen Namen für sie. Wenn wir heute das Wort Technik aussprechen, so sehen wir zunächst Maschinen, Apparate, Industrien, mathematisch durchrechnete Konstruktionen, künstliche Stoffe, chemische Laboratorien und derartiges mehr vor uns, und dies Bild entspricht dem lebendigen Sprachgebrauch unserer Tage. In der Tat hat sich ja das Wort Technik in diesem von uns gebrauchten Sinne erst zwischen den Jahren 1860–1870 eingebürgert, weil durch die zunehmende Entwicklung der Kraft- und Arbeitsmaschinen und der damit zusammenhängenden Industrien und Verkehrsmittel das Bedürfnis entstanden war, für diesen eigentümlichen neuen Bereich des Schaffens und Arbeitens einen Namen zu besitzen. Das alte Wort Gewerbe genügte nicht mehr. Warum nun gerade das Wort Technik in Aufnahme kam, habe ich noch nicht feststellen können. Das Wort Technik drückte, wie gesagt, früher nur so viel aus wie Verfahren oder Methode, man sprach von einer Technik des Gesanges und des Malens. Die frühere menschliche Werktätigkeit empfand man als natürlich aus dem Wesen des Menschen hervorgegangen, und man besaß keinen Gesamtnamen für die Summe seiner gewerblichen oder handwerklichen Tätigkeit. Erst wir haben unseren modernen Begriff „Technik“ auch in die Vergangenheit zurückprojiziert und sprechen jetzt von einer Technik des Mittelalters und des Altertums.

* * *

Die moderne Technik fühlt bei weitem nicht mehr wie die frühere Arbeit des Menschen das Gesetz der Landschaft, und sie nimmt nicht mehr im gleichen Maße ihre Farbe an. Darum sind unsere früheren Betrachtungen über Landschaft und Technik auf die moderne Technik höchstens nur noch in sehr abgewandelter, vergeistigter und indirekter Weise anwendbar. Man kann natürlich den Standort gewisser Industrien, das Vorkommen von Rohstoffen, verkehrsgeographische und großklimatische Angelegenheiten in den Kreis der landschaftlich-technischen Betrachtung mit einbeziehen. Man spürt aber sofort, daß hierbei die alten nationalen Beziehungen unmittelbar lebendiger Art nicht mehr vorhanden sind. Dem menschlichen Geist ist es mit Hilfe der Wissenschaft und der Maschinentechnik gelungen, den stärksten kulturellen Umbruch aller Zeiten herbeizuführen. Er hat die von ihm bedingte Werktätigkeit in hohem Maße aus der landschaftlichen Gebundenheit herausgelöst und sie mit den Funktionen des konstruierenden Geistes, mit der Berechnung, der Weltwirtschaft, den Verkehrslinien verknüpft. Dies alles vermag ja in hohem Grade auch ohne die nationale Landschaft auszukommen, die immer mehr die Eigenschaft eines bloßen Standortes annimmt. Die Technik hat im großen und ganzen also ihre schicksalsmäßige Berührung mit dem nächsten Klima, dem nächsten Werkstoff, der umgebenden Tier- und Pflanzenwelt verloren, und das Netz der wirtschaftlichen Beziehungen ist ganz anders geknotet als früher. Mehr und mehr greifen die Zusammenhänge der Technik und der mit ihr verbundenen Wirtschaft über die alten raumzeitlichen Bindungen hinaus. Vom Schreibtisch, vom Konstruktionsbüro aus lassen sich ohne jede Berührung mit der Landschaft Wirkungen erzielen, die aber gleichwohl in überaus heftiger Weise auf die Landschaft einwirken. Die Technik verfügt über Kräfte, welche die Landschaft überwältigen, während früher die Gewalten der Landschaft das Zepter schwangen.

Die Hervorrufung und Regelung der menschlichen Werktätigkeit und Technik hat sich immer mehr in einen geistigen Raum hineingeschoben. Natürlich waren auch die Äußerungen der alten Technik und Kultur geistbedingt. Sie bewegten sich aber nicht

in einem derart abgelösten geistigen Raum, wie er die ganze Erde heute umgibt, und sie sind nicht zu vergleichen mit den eigentümlichen Schöpfungen der modernen Technik, die an irgendeinem Punkt der Welt Tatsache werden, um dann in kürzester Zeit mit aller Wucht in Werktätigkeit, Wirtschaft, sozialen Aufbau und Landschaft ganz anderswo siedelnder Völker einzudringen. Ein berühmtes Beispiel ist die Entphosphorisierung des Eisens durch das sogenannte Thomasverfahren, die Erfindung eines Engländers, welche aber die Deutschen instand setzte, gegen das Eisenhüttenwesen der Engländer eine mächtige Konkurrenz zu entfalten.

Dieser merkwürdige geistige Raum, in welchem sich die Überwältigung der landschaftlichen Bedingungen durch die Technik vollzieht, erfährt eine weitere Stütze durch die allmählich hinzugewachsenen Hilfsmittel der Technik, durch die aufs Höchste vervollkommneten Verkehrs- und Nachrichtenmittel. Die Verbindung dieses der Landschaft entrückten geistigen Arbeitens mit den mechanischen Hilfsmitteln und den Organisationen der neuen Zeit hat ohne Zweifel den heute so viel gerügten Internationalismus unserer Zeit hervorgerufen, und alles, was wir heute Kultur- und Weltkrise nennen, hängt hiermit auf das engste zusammen.

Man könnte dem entgegenhalten, daß sich, wenn auch auf vergeistigter Ebene, landschaftliche Bedingungen auch im neuen technischen Zeitalter geltend machen. Die Erfindung der Dampfmaschine hat zweifellos Beziehungen mit den schottischen Steinkohlengruben; die gewaltigen Industrien im Rheinland und Westfalen, Oberschlesien, an den großen Wasserfällen, in den Waldgebieten und so weiter sind auch landschaftlich bedingt. Das alles mag zugegeben werden, wenn wir nicht vergessen, daß hierbei Landschaftsqualitäten ganz anderer Art mitsprechen als die, welche wir früher als national empfanden. Diese von den Rohstoffen oder Wasserkräften einer bestimmten Landschaft hervorgerufenen Gebilde sind auch immer von der Konjunktur, von dem Geist der Technik und der Weltwirtschaft abhängig. Außerdem aber gibt es eine Reihe bedeutsamer Erfindungen, bei denen man wirklich keinerlei landschaftliche oder heimatliche Abhängigkeit feststellen kann. Das mir vertraute Beispiel des Dieselmotors zeigt folgendes: ein Deutscher arbeitet in Paris, Berlin und Augsburg an der Erfindung einer Kraftmaschine, rein auf Grund innerer Antriebe, geistiger und praktischer Ziele. Er ist fern von jeder ölspendenden Landschaft, auf welche diese Erfindung einmal so großen Einfluß gewinnen soll. Der geistige Stammbaum der Maschine aber weist zurück auf drei Länder: auf Deutschland, wo Otto den Viertaktmotor erfunden und Zeuner seine Wärmetheorie ausgebaut hatte, auf den in Frankreich formulierten Carnotschen Kreisprozeß, auf die Briten James Watt und Lord Kelvin.

* *
*

Nach allem könnte man zu der Schlußfolgerung gelangen, daß zwar die landschaftlichen Bedingungen zurückgetreten sind, daß aber gerade darum das geistige nationale Wesen und also der innere nationale Mensch eine größere Aufgabe zugewiesen bekommt als jemals vorher. Diese Frage kann man in gewisser Hinsicht ohne weiteres bejahen, wobei aber wiederum auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen sei, das innere nationale Wesen eines Menschen mit einer technischen Leistung in Zusammenhang zu bringen. Es ist mir bei meinen Studien gelungen, eine Reihe solcher Beziehungen tatsächlich entdecken und beschreiben zu können. Auf der anderen Seite aber reißen oft genug alle Beziehungen ab. Sehr viele Erfindungen sind ungefähr zur gleichen Zeit von den Angehörigen mehrerer Nationen gemacht worden. Amerikanische Ingenieure, die heute das Deutsche Museum besuchen, sind überrascht, an zahllosen Maschinen und Apparaten europäische Erfindernamen zu finden, die ihnen selbst

von Jugend auf als amerikanische Erfindungen vertraut sind. Das Gebiet der Beziehungen zwischen Technik und nationalem Menschen ist unsicher, wogegen auch nicht der chauvinistische Dünkel aller Völker spricht, der sich so gern auf dies Gebiet begibt. Es steht außer Zweifel, daß man höchst reizvolle Verknüpfungen zwischen einzelnen Erfindungen und nationalem Wesen eines Menschen finden wird; daß man den Charakter und den Aufbau der Werkstätten, das Aussehen der Maschine und so fort als eigentümlich national empfinden kann. Ich erinnere daran, daß Automobile, Schiffe, Lokomotiven zweifellos manche nationalen Besonderheiten aufweisen und daß die strenge Sachlichkeit der technischen Arbeit den besonderen nationalen Arbeitsgeist keineswegs unfruchtbar macht. Ich habe einmal japanische mit englischen Maschinenzeichnungen verglichen, und es war auffallend, welch japanisches Gepräge diese doch durchaus berechneten und mit dem Lineal hergestellten Zeichnungen trugen. Schließlich bietet ein Land mit seinem gesamten Inhalt an Industrie, Wissenschaft, Geist, Technik zweifellos einen Anblick dar, der als Ganzes für einen eigentümlichen nationalen Zustand zeugt.

Ein großer, die gesamte moderne Technik angehender, auf Völker und Rassen deutender Zusammenhang besteht aber ganz gewiß. Es ist kein Zufall, daß die technischen und wissenschaftlichen Leistungen in dem einen Land viel zahlreicher sind als in dem andern, daß Deutschland, Großbritannien und Amerika, also eher die nordisch-germanischen Nationen, an der Spitze marschieren. Hierin drückt sich zweifellos nicht nur eine besondere rassisch-völkische Wesenheit, sondern auch die Wirkung des Klimas und eine geschichtliche Lage aus. Weiter ist sehr interessant, daß auch Skandinavien, hier vor allem Schweden, Nordfrankreich, Österreich, die Schweiz und Norditalien der großen Heimat der modernen Technik zuzurechnen sind. Die moderne Wissenschaft und Technik ist vorwiegend west-, nord- und mitteleuropäischen Ursprungs. Denn auch die Vereinigten Staaten sind ja vorwiegend aus einer west-, nord- und mitteleuropäischen Bevölkerung hervorgegangen. Der schöpferische Anteil Süditaliens, Spaniens, Portugals, ja sogar Rußlands ist bis heute recht gering geblieben.

* * *

Wir fassen zusammen: zwischen Technik und Nation bestehen zweifellos Beziehungen. Die äußeren landschaftlichen Beziehungen betreffen vor allem das Bild der alten Kultur, während das Kennzeichen der modernen Technik ist, die Landschaft in diesem alten Sinn in den Hintergrund gedrängt zu haben. Beziehungen zwischen Geist und Wesen des nationalen Menschen und der Technik sind zwar überall feststellbar; aber hier durchkreuzen sich die Anteile der verschiedenen Nationen auf so erhebliche Weise, daß man gut daran tut, diese Dinge vorsichtig und sachlich zu untersuchen und zu begutachten. Jedenfalls soll man sich mit einzelnen Wahrnehmungen nicht auf das schlüpfrige Pflaster einer billigen Propaganda begeben, die allzu leicht Lügen gestraft würde. Sicher festzustellen ist ein besonderer west-, nord- und mitteleuropäischer Anteil bei der Erschaffung von Technik und Wissenschaft im heutigen Sinne.

PETER WEBER

Polnische Bedrohung der evangelischen Freiheit

An den Protestantismus der ganzen Welt

Ein „Gesetzentwurf über das Verhältnis des Staates zur evangelisch-lutherischen Kirche in Polen“ hat in der evangelischen Kirche Polens die größte Erregung hervorgerufen. Das ist begreiflich, denn wenn dieser Entwurf Gesetz würde, so wäre die evangelische Kirche in Polen in einer Weise vom Staat kontrolliert, entrechtet und gefesselt, wie es bisher in zweitausend Jahren christlicher Geschichte noch nie erhört worden ist. Die alte russische Kirchenverfassung des Despoten Nikolaus I. ist, an dem jetzigen polnischen Gesetzentwurf gemessen, ein geradezu freiheitliches Dokument.

Die Tendenz des Gesetzentwurfs läßt sich in einem Satz zusammenfassen: völlige Abhängigkeit der gesamten Geistlichkeit vom Staat, dauernde Kontrolle und völlige Rechtlosigkeit gegenüber den staatlichen Behörden. Typisch ist, wie die geistliche Leitung der projektierten evangelisch-augsburgischen Kirche zustandekommen soll. Der Präsident der Synode — der zugleich als Präsident des Konsistoriums vorgesehen ist — soll „gewählt“ werden aus der Mitte von Personen, „über die das Konsistorium sich vorher beim Minister für Kultus und Unterricht versichert hat, daß gegen ihre Wahl keine Bedenken staatspolitischer Natur vorhanden sind.“ Wohl bemerkt das Konsistorium kann also keinen Mann auch nur zur Wahl stellen, der nicht vorher die Zustimmung des Kultusministers gefunden hat. Was das bedeutet, ist klar. Ist dieser Regierungskandidat nun gewählt, dann bedarf er, um sein Amt als Präses des Konsistoriums anzutreten, erst noch der Bestätigung durch den Staatspräsidenten. — Und nach dieser „Wahl“-Methode soll die ganze geistliche Leitung gewählt werden: der stellvertretende Vorsitzende, die Konsistorialräte, die Beamten der Konsistorialkanzlei, auch jeder einzelne Pfarrer; über ihn entscheidet der Wojawode.

Zusammengefaßt: die Kirchenleitung und die kirchlichen Gemeinden sind völlig rechtlos bei der Wahl der ganzen Geistlichkeit. Die staatlichen Behörden können die Berufung eines Geistlichen, vom Präsidenten der Synode bis zum Diakon, kontrollieren, es liegt in ihrem völlig freien Ermessen, Vorschläge gutzuheißen oder abzulehnen. Nur wer die Kontrolle der Behörden passiert hat, kann ein geistliches Amt bekommen. Damit aber ist die Kontrolle noch nicht zu Ende und das geistliche Amt keineswegs gesichert. Denn jeder evangelische Geistliche, vom höchsten bis zum geringsten, kann jederzeit vom Staat einfach seines Amts enthoben werden aus „politischen Gründen“. Im Artikel 18 des Gesetzentwurfs heißt es:

> „Sollten die Staatsbehörden die Tätigkeit eines Geistlichen oder eines Mitgliedes irgendeines leitenden Organs der evangelisch-augsburgischen Kirche in der Republik Polen als für den Staat schädlich erachten, dann macht der Kultus- und Unterrichtsminister von solchen Vorwürfen dem Vorsitzenden des Konsistoriums Mitteilung, damit das Konsistorium entsprechende Anordnungen erlasse. Wenn es im Laufe von einundzwanzig Tagen zu keinem Einvernehmen zwischen dem Kultus- und Unterrichtsministerium und dem Präsidenten des Konsistoriums kommt, beruft das Konsistorium die betreffenden Personen im Laufe von sieben Tagen von ihrem Amt ab. Nach Ablauf dieser Frist kann der Kultus- und Unterrichtsminister das von dieser Person innegehabte Amt für vakant erklären.“

Es ist notwendig, diesen Artikel im Wortlaut zu bringen, um die ganze Tragweite zu erkennen. In dürren Worten ausgedrückt besagt der Artikel, daß der Kultusminister jeden Geistlichen, dessen Tätigkeit von den staatlichen Behörden als „für den Staat schädlich" erachtet wird, einfach absetzen kann. Es ist geradezu ein Hohn, daß die Absetzung nominell durch das Konsistorium erfolgen soll. Dieser Paragraph ist eine Ungeheuerlichkeit, denn der verdächtigte und angeklagte Geistliche hat keinerlei Recht auf Verteidigung und Rechtfertigung. Es gibt keine Berufungsinstanz. Nirgends ist definiert, was als „für den Staat schädlich" gilt. Das ist völlig in das Ermessen des Kultusministers gestellt. Das heißt praktisch: wenn irgendein Wojewode, ein Starost oder irgendwelche Polizeibeamte die Tätigkeit eines Geistlichen als „verdächtig" ansehen, dann kann das zu seiner Amtsenthebung führen. Denn der Minister kann nur auf Grund der Berichte dieser untergeordneten Organe sein Urteil fällen. Verleumdungen, Verdächtigungen, Klatsch und Tratsch wäre damit Tür und Tor geöffnet, und der Geistliche wäre völlig wehr- und rechtlos, jeder Hetze ausgeliefert. Es liegt auf der Hand, von welcher Gefahr die evangelisch-deutsche Geistlichkeit in Polen damit bedroht würde.

Die Ungeheuerlichkeit dieses Artikels 18 ergibt sich auch aus einer Parallele mit dem alten Kirchengesetz Nikolaus' I. Da hieß es im § 76: „Ein Geistlicher kann nicht anders seines Standes beraubt und seines Amtes enthoben werden, als auf Grund eines formellen Gerichtsurteils oder auf Grund eines besonderen allerhöchsten Befehls." In allen Kulturländern ist der Geistlichkeit selbstverständlich wie jedem Staatsbürger das Recht auf normales Gericht und auf Verteidigung gegeben. In vielen Ländern über diese normalen Rechte hinaus noch ein besonderer Schutz. Im übrigen sichert das Konkordat, das Polen mit dem Heiligen Stuhl geschlossen hat, den katholischen Geistlichen einen außerordentlich weitgehenden Schutz. Da heißt es im Artikel 20: „Im Falle die Behörde der Republik Vorwürfe erheben sollte gegen die Tätigkeit eines Geistlichen als im Gegensatz stehend zur Sicherheit des Staates, so wird der zuständige Minister die erwähnten Vorwürfe dem Ordinarius vorlegen, welcher im Einvernehmen mit dem Minister im Laufe von drei Monaten entsprechende Anordnungen treffen wird. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Ordinarius und dem Minister beauftragt der Heilige Stuhl mit der Lösung der Angelegenheit zwei von ihm gewählte Geistliche, welche im Einvernehmen mit den zwei Delegierten des Präsidenten der Republik die endgültige Entscheidung treffen." Der Unterschied zwischen diesem Artikel des Konkordats und dem Artikel 18 des Gesetzentwurfs für die evangelisch-augsburgische Kirche ist in die Augen springend. In dem Konkordatsartikel wird als strafbar eine Tätigkeit bezeichnet, die als im Gegensatz zur „Sicherheit" des Staates angesehen wird. Das ist eine präzise Formulierung des Deliktes, das einer willkürlichen Auslegung keinen Raum läßt. Bei der Formulierung „für den Staat schädlich" ist dagegen jeder Willkür und Verdächtigung der Weg freigemacht. Nach dem Konkordat kann der Minister nicht einfach die Entlassung des katholischen Geistlichen verfügen; da ist eine genaue Untersuchung vorgesehen, nicht durch den Staat allein, sondern durch je zwei Vertreter des Papstes und des Staatspräsidenten. Eine Verdammung ohne die Möglichkeit einer genauen Nachprüfung, Untersuchung und Verteidigung ist nicht möglich.

Es ist verständlich, daß viele protestantische Kreise in Polen, deutsche wie polnische — die polnischen leider nur sehr zaghaft — gerade gegen diesen Artikel 18 des Gesetzentwurfs heftig protestieren. Eine der angesehensten polnischen evangelischen Zeitschriften, der „Zwiastun Ewangieliczny", hat den Mut, zu erklären daß der Entwurf aus kirchlichen Gründen abzulehnen sei. Die Zeitschrift hält es im besonderen für unmöglich, daß erstens bei der Pfarrerwahl die vorherige Zustimmung des Wojewoden eingeholt werden muß, daß zweitens der Kultusminister ohne Angabe von

Gründen und ohne die Möglichkeit der Verteidigung jeden Pfarrer im Laufe von drei Wochen seines Amtes entheben kann, und drittens, daß die Regierung die Aufsicht über das Kirchenvermögen bis ins Einzelne vornimmt. Die Zeitschrift faßt zum Schluß zusammen: Ein Verhältnis, das durch Mißtrauen und Verdächtigungen gekennzeichnet werde, sei sowohl des Staates wie der Kirche unwürdig und könne für beide Teile nicht von Vorteil sein.

Man muß sich natürlich fragen, welchen Zielen eine solche Knebelung und Entrechtung der evangelischen Kirchen in Polen dienen soll. In erster Linie der Polonisierung. Die evangelischen Kirchen in Polen sind lutherischen, deutschen Ursprungs. In der Reformationszeit schloß sich der polnische Adel mehr der Lehre Zwinglis und Calvins an, kehrte jedoch in der Zeit der Gegenreformation zum katholischen Bekenntnis zurück. Das Bürgertum, soweit es sich der neuen Lehre zuwandte, bekannte sich zum Luthertum; ein großer Teil der geistigen Führer waren Schüler Luthers in Wittenberg gewesen. Diese lutherischen Gemeinden in Osteuropa behaupteten sich durch die Jahrhunderte in ihrem Bestand und in der Lehre. Der Nationalismus der neuen Randstaaten will nun, mehr oder minder offen, die evangelischen Kirchen nationalisieren. Typisch dafür ist ein Vorgang in Warschau. Dort wurde die alte deutsche Altarbibel in der evangelischen Kirche durch eine polnische Bibel ersetzt; damit soll der Rest der deutschen Tradition vernichtet werden.

Mit dieser Vernichtung der deutschen Tradition und Polonisierung aber begann die Zersetzung in der polnischen evangelischen Gemeinde. Denn Polonisierung heißt zugleich Katholisierung. Und der Zersetzung in diesem Sinn, der Katholisierung, soll ohne Frage der Gesetzentwurf Vorschub leisten. Wobei betont werden muß, daß der Vizeminister für Kultus und Unterricht ein katholischer Geistlicher ist! Ohne seine Zustimmung kann der Gesetzentwurf, der in so einschneidender Weise die evangelische Kirche gegenüber dem Konkordat entrechtet, nicht zustandegekommen sein.

Die schwersten Gefahren müßte der Gesetzentwurf, wenn er durchgeführt würde, für die deutschen evangelischen Gemeinden heraufbeschwören. Die deutschen Geistlichen sind in erster Linie von dem Artikel 18 bedroht. Allein die Tatsache, daß sie Deutsche sind, deutsch predigen und unterrichten, würde den polnischen Nationalisten genügen, ihre Tätigkeit als für den Staat „schädlich" zu erklären; und abgesetzte deutsche Pfarrer würden nur durch „national zuverlässige" ersetzt werden. Die Frage ist berechtigt, ob auf diesem Wege die evangelische Kirche zu dem Versuch mißbraucht werden soll, die evangelischen Deutschen in Polen zu polonisieren? Wir wissen, daß der gleiche Versuch in Ostoberschlesien gemacht wird, wo der polnische katholische Klerus die katholischen Deutschen ihrem Volkstum zu entfremden sucht.

Was der polnische Staat gegen die evangelische Kirche in Polen plant, das geht nicht nur diese an, das ist eine Angelegenheit der ganzen protestantischen Welt. Es geht um mehr als um Rechte der Kirche gegenüber dem Staat. Hier soll das Fundament des Protestantismus, die Freiheit eines Christenmenschen, ausgehöhlt und zerstört werden. Eine Entwicklung in dieser Richtung wäre ein Rückfall in die Zeit des Grundsatzes „cuius regio, eius religio", als jeder Herrscher seinen Untertanen sein Bekenntnis aufzwingen durfte. Es erübrigt sich, über die Folgen für die abendländische Kultur und die Zukunft Europas zu reden. Eine solche Entwicklung wäre Selbstmord.

Literarische Rundschau

Bismarck und die Vereinigten Staaten

Aus bisher unerschlossenen oder nur gelegentlich verwerteten Quellen und mit ganz neuen Gesichtspunkten erhalten wir durch das Buch Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika im Zeitalter Bismarcks von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode (Berlin 1933, W. de Gruyter & Co.) eine höchst bedeutsame Ergänzung aller über das Zeitalter Bismarcks vorliegenden Darstellungen: bei der ungeheuren, fast unübersehbaren Fülle älterer und jüngerer Veröffentlichungen eine sachlich glänzende Leistung, die aus dem europäischen Machtkreise in weltweite und doch innerlich aufs engste an das eigenste Werk der deutschen Einigung gebundene Zusammenhänge hinausführt. Neben den Berliner Archiven bot die eingehende Benutzung des recht ansehnlichen amerikanischen Schrifttums der Vereinigten Staaten, ergänzt durch Briefe und Handschriften des Staatsdepartements und der Staatsbibliothek in Washington, die Möglichkeit, Begründung und Ausbau des Reiches im Spiegel der deutsch-amerikanischen und der angelsächsischen Zeitgenossen zu verfolgen.

Vor allem der erste Abschnitt bis zur Begründung des Kaisertums 1870/71 bringt eine stattliche Reihe von Einzelnachweisen und Urteilen, die unser Wissen über die Weltlage und über die Abhängigkeit der nationalen Bewegung von außereuropäischen Vorgängen, insbesonders über die Schlüsselstellung, die Großbritannien in der Zeit der Erhebung von 1848 und der deutschen Einigungskriege zwischen Amerika und dem Deutschen Bunde einnahm, sehr erheblich erweitert und umgestaltet. Wir sehen, wie die gespannten Beziehungen zu Washington das Londoner Kabinett 1864 und 1870 geradezu zur Neutralität zwangen, wie auf der anderen Seite das Mexikanische Abenteuer Frankreich weit stärker, als die übliche Auffassung wahr haben wollte, in den entscheidendsten Jahren (1866!) lähmte. Auch der zweite Abschnitt, der den gleichmäßigen Vormarsch der Vereinigten Staaten und des Reiches zur Weltmacht in ständigen Vergleich setzt, zerstört viele Vorstellungen von der angeblichen Deutschfreundlichkeit, von der Bewunderung deutscher Kultur und Sprache in amerikanischen Kreisen und stellt dem propagandistischen Versagen der Reichsregierung (auch Bismarcks!) die bewußte, äußerst geschickte und zähe Werbung des amtlichen Frankreich gegenüber (Freiheitsstatue vor New York!). Die Frage einer Förderung deutscher Auswanderung sowie die Stellung des Kanzlers zur Erwerbung von Kolonien und die eng damit verflochtenen Beziehungen zu England treten in überraschend tiefe Beleuchtung. Höchst aufschlußreich ist ein Bericht des Berliner Gesandten Kasson aus dem Jahr 1885, den der umfangreiche Dokumentenanhang im Wortlaut wiedergibt. Der Streit um Samoa, der sich jahrelang hinzog, wird sehr ausführlich behandelt, da sich in ihm zuerst eine gemeinsame, im Weltkriege bewährte angelsächsische Front bildete.

In dem Ernst der Darstellung sowie im Reichtum, in Gründlichkeit und Vielfältigkeit der Vorarbeiten ist das Buch ein ganz großer Erfolg. Nicht nur für die Beurteilung Bismarcks und seines Werkes, auch für die weltpolitischen Voraussetzungen des großen Krieges und seines Ausgangs besitzen wir in ihm ein neues, unentbehrliches Rüstzeug. P. Wentzcke.

Die Propyläen-Weltgeschichte

Dieses groß geplante und groß durchgeführte Werk hat nun mit Erscheinen des 10. Bandes und des Registerbandes für alle 10 Bände seinen Abschluß gefunden. Dem Registerband ist ein Literaturnachweis vorangesetzt. Der 10. Band ist, wie alle anderen 9, von dem ursprünglichen Herausgeber, dem Professor Walter Goetz, eingeleitet. Er hat auch den Abschnitt „Die geistige Entwicklung um die Jahrhundertwende“ geschrieben. Ihm folgt Kurt Wiedenfeld mit „Die Weltmarkt-Wirtschaft“, Erich Brandenburg „Die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg“, Graf Montgelas „Militärische und politische Geschichte des Weltkrieges“ und „Europa nach dem Weltkrieg“ wiederum von Erich Brandenburg. Ein Schlußwort schrieb der Herausgeber. In der musterhaften Ausstattung ist dieses Werk vorbildlich. Der Herausgeber hat sich den großen Kräften des nationalen Umbruchs in keiner Weise verschlossen. Auch ihn bewegt der Gedanke der Erneuerung der Nation aus ihren inneren Kräften heraus, und so kann dieses Werk den Platz, auf den es Anspruch erheben wollte, ausfüllen. Man wird vor der Leistung des Herausgebers und seiner hoch-qualifizierten Mitarbeiter, auch wenn man die ganz großen Zusammenhänge in vielem anders sieht als er selber, Achtung haben müssen. D. R.

Politische Rundschau

Die Weihnachtsreise des englischen Außenministers nach Paris und Rom brachte eine kleine Überraschung, nicht aus Paris. Die gemeinsame Linie der englisch-französischen Außenpolitik ist als gegeben hinzunehmen, Unterschiede bilden nur kleine Abstufungen, wobei der englische Standpunkt jetzt vielleicht noch mehr überwiegt. Die Überraschung kam diesmal aus Rom, wo ein Kommuniqué verfaßt wurde, das für die früher zum Ausdruck gebrachte römische Auffassung einen Rückmarsch zur gemeinsamen Linie der alten Entente bedeutete. Auch die Völkerbundsreform wurde zurückgestellt; wir hatten nicht angenommen, daß sie mit großer Geschwindigkeit vor sich gehen würde, England hat aber das Tempo so stark abgeschwächt, wie es scheint, daß wir mit einem Erfolg der französisch-klein-ententistischen Kräfte zu rechnen haben werden. Das sind Augenblicksbilder, Einzelszenen aus der großen Handlung, die doch da ist, und das ist wohl das Entscheidende. Auch langsame Bewegung ist eben Bewegung, und auf die kommt es an, soll das Chaos in Europa wieder einmal in friedliche Ordnung gebracht werden. Wir sind allerdings davon noch weit entfernt. Die schriftlich niedergelegte und der Reichsregierung zur Kenntnis gebrachte Auffassung Frankreichs über die Möglichkeiten der Abrüstung ist noch so weit von der unsrigen entfernt — wenn man die Veröffentlichungen in Frankreich als dem tatsächlichen Inhalt entsprechend ansehen muß — daß es sehr schwer sein wird, vorwärts zu kommen. Und doch wird man vorwärts eilen müssen, wobei diesmal der Accelerator durch Frankreich zu betätigen ist. Denn Europa ist schon in so starker Unruhe, daß es bald wieder in ruhige Bahnen kommen muß, soll nicht eine Spannung eintreten, die leicht unvorhergesehene Ereignisse auslösen könnte. Das Deutsche Reich hat abgerüstet, die andern nicht. Dies muß immer wieder mit aller Klarheit betont werden. Die andern haben durch die Nichtabrüstung den Versailler Vertrag verletzt, der sie zur Abrüstung ebenso zwingt, wie er Deutschland zwang. Unsere Position ist deswegen sehr einfach und klar. Das Reich hat von seinen früheren Gegnern die Herstellung des Zustandes zu erwarten, der durch Versailles dem Sinn und Wortlaut nach geschaffen worden ist. In Genf tagt wieder einmal das führende Komittee der Abrüstungskonferenz; wir sind gespannt, mit welcher Resolution man versuchen wird, über den toten Punkt hinwegzukommen. Viel Gutes erwarten wir allerdings nicht.

Die letzte Ratstagung hat das Mandat der gegenwärtigen Saarregierung verlängert. Kenner des Genfer Milieus wundern sich darüber nicht. Die Pressetaktik Frankreichs und Englands deutet an, daß wir mit einer leichten Entwirrung des künstlich vernebelten Problems nicht zu rechnen haben werden. Die dem Reich zustehende Rückgabe der durch den Vertrag von Versailles widerrechtlich vorübergehend vom Reich getrennten Grenzgebiete an der Saar ist ein eindeutiger Rechtsanspruch, denn die Bevölkerung ist, war und wird immer rein deutsch bleiben. Wir halten den Ausdruck „Saargebiet" für irreführend und schlagen vor, daß er nicht mehr gebraucht wird. Man sollte nur von den „widerrechtlich der Reichshoheit entzogenen Grenzgebieten" sprechen. Schon einmal ist das Deutschtum in eine taktisch ungünstige Lage gebracht worden, als man von einem territorialen Begriff „Oberschlesien" ausging. Die Fremdvölker, die in Genf über unsere Volksgenossen an der Westgrenze mitzureden haben, werden, wie es bei Oberschlesien der Fall war, kaum wissen, wo das sogenannte Saargebiet überhaupt liegt. Spricht man von einem „Gebiet", so kommt eine ganz falsche Vorstellung auf. Bisher war das weniger interessant und die Bezeichnung belanglos, weil die entscheidenden Verhandlungen noch in weiter Ferne standen. Jetzt, wo es ernst wird, sollten wir schleunigst eine Vokabel fallen lassen, die aus dem Vertrag von Versailles übernommen worden ist. Vor dem Kriege gab es kein Saargebiet, es gab als Sammelbegriff nur das Saarrevier als Kohlenrevier, das ist ein erheblicher Unterschied. Sprechen wir selbst von einem „Gebiet", dann erwecken wir nach außen hin den Eindruck, als sei hier ein Landkomplex, der als besondere Einheit bei Preußen bzw. dem Reich gestanden hätte. Noch eine Bemerkung zu der nahenden Vorbereitung der Abstimmung: unsere Brüder im bedrohten Grenzland im Westen gehen einer Leidenszeit entgegen. Die Beschlüsse des Rates in Genf lassen die Absicht erkennen, eine militärische Okkupation zur Sicherung der Abstimmung durchzuführen. Wir kennen diese internationalen Seligmacher aus Oberschlesien zur Genüge; wir wissen, welche Aufgaben sie haben. Es scheint uns an der Zeit zu sein, überall im Ausland zu erklären, daß es keiner fremden

Besatzung bedarf, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Nehmt die Kommunisten und Separatisten, die aus leicht erkennbaren Quellen finanziert werden, in Beobachtung, und es wird von allen anderen Deutschen der Grenzkreise keinem Deutschen oder Ausländer ein Haar gekrümmt werden!

Die große Aktivität Frankreichs am Ende des vergangenen Jahres hatte neben einer deutlich gewordenen Verstärkung seines Standpunktes wohl den Zweck, am Balkan die Position gegen Italien auszubauen. Frankreich hat einen Balkanpakt geschaffen, dem außer den Südslawen die Griechen und Rumänen beigetreten sind. Bulgarien unter Verzicht auf seine berechtigten volklichen Ansprüche in diesen frankophilen Bund zu bringen, scheint trotz eines Monarchenbesuches nicht gelungen zu sein. Frankreich hat in Duca einen treuen Freund verloren; er fiel einem Attentat zum Opfer. Rumänien befindet sich schon lange in starker innerer Gärung, es ist ein typisches Beispiel für den Unfrieden, den Versailles den Völkern brachte. Während in Rumänien eine kleine Schicht des Volkes in auffallendem Reichtum lebt, ist der größte Teil vollkommen verarmt. Übersättigung an Kriegsmaterial-Investitionen, Übersteigerung der Schuldenlast des Landes infolge seiner unnötigen Rüstungen haben den Wohlstand dieses Siegerstaates vernichtet. Rumänien hat in den Friedensverträgen einen riesigen Landzuwachs mit den fruchtbarsten Gebieten Europas erhalten. Schuldenfrei trat es die Erbschaft an, die kleine Belastung, die es zu tragen hatte, fällt nicht ins Gewicht. Heute ist es verarmt und von inneren Krisen durchzuckt. Je länger das Glück der Pariser Vororte dem Lande beschieden sein wird, desto mehr wird es zugrunde gehen. Wirtschaft und Politik sind zwei getrennte Dinge, das rumänische Volk wird wohl auch eines Tages erkennen, was ihm seine Politiker eingebrockt haben. Der Balkanpakt wird die Krise der Balkanländer nicht beseitigen, er ist unnatürlich.

Wie die Finanzinteressen Frankreichs mit Politik verbunden werden, zeigt der neueste große Finanzskandal in Paris, der das ganze Land in Aufregung hält. Das parlamentarische System hat dort einen schweren Stoß erhalten, wir sehen uns vor Zersetzungserscheinungen, die nicht mit einer Handbewegung abzutun sind. Bisher verstand es die Kameraderie der Herren aus Kammer und Senat mit kleinen Dossiers über gegenseitige Skandälchen immer wieder einen für die breite Öffentlichkeit undurchdringlichen Schleier zu breiten; hätte man auf einer Seite einmal zu laut von Skandalen gesprochen, so wäre der gute Rahmen des Parlaments für eigene Geschäfte gestört worden. Diesmal wurde es aber doch ernst, man hat es versäumt, rechtzeitig, noch bevor das Volk zu viel hörte, die Schalldämpfer einzusetzen. Wir beobachten seit längerer Zeit in Frankreich Bestrebungen, die auf eine Ausschaltung des Parlamentarismus abzielen, die Folge des neuesten Skandals wird sein, daß sie erheblich an Bedeutung gewinnen.

Merkwürdig sind die Ausstrahlungen, die das französische Regierungssystem auch auf seine Bundesgenossen hatte. Die Prager Parlamente sitzen voll von Korruption und zahlreichen Skandalgeschichten, die bisher nur wenige Eingeweihte kannten. Wir nehmen an, daß auch dort bald einmal eine Rakete hochsteigen wird, die den ganzen Sumpf grell beleuchtet, in dem der Parlamentarismus tschechischer Prägung in getreuer Nachahmung seines Vorbildes arbeitet.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang die sonderbare Finanzierung der Kohlenbahn Oberschlesien-Gdingen erwähnt. Es verlautet, daß die französischen Zusagen über Bereitstellung der enormen Beträge zur Finanzierung dieses überflüssigen Unternehmens nicht gehalten worden sind. Man braucht sein Geld jetzt im eigenen Lande, denn die französischen Finanzinstitute, die sonst so gern große Investitionen aus politischen Gründen mitmachten, werden erst einmal die Verluste abschreiben müssen, die ihnen Stavisky mit seinen Freunden aus den Parlamenten eingebracht hat.

Eine Tagung der Kleinen Entente in Agram versuchte einen festeren Wirtschaftsbund zwischen den Mitgliedsstaaten ins Leben zu rufen. Mit einer Telephon- und Telegraphengemeinschaft soll auf dem Gebiet der Post, später auf eisenbahnwirtschaftlichem Gebiet und schließlich durch Zollvereinbarungen eine Art Zollverein entstehen. Wir vermuten, daß eine große Zahl tschechischer Beamter auf diese Weise gut versorgt werden soll. Wer wird eines Tages die Unterbilanz dieser unnatürlichen Gründungen bezahlen?

In all den Ländern, die sich um Benesch gruppieren, gehen leider ebenso wie in Polen die Deutschenverfolgungen rücksichtslos weiter. Hand in Hand damit geht der systematische Propagandafeldzug gegen das Reich. Belgien fehlt in dieser edlen Gemeinschaft nicht, es verwertet die Greuelnachrichten, die ihm aus dunklen Quellen geliefert werden. Die Verblendung der Drahtzieher in den beteiligten Staaten scheint so weit gediehen zu sein, daß sie gar nicht mehr merken, wie sie in die geistige Abhängigkeit der Komintern geraten. Vielleicht gerade

deswegen will man die Aufnahme der Beziehungen zu den Sowjets beschließen, die jetzt salonfähig werden dürfen, weil sie zu den Gegnern des Reiches gerechnet werden.

Im fernen Osten wächst die Spannung von Tag zu Tag. Die Stellung der Sowjetunion, die sich in Europa dem Feindesring um Deutschland angeschlossen hat, hat sich dort verschlechtert. Die Ausrufung des Staates Mandschukuo zum Kaiserreich bedeutet die Konsolidierung der neuen Macht an der Ostgrenze. Sie wird zu einer starken Stellung durch Japan ausgebaut werden. Wir begrüßen es, daß dadurch die Ausbreitung des Bolschewismus in Innerasien aufgehalten wird. Andererseits ist die Schaffung einer kontinentalen Mongolenmacht nicht unbedenklich, weil sie sehr bald nach Ausdehnung drängen wird. Wir glauben nicht, daß die Sowjets mächtig genug sein werden, diesen Expansionsbestrebungen, die gleichsam im Nomadentum der Mongolen gegründet sind, Einhalt zu gebieten. Freilich sind das Fragen, die uns erst in fernerer Zukunft beschäftigen werden, aber sie sind heute schon gestellt. Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Die wahren Größenordnungen muß man kennen, um richtig urteilen zu können. Statistik allein tut es natürlich nicht, aber ihre Kenntnis gehört zu den notwendigen Voraussetzungen. Ein paar Zahlen aus der Religionsstatistik zeigen das. Es sind Zahlen, hinter denen weltgeschichtliche Entwicklung sichtbar wird.

Über 1,8 Milliarden Menschen leben auf diesem Planeten. Davon sind rund zwei Fünftel christlich getauft. Von diesen christlich Getauften gehört etwa die Hälfte, etwas weniger als ein Fünftel der Menschheit, der römisch-katholischen Kirche an, rund 350000 Millionen Menschen. Katholische Statistiken schätzen die Zahl der Katholiken auf nur etwas mehr als ein Sechstel der Menschheit. Die katholische Religion ist also nicht nur die stärkste unter den christlichen Bekenntnissen, sie steht überhaupt an erster Stelle aller Religionen. Wir lassen die anderen Religionen der Größe nach folgen. Zur Lehre des Konfutsius bekennen sich 300 Millionen, das sind mehr als 16 Prozent der Menschheit. Die Mohammedaner sind auf 233 Millionen geschätzt — fast 14 Prozent. Es folgen die Hindus mit 12 Prozent, die Anhänger Buddhas mit 199 Millionen, 10,8 Prozent. Die Protestanten in der Welt zählen nur 164 Millionen, gleich nicht ganz 9 Prozent der Menschheit. Zur orthodoxen christlichen Kirche bekennen sich 131 Millionen, etwas über 7 Prozent. Die nächsten sind „Heiden“: 122 Millionen (= 6,5 Prozent) und Religionslose: 76,5 Millionen (= 4 Prozent) — Juden gibt es 15,7 Millionen auf der Welt (= nicht ganz 1 Prozent).

Interessant sind die Verhältniszahlen für Europa: 42 Prozent Katholiken, 25 Prozent Orthodoxe 24 Prozent Protestanten (2,2 Prozent Religionslose, 2,5 Prozent Juden). In den Kirchen, daneben, dagegen eine wahre Brutstätte von Sekten, die „Stachel im Fleische“; das Zeichen tiefer religiöser Gärung und Unruhe. Sollten die Unionsbestrebungen Roms, die orthodoxen Kirchen für die katholische Kirche zurückzugewinnen, zum Ziele führen — man kann mit dieser Möglichkeit rechnen — dann ständen in Europa über 67 Prozent Katholiken 24 Prozent Protestanten gegenüber, ein Verhältnis 3:1. — Im übrigen stehen die Katholiken nicht nur in Europa an erster Stelle, auch in den Vereinigten Staaten, mit 53 Prozent.

Noch ein paar Zahlen über das katholische Missionswesen, die den Laien in Erstaunen setzen. Afrika hat 221 Diözesen mit 3243 Missions- und 237 eingeborenen Priestern, 26678 Missionsstationen. — Britisch Indien zählt 54 Diözesen, 3970 Missionspriester, 5823 Missionsstationen, dazu 2000 eingeborene Priester. (Von den 350 Millionen sind 3,5 Millionen katholisch.) — In China gibt es 2,5 Millionen katholische Chinesen, 117 Diözesen, 3798 Missions- und 1563 eingeborene Priester. In den letzten fünf Jahren sind 30 Diözesen errichtet worden! — Japan und Korea haben 17 Diözesen, 400 Priester und 1067 Missionsstationen. — In den malaiischen Staaten gibt es 11 Diözesen mit 270 Missionspriestern, in Ozeanien 19 Diözesen mit 400 Priestern; von rund 2 Millionen sind 350000 katholisch.

„Vlaanderen — Jong-Dietschland“ — unter diesem Namen haben sich die beiden führenden vlämischen Zeitschriften „Vlaanderen“ und „Jong-Dietschland“ vereinigt: ein Tatbestand, der anzeigt, wie sehr man im Lager des kämpfenden vlämischen Volkstums die frühere Zersplitterung der Kräfte zu überwinden bemüht ist. Was in der Dinaso-Bewegung des Joris van Severen politisch-organisatorisch gestaltet wird,

die Zusammenfassung des Vlamentums unter großniederländischer Zielsetzung, kann der geistigen Unterbauung nicht entbehren. Die Vereinigung der genannten Zeitschriften verstärkt daher von der grundsätzlichen Seite her die Einwirkungsmöglichkeiten auf die praktische Politik, während gleichzeitig die geistige Schicht, die sich um „Jong-Dietschland" sammelte, mehr als bisher den realpolitischen Notwendigkeiten nähergebracht werden kann.

Die Gesamtentwicklung innerhalb der belgischen Staatsgrenzen beschleunigt die Auseinandersetzung zwischen belgischer Vergangenheit und vlämischer Zukunft. Aber zweifellos wird der belgische Staat seinerseits alle Kräfte daransetzen, der „vlämischen Rebellion" Herr zu werden, zumal das österreichische Beispiel, diktatorisch gegen das Volk zu regieren, in der belgischen Demokratie des Westens aufmerksam verfolgt wird, und gewisse Nachahmungsversuche naheliegen. Das wieder bedingt, daß auf vlämischer Seite der „innere Kampf" nach Möglichkeit ausgeschaltet wird, muß man doch hier noch immer nach zwei Seiten kämpfen: gegen den belgischen Staat und den vlämischen Belgizismus. Noch befindet man sich im Aufmarsch. Doch erweist das Programm der neuen Zeitschrift „Vlaanderen — Jong-Dietschland", daß sich die geistige Jugend des um sein volkliches Lebensrecht kämpfender Vlaandern bewußt ist, um was es geht, und daß das letzte Ziel nur durch letzte Einheit zu erreichen ist.

Als Kurt Graebe,

preußischer Offizier und Feldartillerist, anno 1914 ins Feld rückte, gab es weder einen polnischen Staat noch einen Korridor. Als der Oberstleutnant a. D. nach dem Kriege ins Bromberger Land zurückkehrte, stellte ihn das Schicksal vor eine völlig neue Aufgabe: der Frontsoldat des Weltkrieges wurde zum Kämpfer für deutsches Volkstum und Volksrecht. Und die Selbstverständlichkeit, mit der er die neue Aufgabe angriff und durchführte, kennzeichnete zugleich sein Wesen, in dem sich preußische Pflichterfüllung und Tapferkeit mit ursprünglichster Heimatverbundenheit verbanden. Durch Generationen mit der Ostmark verwurzelt, widerlegt dieser Sohn eines Rittergutsbesitzers aus dem Gnesener Kreis schon durch sich selbst die polnische Propagandabehauptung, das Deutschtum in den abgetrennten preußischen Teilgebieten sei nicht bodenständig.

In der Not erstehen die brauchbaren Männer — und gewiß war keiner an seinem Platze so notwendig und unentbehrlich als Kurt Graebe, der mit seltener Energie und Zähigkeit die schwer berannte Position des Korridordeutschtums hielt und nach der Abtrennung unermüdlich für die Selbstbehauptung seiner Volksgenossen wirkte. Und wenn dieses Deutschtum sich, trotz der schweren Schläge, die ihm durch gewaltsame Verdrängung zugefügt wurden, existenzfähig blieb, so ist das nicht zuletzt das Verdienst eines Mannes, der sich am allerwenigsten durch gegen seine Person gerichtete Bedrohung beirren ließ. Als Staatsbürger des polnischen Staates tat er seine Pflicht ebenso gewissenhaft wie als deutscher Mensch, und mit unerschütterlichen Nerven ertrug er die vielfachen Verfolgungen, die ihm als Volkstumsführer im neuen Polen nicht erspart blieben, gehörte doch der sogenannte Graebe-Prozeß gleichsam zum eisernen Bestand des polnischen „Rechtslebens".

Im polnischen Sejm, dem er seit 1922 angehört, vor dem Völkerbunde, im Verband der deutschen Volksgruppen, dessen Präsident und Beauftragter er ist, beim Europäischen Nationalitätenkongreß und interparlamentarischen Zusammenkünften vertrat der Oberstleutnant Graebe die ihm anvertrauten Volksgenossen mit der gleichen nüchternen Ruhe, die ihm in allen Lebenslagen eigen ist und stärker wirkt als schwungvolle Rede und Ideologie. So wurde er zu einem der markantesten Vertreter des Auslandsdeutschtums. Und nur eins erscheint an dieser in sich geschlossenen ostdeutschen Persönlichkeit unglaubhaft: daß er am 9. Februar das sechzigste Lebensjahr erreicht. Denn der Kämpfer Graebe gehört zu den jüngsten seiner Art — und weil sich in ihm das Wort Moeller von den Brucks „Jugend ist keine Angelegenheit der Jahre, sondern der Einstellung" beispielhaft verkörpert, würde er auch als Siebzigjähriger im Rechtskampf deutschen Volkstums so unentbehrlich sein wie er es 1919 war und 1934 ist.

Ein Kongreß asiatischer Studenten,

die an europäischen Hochschulen studieren, tagte Ende Dezember in Rom, auf Einladung Mussolinis, über eine faschistische Studentenorganisation. Mussolini sprach betont von dem Standort der Stadt aus, als sie das Zentrum eines Weltreiches war, das asiatisch-byzantinischen Charakter hatte. Das Schwergewicht der Entwicklung scheint sich nunmehr zurückzuverlagern, nach der asiatischen Welt hin. Mussolini sieht offenbar für Rom eine neue große Zeit kommen.

Auch der Papst empfing die Teilnehmer des Kongresses und machte dabei bedeutsame Ausführungen. Er erklärte feierlich, Rom sei das

religiöse Zentrum der Welt. Seit den Zeiten der Apostel und Cäsaren sei Rom der Mittelpunkt der christlichen Kulturen gewesen und habe gemäß dem Weltmissionsauftrage Christi durch die ganzen Jahrhunderte hindurch vielfältig nach Asien hinüber gewirkt. Man könne mit Recht sagen, Christus sei Römer, in dem Sinne verstanden, daß Rom, das katholische Rom, die Ausbreitung des Glaubens in der Welt übernommen habe.

Das ist, nach vielen Jahrhunderten wieder offen ausgesprochen, die Anmeldung des Totalitätsanspruches der römisch-katholischen Kirche, wie er unter anderem in der Lehre des Augustinus über den „Gottesstaat" begründet ist. Die Zwei-Schwerter-Theorie, die Theorie von der geistlichen und weltlichen Macht, die gemeinsam die Welt regieren sollen — das ganze Mittelalter stand unter dem Zeichen dieser These — scheint hier in der Idee wieder aufgegriffen. Mit dem realen Ziel, Rom zum politischen und religiösen Zentrum der Welt zu machen. Das muß Anlaß geben, die Weltentwicklung von diesem Blickpunkt aus zu überprüfen.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Edgar J. Jung, München — Geheimrat Prof. Dr. Maximilian Claar, Neapel — Prof. Dr. Alfred Stern, Zürich — Norbert Jaques, Adelinenhof — Dr. Paul Ortwin Rave, Potsdam — Julius Meier-Graefe, St. Cyr sur Mer — Dr. Hans Friedrich Blunck, Hamburg — Peter Weber, Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald; Stellvertretender Schriftleiter: Dr. Paul Fechter, Berlin-Lichterfelde • Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Gerhard Kießling, Leipzig • Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Tel. 71246 • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1. • DA. 3800 IV. Vj. 33

LEOPOLD ZIEGLER

Der deutsche Staat

I.

Wenn wir unter dem Staat nach Herkunft und Bedeutung des Wortes das verstehen sollen, was steht und fest ist, dann müßte sich füglich jede Erörterung des Themas Staat erübrigen in einer Zeit, wo alles fließt. Unstreitig ist das Deutschland dieser Stunde ein Deutschland zwischen den Staaten. Ein Deutschland des Aufbruchs und Umbruchs, ein Deutschland ungeheuer flutendster Bewegtheit – und schon aus diesem Grunde, könnte man versucht sein zu folgern, schlechterdings ungeeignet für eine geduldige Erforschung dessen, was seinem Begriffe nach das Feste und Dauerhafte ist. Gleichwohl läßt dieser Sachverhalt keineswegs diese Folgerung allein zu, die sich uns als den von den Ereignissen Getriebenen durch sich selbst empfiehlt, und mit vielleicht noch besserem Rechte könnte man geradezu auf ihrer Umkehrung bestehen. In Wahrheit war keine Stunde unserer Vergangenheit zu einer grundsätzlichen Besinnung über den Staat besser geeignet als die von uns durchlebte; in Wahrheit hat uns keine Stunde mit solch schmerzhafter Eindringlichkeit und Eindeutigkeit fühlbar gemacht, was wir, vorübergehend ein staatenloses Volk, vom Staate nun eigentlich erhoffen und erwarten. Mit ganz elementarischer Wucht vor allem nämlich dieses, daß uns der Staat in den bevorstehenden Weltwirren, die sich seit dem letzten Kriege zusehends zu interkontinentalen Dimensionen steigern, die Fortdauer und den Selbstbestand als Nation verbürge. Vom deutschen Staate reden, kann also auf lang hinaus nichts anderes meinen, als uns Rechenschaft geben über die angemessenste Form volkhafter Selbstverwirklichung, die uns, die Besiegten des letzten Krieges, bei den fälligen Entscheidungen über die „Regierung der Erde“ befähigt, als geschichtsbestimmender Faktor mit dabei zu sein – als ein Faktor mithin, dessen politischer Wirkungsgrad unserem staatsschöpferischen Vermögen genau verhältnismäßig sein wird.

Damit wäre aber auch schon ein Erstes und Grundlegendes an Einsicht gewonnen. Was wir mit Ungeduld und selbst Unduldsamkeit gegenwärtig ersehnen, ist wahrlich nicht diese oder jene Möglichkeit staatlicher Selbstgestaltung, sondern ist jene einzig angemessene von sämtlichen Staatsgestalten, die uns in den unabwendbaren Kataklysmen und Katastrophen der Zukunft den nationalen Selbstbestand noch am ehesten sichert und sich so allerdings auch als die deutscheste aller Staatsgestalten bewährt. Unzweifelhaft war unter den Antrieben der deutschen Revolution einer der vorwaltendsten ein instinktives Wissen, daß der bisherige Staat dieser vitalen Forderung auf keine Weise entsprochen habe und schon aus diesem Grunde, wenn sonst aus keinem anderen, noch rechtzeitig zertrümmert werden müßte. Wie schwankend und umrißlos auch das Bild des neuen Staates sein mochte, welches die junge Revolution in sich selber trug, – ihr Widerwille gegen den alten Staat war unbedingt und ließ an Leidenschaft und Härte nichts zu wünschen übrig. Der alte Staat war ganz einfach ein schwacher Staat, mit Kautschuk statt mit Nickelstahl gepanzert, und in unseren Augen wäre dies sein Todesurteil gewesen, auch wenn wir ihm sonst die Vollkommenheit selbst hätten nachrühmen dürfen. Der alte Staat war ein schwacher Staat in einem Zeitpunkt, da Schwachheit eine Sünde und Ohnmacht ein Frevel war; in einem Zeitpunkt, da die geschichtliche Lage nicht nach dem starken, nein, nach dem stärksten Staate schrie. Ein schwacher Staat, es sei zum drittenmal gesagt, war jener alte Staat, vermorscht und schwammig in allen seinen Stützen, und daher auch von einem einzigen Windstoße fortzufegen. Dies aber alles war er, vermerken wir es wohl! mit nichten als eine Notschöpfung von Weimar

allein: sondern in seiner viel weiter zurückliegenden Eigenschaft als die politische Schöpfung oder Afterschöpfung der bürgerlichen Gesellschaft! Sie war es, wie ich jetzt zu zeigen habe, die aus wesensgesetzlichen Gründen gar keinen andern als eben einen schwachen Staat zu erschaffen oder aber auch nur zu dulden gesonnen sein konnte!

Und hiermit berühre ich eine zweite Einsicht gleichfalls von grundlegender Bedeutung. Ist es unsere erste Behauptung, daß sich der alte Staat als hoffnungslos schwacher Staat eigentlich von selbst gerichtet und von selbst erledigt habe, dann ist es unsere zweite Behauptung, daß er der schwache Staat gewesen sei nicht sowohl, weil er uns als die Verlegenheitsgründung von Weimar mehr oder weniger von außenher aufgezwungen wurde, – sondern weil er bereits im neunzehnten Jahrhundert der Staat der selben bürgerlichen Gesellschaft geworden war, die nach ihrer Gesamteinstellung einen ernsthaften Staatswillen gar nicht zu entwickeln vermochte. Gewiß finden wir auch diesen Bürgerstaat des abgelaufenen Jahrhunderts insonderheit was Preußen-Deutschland angeht, noch vielfach durchsetzt, ja durchfruchtet mit den Einrichtungen des absoluten Fürstenstaates aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und insofern konnte er allerdings in praxi eine viel größere Widerstandskraft erweisen, als nach der Theorie zu vermuten gewesen wäre. Nichtsdestoweniger stellt der bürgerliche Staat, je reiner er sich in den konstitutionellen und parlamentarischen Formen des vorigen Jahrhunderts niederschlägt, ein desto labileres Gebilde dar, – und um diese Feststellung gültig zu erhärten, werden wir guttun, auf die Entstehung und so auch Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft, die diesen Staat zu verantworten hat, einen flinken, aber scharfen Blick zu werfen. Dabei wird uns nicht entgehen, daß die Gründung von Weimar bloß der späte, ja der verspätete und überspitzte Ausdruck einer allgemeinen Staatsgesinnung war, die mit der bürgerlichen Gesellschaft das Abendland erobert und darum auch nur mit dieser selbst überwunden werden kann.

II.

Wie und wodurch aber entstand diese bürgerliche Gesellschaft? Grundsätzlich, erwidere ich, durch den Ganzheitsanspruch eines einzelnen Standes, nämlich des dritten Standes, den die französische Revolution erhebt und mit den geschichtsüblichen Mitteln des Zwangsvollzuges auch siegreich erkämpft. Die Frage des Abbé Siéyès: wer oder was ist der dritte Stand, und seine lakonische Antwort: in Wirklichkeit nichts, in Wahrheit alles! – dieses epochale Frage- und Antwortspiel meldet die Geburt der bürgerlichen Gesellschaft an und fängt den historischen Vorgang „Französische Revolution“ genannt sozusagen in seinem geistigen Reflex auf. Nicht eigentlich, daß sich der dritte Stand von den übrigen Ständen emanzipiert, hat die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft zur nächsten Folge, – wohl aber, daß diese Emanzipation unmittelbar mit dem unverblümten Anspruch auf Totalität verkoppelt ist und damit die Säkularisation aller andern Stände de facto einschließt. Denn was geschieht? Ein einzelner Stand erklärt auf eigene Faust seinen Austritt aus der ständischen Ordnung und wirft sich eigenmächtig zum status aller auf! Ein einzelner Stand stellt sich mit diesem Akte beispielloser Willkür außer und über sämtliche Stände und zerbricht mit eisernem Griff das Standes- und Staatsgefüge des europäischen, des christlichen Mittelalters! Ein einzelner Stand legt kurzerhand die großartige Architektur der wechselseitig sich stützenden, wechselseitig einander verpflichteten, durch die religiöse Klammer der fides heilig einander verbundenen Stände in Trümmer, um derart freilich den Sachverhalt und Begriff des Standes überhaupt zu vernichten! Denn darüber besteht doch nicht der leiseste Zweifel, daß Sachverhalt und Begriff des Standes nur dort sinnvoll bleiben, wo sie die unterscheidenden Merkmale einer Mehrheit von Ständen abgrenzen, während dieser ihr Sinn vollkommen verlorengeht, wo mit der Standes-Mehrheit auch jeder Standes-Unterschied von vornherein geleugnet wird und ein einziger Stand in blinder

Vermessenheit das soziale Absolutum zu sein behauptet. Wer daher sämtliche Stände in einem Stand aufgehen läßt, der streift damit unweigerlich auch diesem Einen Stand die Eigenschaften des Standes ab. Der findet nirgends mehr etwas, gegen das er diesen Einen Stand abheben, ihm über- oder unterordnen könnte — aber auch nirgends mehr etwas, gegen das er diesen Einen Stand anlehnen, das ihm einen Halt gewähren könnte. Mit brutaler Konsequenz zerstört der Anspruch auf gesellschaftliche Totalität des Einen Standes das in seinen letzten Absichten ewig vorbildliche System von „Diensten", als welches das Mittelalter nicht bloß seine Baudenkmäler, seine Hoch- und Erzkirchen, sondern durchaus seinen status, seine πόλις errichtet hatte. Seither gibt es nichts des Stehenden, gibt es nichts des Stand-Festen und Stand-Haften mehr, welches nach dem offenbarenden Willen der Sprache eben mit dem Ständischen und Staatlichen der Sache nach zusammenfällt; seither ermangelt unser gesellschaftlicher status selber des Rückgrates und der Knochen, die es dem höher organisierten Leben sonst überall erlauben, sich in Mannigfaltigkeiten auszugliedern und dennoch Ganzheiten zu bleiben. Mit welchem Erfolge aber nachher die bürgerliche Gesellschaft jene von ihr säkularisierten Stände durch Gruppengebilde eigener Erfindung, die sogenannten Parteien, zu ersetzen versucht hat, ist uns nur allzu eingedenk, als daß ein Wort darüber nötig wäre.

Genug — die Aufhebung der Stände trifft den Staat ins Herz, trifft ihn in seine eigentliche Lebens- und Wirkensmitte, in sein Wesensgesetz, in seine platonische Idee: eben weil der Staat das Stehende, Stand-Feste und Stand-Hafte nur als gestufte Ordnung von Ständen ist und bleibt. Letztere verneinen, heißt den status als solchen verneinen, und schon deswegen ist die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft durchaus die Geschichte einer fortlaufenden Rückbildung und Verkümmerung des Staatsbewußtseins als solchen. Goethe war zeitweilig der einzige Deutsche, der mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit diese Zusammenhänge, wenn nicht verstandesmäßig durchschaute, so doch gefühlsmäßig erahnte, indem er sich gegen das Weltereignis der französischen Revolution als dem wahren Weltverhängnis mit einer verzweifelten Halsstarrigkeit vom ersten Tage an innerlich verhärtete und immer mehr verhärtete. Erst uns beginnt erst heute dieser Sachverhalt von beispielloser Tragik leise aufzudämmern — die unheimliche, ganz und gar unbegreifliche Vereinsamung, die sich um den älteren Goethe seit der Rückkehr aus Italien, etwa das Jahrzehnt der Freundschaft mit Schiller ausgenommen, wie ein Mantel von Eis erstarrend legt; diese Vereinsamung inmitten der soeben aufblühenden „bürgerlichen Sozietät", welche er fast mit gleicher Verbissenheit bekämpft wie die Farbenlehre seines Feindes Newton (und übrigens für Tieferblickende aus gleichen Motiven!): diese Vereinsamung ist die herbe Frucht eines unbeugsamen Nein, wo die überwältigende Mehrzahl der Zeitgenossen ihr beifälliges Ja herausgejubelt hat. Bereits auf dem Staats- und Gesellschaftsdenker Goethe lastet mit zermalmenden Gewichten der Argwohn, diese bürgerliche Gesellschaft möchte die Anarchie leibhaft in ihrem Schoße hehlen und in der Folge jedem status überhaupt ein Ende machen — derselbe Argwohn, der nachher Männer vom geistigen Zuschnitt der Stein, Hegel, Adam Müller antrieb, Fürsprecher und Vorkämpfer eines zeitgemäß verjüngten Ständestaats zu werden.

In Wahrheit hat Goethe auch hier unheimlich klar gesehen. Denn kaum hatte der dritte Stand ja seinen revolutionären Anspruch auf soziale Totalität gegen die zwei ersten Stände siegreich durchgefochten, als sich der Vorgang des dritten Standes mit dem vierten Stande wiederholt. Was dem Bürger recht, scheint dem Arbeiter billig, und mit der Folgestrenge eines geschichtlichen Fatums treibt der soziale Ganzheits- und Herrschaftsanspruch einer ständelos-bourgeoisen Gesellschaft bald den Ganzheits- und Herrschaftsanspruch einer klassenlos-proletarischen Gesellschaft aus sich hervor. Und damit nicht genug! Die fortschreitende Aussperrung von Angehörigen des vierten

Standes vom Arbeitsvorgang hat in den führenden Wirtschaftsländern der Erde diesen Stand selbst in die eigentlich Arbeitenden und in die Arbeitslosen aufgespalten, so daß der organisatorische Zusammenschluß der letzteren zu einem fünften Stande längst eine Lebensfrage für die betroffenen Völker geworden ist. Ungleich bedrohlicher noch als sogar die Entstehung eines fünften Standes ist jedoch die Heraufkunft eines sechsten, der sich nicht mehr aus denen zusammensetzt, welche infolge einer ungelösten wirtschaftlichen Problematik nicht arbeiten dürfen, sondern aus denen, welche infolge einer minderwertigen Veranlagung nicht arbeiten wollen und sich als die freiwillig Entehrten und Ausgestoßenen, als die geborenen Verbrecher und Gesellschaftsfeinde ihrerseits ständisch konstituieren. Sie haben als sechster Stand in Rußland beispielsweise die Verbindung mit dem vierten Stande aufgenommen; sie werden in Nordamerika wahrscheinlich die Verbindung mit dem fünften Stande herstellen. Was aber diese progressive, diese permanente Emanzipation immer neuer Stände zu einem Verhängnis ohnegleichen stempelt, ist der nicht ernst genug zu nehmende Sachverhalt, daß nachweislich jeder berufsständische Typus im Augenblick, wo er seinen soziologischen Ort verläßt, entweder entartet und verwildert, oder verkümmert und verkrüppelt. So ist der emanzipierte Bürger kein echter Bürger mehr — das ist die unwiderlegliche Geschichtslehre seiner Wandlung vom citoyen zum bourgeois im Ablauf des vorigen Jahrhunderts. So ist der emanzipierte Arbeiter kein echter Arbeiter mehr — das ist die unwiderlegliche Geschichtslehre der russischen Revolution, die eine soziale Mischform zwischen Proletarier und Bourgeois mit einem mehr oder minder starken Zusatz von Chuliganismus heranzüchtet. So ist der emanzipierte Bauer kein echter Bauer mehr — und das ist vielleicht die eigentliche Geschichtslehre der deutschen Bauernkriege, die wir mit dem Blut von hunderttausend Bauern teuer genug bezahlen mußten. Alle diese emanzipierten Bürger, Arbeiter und Bauern sind verirrte, aus ihrer Bahn geschleuderte Sterne; alle fallen sie von ihrer ursprünglichen Höhe herab und gleiten in den bodenlosen Sumpf, der jeden verschlingt, wenn er seine Stützen und Schranken nicht mehr in einem Ganzen findet, sondern selber das Ganze zu sein behauptet.

Unaufhörlich mithin, so fasse ich mich jetzt zusammen, entläßt das falsche Wunschziel eines totalen Bürgerstaates, Arbeiterstaates, Bauernstaates die jeweiligen Stände aus dem Herrschaftsgefüge, welchem sie ihre Physiognomie und ihren Charakter danken, und überantwortet sie dem Chaos einer gleichförmigen und gesichtslosen Vermassung. Und ich versuche dieses vorläufige Erträgnis unseres Nachdenkens nunmehr auf eine Formel zu bringen, die vielleicht ein geschichtliches Gesetz, vielleicht aber auch nur eine geschichtliche Regel umschreibt, wenn ich sage, daß jeweils der zuletzt emanzipierte Stand auf seine soziale Totalität pocht und sich deshalb sämtliche anderen Stände politisch zu unterwerfen trachtet mit dem Endziel ihrer völligen Einebnung und Aufhebung. Dieses Gesetz oder diese Regel, mit dem Ausbruch der französischen Revolution sichtbar in Kraft getreten, drückt dann im Grunde freilich bloß den Tatbestand einer permanenten und progressiven Revolution aus, in welcher die bürgerliche Gesellschaft seit ihrer Entstehung begriffen ist. Mit ihren Sturmglocken diese permanente und progressive Revolution eingeläutet zu haben, gibt der französischen Revolution ihren eigentlichen Sinn: und weil das so ist, kann unsere deutsche Revolution grundsätzlich nur den entschiedensten Gegensinn haben, jene progressive Revolution in Permanenz ein für allemal abzuriegeln und für jede Zukunft zu verunmöglichen! Dies für richtig unterstellt, kann unser geschichtlicher Auftrag nur der sein, endgültig den Brand zu löschen, der das Haus der mittelalterlichen societas christiana bis auf die Grundmauern eingeäschert hat. Dann liegt es auf uns, die fortschreitende Ausgliederung stets neuer Stände durch deren planmäßige Rückeingliederung in den allständischen status gleichsam zu widerrufen und dem Ganzheitsanspruch der bürgerlichen Gesellschaft durch einen Staatsgedanken zu begegnen, der den flüchtig gewordenen Bürger,

Arbeiter, Bauern neuerdings um seine Fahne schart. Dann haben wir unsere deutsche Revolution als den entscheidenden Versuch zu deuten, die anderthalbhundertjährige Ära ständischer Emanzipationen in die Ära einer ständischen Restitution und Reintegration zu überführen, – ich will den Mund nicht vollnehmen und sagen: um das Abendland zu retten, wohl aber: um in unserm eigenen Staatswillen eine solche Umkehr, eine solche Wandlung zu bewirken, daß sie in der Folge uns selber und das Abendland mit retten könnte!

III.

Das alles hebt unsere deutsche Revolution nicht allein gegen die französische, sondern mit nicht geringerer Eindeutigkeit gegen die russische Revolution ab, die das Testament der französischen radikal vollstreckt. Während die russische Revolution mit jenem Fanatismus, dessen nur slawische Gehirne fähig scheinen, aus den Grundsätzen der französischen Revolution die extremsten Konsequenzen zieht und mit dem Anspruch des vierten und sechsten Standes auf gesellschaftliche Totalität ebenso blutigen Ernst macht wie mit der Säkularisation der übrigen Stände und Klassen, widersetzt sich die deutsche Revolution jenen Grundsätzen bis aufs äußerste, und mit ihnen auch jedem bloßen Arbeiter- und Bauernstaat, jeder stände- und klassenlosen Gesellschaft, die am Ende ja auch eine staatenlose Gesellschaft wäre! Das ist ein Tatbestand, der dann unserer spezifisch deutschen Einstellung zum Bürger zugute kommen muß. Obschon nämlich dieser Bürger seit mindestens einem Jahrhundert eine ärgerniserregende Unfähigkeit zum Staat an den Tag legte; obschon er seine politische Lauheit, Ziellosigkeit und Unzuverlässigkeit in einem beklagenswerten Grade unter Beweis stellte: bleibt er uns dennoch der schlechthin unentbehrliche und so auch unantastbare Träger von überragenden Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften und der Technik, der Wirtschaft, des Verkehrs und sogar der Künste. Müssen wir diesen Bürger als Staatsbürger und Staatsbürgen bisweilen aus Herzensgrund verachten, so geben wir doch dem Haß gegen ihn, wie er die Seele des Proletariers eh und je vergiftete, nirgends Raum; im selben Augenblick, wo die Geschichte an der bürgerlichen Gesellschaft ihr Strafgericht vollstreckt, setzen wir jede Kraft daran, den bürgerlichen Stand dem neuen status einzufügen. Denn das glauben wir ja vorhin mit Sicherheit erkundet zu haben – derselbe Bürger, der im Mittelalter der königliche Kaufmann war, ein Gründer aufblühender Stadtstaaten und mächtiger Städtebünde und insofern nicht selten auch seinerseits ein wahrer Staatsmann, derselbe Bürger ist seither zum bloßen Unternehmer oder Betriebsleiter zwangsläufig entartet, weil er ja mit seiner Emanzipation auch alles Adlige, alles Priesterliche, alles Kämpferische aus sich ausgeschieden oder in sich verkapselt hat. Geboren zu einem trefflichen Akteur im reichen Ensemble des allständischen Staates, macht er die kläglichste Figur, sobald er allein auf der Szene steht und hier seinen Monolog sprechen, sein Monodram spielen soll.

Derlei Überlegungen verhelfen uns dann zu einer kleinen Gewißheit – die reife Frucht deutscher Revolution kann nur der deutsche Staat sein, der deutsche Staat, aber nur der integrale oder allständische Staat; status einer vollendeten restitutio in integrum aller Stände, die bisher ihren Anspruch auf gesellschaftliche Totalität durchgesetzt, die politische Macht an sich gerissen, den Staat als solchen depotenziert und resorbiert haben. Ganz zweifellos ist dieser Sachverhalt denn auch gemeint, wenn heute bei manchen die „deutsche Revolution" noch lieber die „konservative Revolution" heißt – die konservative Revolution, weil sie nach einer glücklichen, von mir nur etwas variierten Definition Edgar Jungs zeitliche Einrichtungen zertrümmert, um ewige Ordnungen zu bewahren. Offenbar ist der integrale Staat selbst eine solch ewige Ordnung, indem er, und nur er, das stets identische Gesetz der Staatswerdung überhaupt erfüllt und jedem Versuch einer Emanzipation ständischer und klassenhafter Gesellschaftsglieder mit einer rechtzeitigen Restitution und Reintegration begegnet. Nur so

verwirklicht der integrale oder allständische Staat den zu sich selbst kommenden und seiner selbst bewußten Willen aller in dem doppelten Sprachsinn von Rousseaus volonté de tous und volonté générale. Er will, und dies im schneidenden Widersatz zum abstrakten Staat des dritten oder vierten Standes, durchaus die runde Totalität aller Stände – sie aber freilich nicht in ihrer emanzipierten Gestalt, die sich aus dem status gelöst und gegen ihn verselbständigt hat, sondern als die konkret gesetzten, konkret durchlaufenen Momente seiner eigenen Selbstentfaltung. Geschworener Widersacher jeglichen Strebens, welches auf eine Minderung der ursprünglichen Spannung zwischen Staat und Gesellschaft zielt, wird der integrale Staat diese Spannung eher bis zur Unerträglichkeit steigern, als der Gesellschaft erlauben, den Staat ihrem an sich natürlichen Bedürfnis nach organischer Ausgliederung zu opfern. Grundsätzlich nicht läßt sich der integrale Staat zum Schlachtfeld für Stände- oder gar Klassenkämpfe machen, und statt die Gesellschaft als den gegebenen Geschichtsraum aufzufassen, in welchem die Entscheidungen über den Staat fallen, betrachtet er umgekehrt sich selbst als den gegebenen Geschichtsraum, in welchem er seine Entscheidungen über die Gesellschaft fällt. Solchermaßen ist es der integrale, ist es der allständische Staat, der auch für die Staatslehre Hegels erst den gültigen Wahrheitsbeweis, die Probe aufs Exempel liefert. Hat doch Hegel, noch immer der mächtigste Kopf, wo es um die ewigen Fragen der „Staatheit" geht, fürwahr nicht aus zufälliger Laune den alten Genossenschaftsgeist gegen die Zerrissenheit der bürgerlichen Gesellschaft aufgeboten, und ist es doch wer weiß wie tief im Wesen der Sache gegründet, wenn er die bürgerliche Gesellschaft eben durch den Begriff der „Korporation", der berufsständischen Körperschaft, dialektisch überwindet, – wie übrigens auch in eingestandener Anknüpfung an Hegel seither der stato corporativo Mussolinis. Hiergegen will es nur wenig besagen, daß von dieser hegelschen Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft, man weiß es, Karl Marx später seine sozialistische Gesellschaft begrifflich abzuzweigen versucht hat. Denn dies eine glauben wir heute ja mit unbedingter Sicherheit zu durchschauen: daß der status entweder die soziale Integration sämtlicher Stände ist, oder daß er überhaupt nicht ist! Unter keinen Umständen aber stellt die sogenannte sozialistische Gesellschaft ohne Stände und Korporationen, wie die Marx und Lenin beteuern – ob Stalin viel von dieser Beteuerung hält, weiß ich nicht! – keineswegs stellt sie die dialektische oder historische Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft dar, sondern im Gegenteil deren energetische Verfallsform, deren entropischen Endzustand. Hier befinden wir uns ganz einfach an einer Wasserscheide der Menschheit, wo sich die Geister trennen. Während die politischen Quellkräfte der Völker auf der einen Seite in majestätischem Gefälle das Meer des allständischen status als ihr Sammelbecken suchen und finden, versanden und verschmachten sie auf der anderen Seite in der trostlosen Wüste des ständelosen Staates, der wie gesagt zuletzt auch in eine staatenlose Gesellschaft übergehen wird.

IV.

Nach diesem allen nimmt sich der Auftrag der Geschichte an unsere Deutschheit fast einfach aus. Uns ist es zur Pflicht gemacht, die Ära der ständischen Emanzipationen durch Schaffung des integralen Staates abzuschließen, wobei diese Schaffung ihrerseits auf eine Restitution oder Reintegration allständischen Wesens überhaupt hinausläuft – mit einem Wort also: auf ein neues Mittelalter! Diese Schlußfolgerung ist unausweichlich, und dennoch ist sie es, die uns bei einiger Ehrlichkeit gegen uns selbst in eine nicht geringe Verlegenheit stürzt. Denn mag das neue Mittelalter künftig aussehen wie es will, so werden es zwei Dinge vom alten Mittelalter stets grundsätzlich unterscheiden und das gewaltige Vorhaben eines ständischen Neubaus beträchtlich verschwierigen. Zum ersten die ebenso schlichte wie bedeutsame Tatsache, daß der mittelalterliche Ständestaat eine echte Ordnung, will heißen eine echte Stufung ist, wo jeder

Einzelstaat seinen gottgewollten soziologischen Ort zwischen dem nächsthöheren und nächstniederen Stand bezieht. Zum zweiten, augenscheinlich mit diesem ersten nahe zusammenhängend, stützt sich der mittelalterliche Staats- und Gesellschaftsbau überall auf einen ersten und zweiten Stand, den als Stand die französische Revolution endgültig zerschlug, — ich meine den christlichen Adel, der diesem alten Mittelalter seine Priester und Heiligen, seine Richter und Ritter schenkte, durchaus aber auch die Träger des Wissens und der Bildung, die Baumeister, Dichter und Sänger. Um beide Tatbestände zu vereinen: das alte Mittelalter begnügt sich nicht mit der Errichtung eines bloß ständischen Gefüges, sondern es schreitet fort zu einer ständischen Rang- und Stufenordnung, die für die societas christiana desto unantastbarer ist, als sie sich unmittelbar aus dem gemeinschaftlichen Wertgefühl und Wertbewußtsein als solchem, aus der sogenannten vis aestimativa selbst herleitet! So tritt der Ständestaat des alten Mittelalters von Anfang an als Hierarchie in Erscheinung und ist schon dadurch gegen jede eitle Willkür ein für allemal gefeit, daß diese seine Hierarchie ihr gültiges Urbild in der Hierarchie des Kosmos hat, wofern zum Beispiel die sieben Heerschilde der irdischen Gesellschaft genau den sieben Sphären des Planetensystems entsprechen, ihnen aber wiederum die sieben Sakramente, oder die sieben Todsünden, oder die zweimal sieben Stationen der göttlichen Passion in der kirchlichen Heilslehre. Überall denkt und sinnt das alte Mittelalter in kosmologischen Über- und Unterordnungen, in Rangstufen und Wertstaffeln; wer sich von diesem Sachverhalt Rechenschaft gibt, erkennt auch ohne weiteres, wieso der status des Mittelalters nur eine reine Adelsherrschaft sein kann.

Und hier stecken wir freilich auch schon tief in der soeben erwähnten Verlegenheit, weil hier das neue Mittelalter unwiderruflich im Nachteil steht zum alten. Hat doch die Renaissance, diesmal und ausnahmsweise sogar im heimlichen Bündnis mit der Reformation, jenem hierarchisch aufgewölbten Kosmos, der sich seit den Tagen von Sumer und Akkad einer empirischen Unsterblichkeit zu erfreuen schien, mit rauhem Zugriff den Garaus gemacht und somit auch die kosmologische Voraussetzung von Grund auf erschüttert, auf die ein neues Mittelalter seinerseits eine gesellschaftliche Rangordnung hätte errichten können. In der durchgängig gleichförmigen Struktur dieses grenzenlos-unendlichen All, von dem die Astrophysik des Kopernikus, die Philosophie des Bruno die neue Zeit fast restlos zu überzeugen vermochte, gibt es keine sphärischen Stufen, keine astralen Stellenwerte mehr — kein Höherer und kein Niederer, kein Oben und kein Unten, kein Innen und kein Außen, erst recht aber keine Peripherie und kein Zentrum! Und selbst wenn die Astronomie der jüngsten Gegenwart auf abenteuerlichen Umwegen heute wieder zu entdecken glaubt, daß im Milliardengewimmel des Fixsternhimmels unser planetarisches System vielleicht doch nur ein einmaliger und höchst ausgezeichneter Sonderfall sei, und mit ihm das ganze organische Leben, mit ihm der homo sapiens mit seiner hintergründigen Geschichte; ja selbst wenn ein starker Außenseiter wie Johannes Schlaf heute mit immerhin beachtenswürdigen Beweismitteln geradezu das präkopernikanische Weltbild wieder in seine Rechte einzusetzen trachtet, und mit diesem nicht bloß ein beliebiges Stück mittelalterlicher Kosmologie, sondern auch ein Hauptstück, nein das Hauptstück eben solcher Theologie und Christologie — was kann uns das noch für unsere Zwecke nützen? Sogar zugegeben, es kündigten sich hier die ersten Wahrzeichen an eines unabsehlichen Umdenkens und Umlernens nach einem auch geistig neuen Mittelalter hin, — für das uns auf den Nägeln brennende Geschäft eines allständischen Staatsneubaues ist dieser geistige Umbruch nicht mehr auszuwerten! Uns, die wir unmöglich noch länger warten können, uns, mit denen die „Sonnenpferde der Zeit“ in einem rasenden Tempo durchgegangen sind, uns springt nur das eine in die Augen, daß jedes ständisch gefugte Gemeinwesen auf die Dauer nur als Hierarchie lebensfähig bleibt, die ihrerseits wieder auf besonderen mentalen Voraussetzungen beruht. Ist es daher nicht einmal der großartigen Statik

des alten Mittelalters gelungen, den staatszerrüttenden Kampf der Stände um Vorrang und Vormacht zu unterbinden – wie soll dies dem neuen Mittelalter gelingen, das dieser Statik und so auch einer weltanschaulichen Sicherung von vornherein entbehrt und deshalb gar nicht fähig erscheint, die übermäßige Dynamik seines eigenen Geschichtsablaufs irgendwie zu dämpfen.

Nein, zweifeln wir länger nicht. Auch Geburts- und Berufsstände verhalten sich unter gewissen Bedingungen nur wie Parteien. Auch Geburts- und Berufsstände gebärden sich gegenüber dem Staate, und sei es gegenüber dem integralen Staate, wie Staaten im Staate – sobald sie sich nämlich stark genug wissen, die Machtfrage zu stellen, die Machtprobe zu wagen. Anderenfalls ja die Emanzipation des dritten Standes in der französischen Revolution ein ganz unbegreifliches Ereignis wäre, sofern im Unterschied zu den späteren Emanzipationen des vierten, fünften und sechsten Standes die des dritten Standes noch gar nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern im integralen Staate selbst vor sich geht. Unter diesem Gesichtswinkel bezeichnet die französische Revolution in dem weitgespannten Bogen mittelalterlicher Geschichte bloß einen kleinen Ausschnitt, gleichsam bloß den fünften Akt eines sechshundert Jahre währenden Dramas, welches blutig und böse mit den Kämpfen der langobardischen Städte gegen die Staufer einsetzt. Gewiß haben die aufrührerischen Bürger der Lombardei noch nicht daran gedacht, die allständische Hierarchie als solche zu verleugnen oder mit dem Anspruch auf eigene Totalität aus der societas christiana auszubrechen. Aber indem sie mit dem weltlichen Oberhaupt der Christenheit offen hadern, indem sie ans Schwert appellieren wegen Hoheitsrechten, die häufig genug nur auf ökonomische Vorteile zielen, bringen sie ihre spezifisch gewerblichen und händlerischen Forderungen zuletzt doch als berufsständische zur Geltung. Im allgemeinen wird man behaupten dürfen, daß Stände oder ständische Berufsgruppen in dem Maße, wie sie zu Wohlhabenheit oder gar Reichtum gelangen, die Hand auch auf den Staat und seine Führung zu legen wünschen. Ein Sachverhalt, der noch ein wenig zugespitzter so auszudrücken wäre, daß sich die ökonomische Kraft von Ständen wesensnotwendig in politische Macht umsetzt und sich am Ende stets auch den Staat als solchen unterwirft. Demnach hat sich also der integrale, der allständische Staat Karls und Ottos nicht sowohl an den Stadtmauern von Mailand, Alleſſandria, Cremona oder Parma verblutet, als vielmehr an dem nicht zu beugenden Standesbewußtsein und Standestrotz des mittelalterlichen Bürgers überhaupt, der sechs Jahrhunderte zäh und unbeirrt um den Staat kämpft, bis ihm dieser in der französischen Revolution wenigstens links des Rheines zufällt.

Das ist schlichthin Summe und Fazit der Erfahrungen, die wir im alten Mittelalter mit dem allständischen Staate machten. Es steht bei uns, diese teuer erkauften Erfahrungen zu nutzen; es hängt von unserer geistigen Bereitschaft ab, von unserm guten Willen, endlich aus der Geschichte, aus der bis dato bekanntlich noch keiner was gelernt hat, dennoch etwas zu lernen und so die pessimistische Sentenz Hegels unsererseits Lügen zu strafen. Jedenfalls ist die Warnung der Geschichte, den Staat nicht auf das ständische Prinzip allein zu gründen, vollkommen eindeutig. Und falls wir noch ein wenig genauer hinsehen, finden wir sogar im selben Mittelalter, das den integralen Staat zu seiner Blüte, freilich auch zu seinem Verfalle treibt, das konträre und komplementäre Prinzip gleichzeitig entwickelt, welches seinerseits den Niedergang des integralen Staates verzögert und ihn am Ende überdauert: ich meine das regionale oder territoriale, verdeutscht: das landschaftliche oder bodenständische Prinzip. Ist es doch geradezu das Kennzeichen mittelalterlicher Staatengeschichte, von der Kirche als einer Gesellschaftsgründung sui generis abgesehen, zwei typische Herrschaftsgebilde zumal ins Dasein zu rufen und die allständische Verfassung des integralen Staates durch die Verfassung des territorialen Staates gewissermaßen zu kontrapunktieren.

Und wieviel des Schlimmen und manchmal sogar Verruchten die Geschichte den Landesherren vorzuwerfen habe – daß sie, ursprünglich selber nur ein Stand unter andern Ständen und aus der vormaligen Grundherrschaft herausgewachsen, eine neue Herrschaftsform entdecken, eben die ausgemacht landschaftliche und regionale nämlich, ist ihnen immer wieder zu ihrer höheren Rechtfertigung gediehen.

V.

Was hat es demnach mit diesen domini terrae für ein Bewenden? Als den Urhebern des territorialen Staates und Erben der alten Stammesherzogtümer entsteht ihnen der status weniger aus der Totalität des Stände, wie dies für den integralen Staat zutrifft, sondern aus einer gleichmäßigen und einheitlichen Durchdringung ihres Gebietes und seiner Bewohner mit ihrem politischen Willen. Nicht nach dem Wortlaut allein, auch nach seinem innersten Begriffe ist der dominus terrae der Landesherr und Landesfürst, rühmlichsten Falles sogar der Landesvater, und dies besagt, daß er weniger der berufene Schirmvogt aller Stände, der Sachwalter ihrer gemeinsamen Bedürfnisse und Notwendigkeiten ist, als vielmehr der unbedingte Herr, der Souverän über Land und Leute, denen er „ohne Unterschied des Standes oder der Person" das Siegel seiner Herrschaft aufprägt. Auf solche Weise erfährt hier der ständische Gedanke seine geschichtliche Dämpfung. Zunehmend entfernt sich der status von dem vorigen Leitziele, summierter und sublimierter Wille aller beruflich geeinten und gefestigten Instanzen zu sein; zunehmend verschmilzt der status als solcher mit der Person des einzigen Fürsten und Herrn. Gewiß nimmt letzterer auch jetzt die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide ein, die sich aus den einzelnen Ständen wie aus zyklopischen Blöcken zusammensetzt. Aber ihm liegt weniger daran, die verschiedenen Stockwerke oder Geschosse dieser Pyramide nach den Regeln der politischen, ja der kosmologischen Statik kunstgerecht oder auch nur schlechtweg „gerecht" aufzutürmen, als vielmehr sein Gebiet mit der Dynamik des eigenen in ihm verkörperten Staatswillens gleichmäßig zu durchströmen – vergessen wir in diesem Zusammenhange nicht, daß seit der Rezeption des römischen Rechtes das territoriale Dominium eine Art Eigentum des Landesherrn darstellt, welches er nach seinem Willen, oft auch nur nach seiner Willkür, in Gebrauch nimmt. Folgerichtig gibt es im landesfürstlichen Gebiet auch nicht mehr die verschiedenen Grade der Souveränität, welche der integrale Staat noch seinen einzelnen Ständen je nach ihrem Range zubilligt – ungeteilt und unteilbar schlägt sich der ganze Staatswille, die ganze Staatshoheit im Landesherrn nieder, der jetzt in einem bisher unvorstellbaren Maße befähigt ist, sein Gebiet politisch gleichsam zu durchpflügen. Erfaßt der integrale Staat mit der Totalität der Stände vornehmlich die Substanz der eigentlichen Gesellschaft, so erfaßt der territoriale Staat recht eigentlich die Substanz des Volkes, welches er zu echtem Staatsbewußtsein überhaupt erst seinerseits erzieht. Überall in Europa ist so der territoriale Staat zum Vorläufer des nationalen Staats geworden, wie umgekehrt dem integralen Staat ja die universale Tendenz eingeboren war.

Diese Polarisation des status nun, diese Aufspaltung in seine integrale und territoriale Form, erfüllt die politische Geschichte des Mittelalters mit Spannungen, die der Spannung zwischen Kirche und Reich, sacerdotium und regnum kaum viel nachgibt. Zuweilen geschieht es, daß sich beide polaren Formen oder Formtendenzen des status in einzelnen Gestalten von überlebensgroßem Wuchse geradezu inkarnieren und personifizieren, und dann kommt es zwischen ihnen zu solchen Gipfelszenen wie beispielsweise in Chiavanna zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen. Dann kommt es zu Gipfelszenen, wo die elementare Unvereinbarkeit der Sache, obwohl jetzt zu einer Transparenz von wundersamer Geistigkeit gesteigert, dennoch mit der Vehemenz eines Naturereignisses zu ihrem Durchbruche gelangt. Zu Gipfelszenen, wo der

lebendige Exponent des integralen Staates mit dem lebendigen Exponenten des territorialen Staates nicht mehr um Leben oder Tod allein ringt, sondern darüber weit hinaus um den unveräußerlichen Anspruch zweier gleich notwendigen Staatsideen. Zu Gipfelszenen, wo es für keinen der Partner ein faules Kompromiß geben kann, weil jeder an seinem subjektiven Standort das ganze objektive Recht für sich hat und deshalb auch jeder von dem Forum der Geschichte selbst freigesprochen wird — um nachher freilich doch als der Besiegte eines zwar standhaft ausgetragenen, in Wahrheit aber nicht bewältigten Fatums in die Geschichte einzugehen und höchstens im Rosengarten der Sage als ein verklärter Geist fortzuleben.

Wäre ich Dichter, ich würde nicht eher ruhen, bis ich diese noch immer ungedichtete Tragödie unserer Geschichte dem Volke feuerzüngig in seine Seele eingeglüht hätte. Das Allzumenschliche, das nirgends fehlt und fehlen darf, wenn menschliche Tragik an menschliche Herzen rühren soll, würde ich dabei keineswegs verheimlichen. Ich würde es nicht beschönigen, daß dieser Barbarossa, dem seine sprichwörtlich kaiserliche Haltung die Ehrfurcht aller Völker einträgt, dennoch die sächsischen Vasallen Heinrichs zu einem unedlen Gelöbnis überredet hat, als dieser auf seiner Kreuzfahrt weilte. Und ich würde es auch nicht verschweigen, daß wiederum der Löwe selbst das Zwiegespräch in Chiavenna durch seine übel angebrachte Forderung, es ist schon mehr eine Erpressung, auf die Vogtei von Goslar geradezu verunehrt. Dies alles ließe ich nicht ungesagt, doch müßte es mir nur dazu dienen, mit desto herberer Sachlichkeit die reine Symbolik jenes Auftritts herauszustellen. Denn wenn hier in äußerster Bedrängnis der Staufer vor dem Welfen kniet und sich fast schlimmer demütigt, schamverletzender, als weiland sogar der vierte Heinrich vor dem Mönche Hildebrand — dann ringt eben der integrale Staat als solcher um seinen Ur-Sinn, der ihm den Schutz der allständischen Gesellschaft vor dem Aufruhr der Einzelstände zur ehernen Geschichtspflicht macht. Und auf der anderen Seite — wenn hier ein Vasall und Lehensmann, der mit seinem von Verona bis Lübeck ausgebreiteten Territorium gleichzeitig Gunstbeweise ohne Zahl von seinem obersten Lehensherrn empfangen hat und von ihm sogar schier zum Range eines königlichen Mitregenten erhoben wurde; wenn ausgerechnet ein solcher Lehensmann einem solchen Lehensherrn in solch äußerster Bedrängnis die Gefolgschaft weigert, den Lehenseid bricht, die fides verletzt und sich für jede Folgezeit dem Vorwurfe der Felonie aussetzt: was anderes sollte, was anderes konnte ihn dazu bewegen als eine letzte unverbrüchliche Treue zu der anvertrauten Erde, die er, dominus terrae weniger im staatsrechtlichen Vollsinn als im eigentlichen Hintersinn dieses Wortes, soeben gegen die Wenden endgültig befriedet und über ihre alten Grenzen im Osten weit hinaus mit deutschen Menschen behaust hat. So aber steht hier Barbarossa gleichsam von Ewigkeit wider Heinrich, Heinrich von Ewigkeit wider Barbarossa. Und in der Tat, hat nicht gestern noch der verstockte Sachsenherzog Widukind geheißen, und sein kaiserlicher Widersacher Karl? Wird er nicht morgen schon Friedrich von Hohenzollern heißen, Erzkönig von Preußen, und von der Geschichte, die jetzt geradezu ins Mythische hinüberspielt, zum Gegner der mütterlichsten Frau ausersehen, die jemals einer „integralen" Großmacht vorstand? Ja, wird er noch etwas später nicht gar Otto von Bismarck heißen, als Erzkanzler eines größeren Preußens mit Sachsenland und Sachsenwald nicht minder geheimnisvoll verbunden wie jener Erzkönig vor ihm durch seine zweite Besiedelung des Ostens mit Heinrich dem Löwen?

VI.

Wäre ich Dichter, habe ich vorhin gesagt so wollte ich nicht eher ruhen, bis ich den Auftritt in Chiavenna zu unserer politischen Tragödie umgedichtet hätte. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, füge ich schnellstens hinzu, daß die Geschichte keine Tragödien liebt, auch wenn sie immer wieder die Stoffe dafür liefert. Nein! Die Geschichte

hat keine Freude am Feldgeschrei der Welfen und der Waiblinger, weil sie, in allen Parteien stets gleichmäßig zugegen und unter allen Umständen nach ihrer höchsteigenen Gerechtigkeit trachtend, stets über die Parteien hinauszielt. Wo sie Unvereinbares einander hart gegenüberstellt, da fordert, da befiehlt sie in versiegelter Ordre dessen Vereinigung in einem Dritten, und so fordert, so befiehlt sie auch in unserem Falle nicht etwa die Kollision der beiden Staatsideen, sondern ihre synthetische Durchdringung. Gehorsam dieser versiegelten Ordre haben denn auch Barbarossas nächste Thronerben in Unteritalien ihrerseits einen territorialen Staat errichtet, so daß für einen schwebenden Augenblick der politische Auftrag an unsere Deutschheit wirklich erfüllt erscheint. Während der kurzen Jahre der päpstlichen Sedisvakanz (1241–1243) waltet der dominus terrae von Sizilien unmittelbar auch als der dominus mundi; in der Person des zweiten Friedrich ist der integrale Staat mit dem territorialen versöhnt, und wenn die Geschichte trotzdem diese originale Lösung verwirft, steht dies auf einem hier nicht aufzuschlagenden Blatte.

Genug also, daß seit dem Ausgang der Staufer die Hoffnung auf eine Verwirklichung des uns vorgezeichneten Staatsgedankens von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr verblaßt ist und erst wieder auftaucht in dieser gärenden Ära der deutschen Revolution mit ihren nicht abzusehenden Aspekten! In klarem Widersatz zur französischen Revolution erhebt die deutsche Revolution zum erstenmal wieder seit unserm Mittelalter das allständische Prinzip zum Leitziel schöpferischer Politik. Gleichzeitig aber erahnt sie das landschaftliche, ja stammschaftliche Prinzip als einzige Möglichkeit, nach der Zerstörung der mittelalterlichen Kosmologie und des für sie charakteristischen „Stufendenkens“ in den Staat die auf die Dauer doch unentbehrliche Hierarchie einzubauen. Je bälder die deutsche Revolution erkennen wird, daß auch sie die Demokratisierung der eigentlichen Gesellschaft nicht rückgängig machen kann, und daß den Ständen als solchen kein Unten und kein Oben, kein Hoch und kein Nieder mehr abzugewinnen ist – desto entschiedener wird sie auch die landschaftlichen und stammeigenen Gegebenheiten des deutschen Volkes nutzen lernen, um aus ihnen je nach Umfang, Wert und Bedeutsamkeit der einzelnen Dienst- und Amtsbereiche ein lebensfähiges hierarchisches System zu entwickeln. Gilt es für einen kommenden status der Deutschen, die Gesellschaft immer reicher in ihre Berufsgruppen und sogar in ihre Altersklassen und Geschlechtsverbände auszuzweigen und einer Verwilderung seiner sozialen Glieder durch eine rechtzeitige Integration ebenso bewußt entgegenzuwirken wie ihrer Rückbildung: so gilt es erst recht für ihn, dem ungestillten Drange unserer Volkheit nach einer echten Ordnung zu genügen, von der wir ja erfahren haben, daß sie sich mit einer echten Stufung deckt. Unbeschadet des nicht abzuleugnenden Mangels an einer allgemein verpflichtenden Rangordnung der Werte, liefert die politische Verantwortlichkeit landschaftlich-stammschaftlich gestaffelter Dienst- und Amtsbereiche immerhin einen brauchbaren Ersatz für diese Rangordnung und so auch einen Ersatz für den vermißten neuen Adel. Ihn, der seinerseits eine politische Hierarchie überhaupt erst krönen würde, können wir leider nicht aus dem Boden stampfen: und doch wird es zu guter Letzt der Boden sein, der den status einer allständischen Gesellschaft in Wahrheit zu unserm deutschen status macht. Ohne Zweifel bleibt für Revolutionen das zutreffende Wort in Kraft, welches man sonst von den Dichtern gebraucht hat – daß sie nämlich „immer bis zum Äußersten gehen“ müßten! Unsere deutsche Revolution indessen wird eben in dem Maße deutscher und immer deutscher werden, als sie nicht sowohl bis zum Äußersten, wohl aber bis zum Innersten geht. Bis zum Innersten sage ich, wo alle staatsgestaltenden Kräfte unserer Geschichte ihren übergeschichtlichen Quellpunkt haben und wo der Deutsche dieser Zeit im Ewigen Deutschen seinen Ursprung nimmt.

KARL FIGDOR

Der nächste Weltkrieg

I.

Die hundert Jahre Diktatur der weißen Rasse über die Menschenwelt sind zu Ende – jene hundert Jahre, in denen von dem kleinen Vorgebirge Asiens, das Europa heißt, immer neue Erdteile wirtschaftlich, politisch oder als Siedlungsgebiete hörig gemacht worden sind. Im Blutmeer des großen Krieges von 1914–1918 ist dieses – eines der größten – Kapitel der Geschichte versunken. Eine ungeheure Krise dämmert herauf, zwangsläufig und unentrinnbar. Die Welt der Farbigen ist in Bewegung. Asien, seit Jahrtausenden immer wieder Befruchterin des irdischen Geschlechts, ist aufgestanden. In einer Milliarde Menschen ist das Bewußtsein aufgewacht, nun stark genug geworden zu sein, ihre Geschicke selbst zu lenken. So wie wir von einer „gelben Gefahr" zu sprechen gewohnt sind, so fliegt heute durch den unendlichen Kontinent das Wort von der „weißen Gefahr".

Woher kommt diese plötzliche Besinnung, diese neugeborene Kraft? Nicht die Technik allein ist es, die sich nun gegen ihre Väter wendet. Es ist vor allem ein aus uralten Quellen neu hervorbrechender nationaler Idealismus, eine tiefreligiöse Moral, die in Japan wie in Persien, in Indien, China, wie in der arabischen Welt dem Materialismus der weißen Welt sich entgegenstellt. Es ist letztlich die Sehnsucht nach jener moralischen, geistigen und politischen Gleichberechtigung, um die auch wir Deutschen seit all den Jahren nach dem Weltkriegsende kämpfen, weil wir ohne sie nicht leben können. Es ist die Erkenntnis, daß nur aus den Wurzeln nationaler Eigenkraft heraus jene neue Welt geboren werden kann, die wir alle nach dem Zusammenbruch der alten ersehnen.

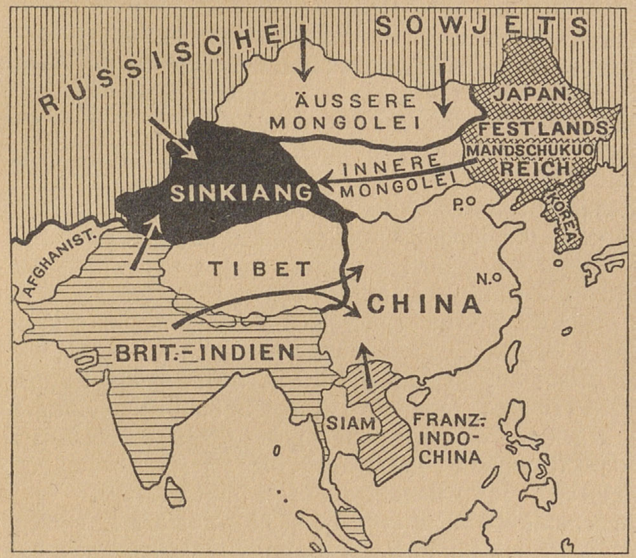
Im Sommer 1932 schrieb der bisherige japanische Kriegsminister Sadao Araki, der große Mann des Inselreiches, der zur vorläufigen Beruhigung der politischen Bühne vom Rampenlicht etwas zurückgetreten ist, im „Kaikosha", dem Blatt des Soldatenbundes, die folgenden programmatischen und seherischen Worte: „Der Geist Japans muß über die sieben Meere und die fünf Kontinente verbreitet werden. Alles, was sich seiner Ausbreitung entgegenstellt, ist zu beseitigen, nötigenfalls mit Gewalt. Die Länder Ostasiens sind von den weißen Völkern unterdrückt worden. Japan wird sich diese Anmaßung nicht länger gefallen lassen. Es ist die Pflicht des japanischen Volkes, sich jeder Aktion der Mächte entgegenzustellen, die der japanischen Herrschaft zuwiderläuft. Die Mandschurei und Mongolei bilden die Tore für die Ausbreitung der japanischen Herrschaft. Japan wünscht eine Mongolei für die Mongolen, wo Ruhe und Frieden gesichert ist. Es kann nicht zulassen, daß sie von einer fremden Macht erobert wird. Die Mongolei mag sich für Japans Friedensmission als ein größeres Hindernis erweisen, als es die Mandschurei war. Wir werden nicht vergessen, daß der Name Wladiwostok „Beherrscherin des Fernen Ostens" bedeutet und daß die russische Stadt noch immer diesen Namen trägt."

Das ist deutlich genug. Noch deutlicher spricht die bevorstehende Ausrufung des letzten chinesischen Kaisers, des jungen Puji, zum Kaiser der Mandschurei und Mongolei. Sie nimmt die Tradition der großasiatischen Herrscheridee des Reiches der Mitte wieder auf. Japanische Truppen stehen bereits auf dem Boden der Inneren Mongolei. Bis vor kurzem noch verhandelten dort die Bannerfürsten der Stämme mit Nanking, um von der Vergewaltigung durch lokale Militärgouverneure und vor allem von dem Druck der stetig nach Norden wandernden Welle chinesischer Bauern loszukommen, die den Nomaden die Weidegründe wegnehmen und sie mit ihren Viehherden immer mehr gegen die Wüste treiben. Aber Nanking war auch diesmal langsam und schwach.

Inzwischen haben die Mongolen die Autonomie ausgerufen. Von da bis zur japanischen Kontrolle ist der Weg nicht mehr weit. Der Anschluß an Mandschukuo steht vor der Tür.

II.

Die Äußere Mongolei und Tannu-Tuwa, die Heimat der einst furchterregenden Reitervölker des Welteroberers, Dschingiskhan, drei- bis viermal so groß wie das Deutsche Reich, stehen gegenwärtig restlos im russischen Machtbereich. Seit dem Jahre 1921 sind diese Gebiete Sowjetstaaten nach dem Muster von Moskau. Die alten Bannerfürsten sind entrechtet, in Rußland ausgebildete Burjäten die Träger der eigentlichen Regierungsgewalt. Die äußere Politik wird von Moskau dirigiert. Zu vielen Tausenden flüchten die national eingestellten Mongolen über die Grenze nach der Inneren Mongolei ... Arakis Worte gegen Rußland zeigen, wohin Japan hier



Die politischen Kraftlinien in Inner=Asien

Sinkiang ist das werdende Sturmzentrum des Kampfes um den asiatischen Kontinent. Dorthin zeigen die Marschlinien der großen Kontinentalmächte der Welt: Rußlands, Anglo-Indiens, Chinas und Japans. Dorthin, vor allem nach dem westlichen Teil, nach Chinesisch-Westturkestan, zeigt Kaiser Pujis große Mission.

Die starke Umrißlinie zeigt die Schutzstaaten und Interessengebiete Rußlands (Äußere Sowjet-Mongolei) und Englands (Afghanistan und Tibet) in Innerasien

zielt. Der Mongolenkaiser Puji wird, trotz Stalins schöner Wendung von der fremden Schweineschnauze im sowjetistischen Gemüsegarten, nicht lange auf diese größte aller Perlen in seiner Krone warten müssen.

Was ist Japans letzter Traum hier im innerasiatischen Bereich?

Durch die Einwanderungsverbote der USA. und des britischen Imperiums sind ihm die besten Siedlungsgebiete für seine in Zwergwirtschaft versunkenen Bauern versperrt. Seine Bevölkerung nimmt jährlich um eine Million Köpfe zu. Vergebens versucht es, durch eine beispiellos schnelle Industrialisierung seiner Wirtschaft diesem Überschuß an Menschen Arbeit und Brot zu verschaffen. In seinem an Rohstoffen und Boden überreichen neuen Festlandsreich von Mandschukuo sieht es sich der unüberwindbaren Konkurrenz des bedürfnislosen, vor Hungersnot und Seuche auch hier aus dem eigentlichen China nach Norden flüchtenden chinesischen Bauern gegenüber. Dazu kommt, daß der japanische Kolone das im Winter eisige, im Sommer glühende Klima der Mandschurei nicht erträgt. Ganz ähnlich aber liegen die sozialen und klimatischen Verhältnisse in der Inneren Mongolei. In der Äußeren Mongolei ist Siedlung größeren Ausmaßes heute überhaupt nicht möglich. Daß dort irgendwelche

Bodenschätze vorhanden sind, ist bisher nicht festgestellt worden. Die „Befriedung" dieser riesigen Länderstrecken mit der „pax japonica" kann also nur den Sinn einer Gewinnung politischer Etappenstationen haben. In der Tat ist wohl das letzte Ziel dieses Weges nach dem Fernen Westen ein rein politisch-militärisches. Über die beiden Mongoleien geht die Völkerstraße nach dem Kreuz von Asien, dem Pamirplateau und dem — heute noch dem Namen nach chinesischen — Ost-Turkestan. Hier stoßen die Ländermassen der größten Territorialreiche der europäisch-asiatischen Welt zusammen: China, Rußland, das britische Imperium (mit Indien) und bald wohl auch das neue, größere Japan. Von hier aus ist das Problem Asien in seiner Gänze aufrollbar, der phantastische Gedanke eines japanischen Riesenkaiserreichs über Asien nicht ganz so utopistisch wie bisher. Entfernungen spielen ja heute im Zeitalter des Flugzeugs und Autos (die Äußere Mongolei ist in ihrem größten Teil auch ohne Straßen für Autos befahrbar!) längst keine trennende Rolle mehr. Hier, im Herzen von Asien, liegt der Knotenpunkt aller Weltpolitik von morgen.

Schaffung eines rein japanischen Nordmeeres durch die Wegnahme der russischen Küstenprovinz, Nordsachalins und vor allem Wladiwostoks sowie die am laufenden Band erfolgende und noch zu erwartende Geburt einer Reihe von japanischen Kontrollstaaten wie Mandschukuo, Innere, Äußere Mongolei und schließlich Chinesisch-Ostturkestan, das nun schon seit Monaten von Kämpfen russischer, japanischer, chinesischer und britischer Partisanen durchtobt ist, sind nur die ersten Etappen jener asiatischen „Monroe-Doktrin", wie sie in unzähligen Reden, Memoranden und Artikeln nicht nur von Araki, sondern von fast allen in Verantwortung stehenden japanischen Staatsmännern „ganz geheim" oder in aller Öffentlichkeit gefordert worden sind. In Sinkiang hat neuerdings der Mohammedanerführer General Ma, vermutlich in japanischem Sold, sich des ganzen Gebiets von Urumtschi an der russischen Grenze bemächtigen können. Das deutet auf ein weiteres Auswerten asiatischer Gegensätze durch Japan vor allem in Kansu, der chinesischen Grenzprovinz gegen Tibet und die Mongolei, hin. Denn Kansu ist zum großen Teil von Mohammedanern bewohnt, die immer wieder in beispiellos blutigen Kämpfen versucht haben, sich gegen die chinesische Zwangsherrschaft zu behaupten. In fast unbegreiflicher Zielbewußtheit und mit einer Energie, die nur restlos bewundert werden kann, schiebt Japan den Zeiger der Weltenuhr auch hier immer weiter.

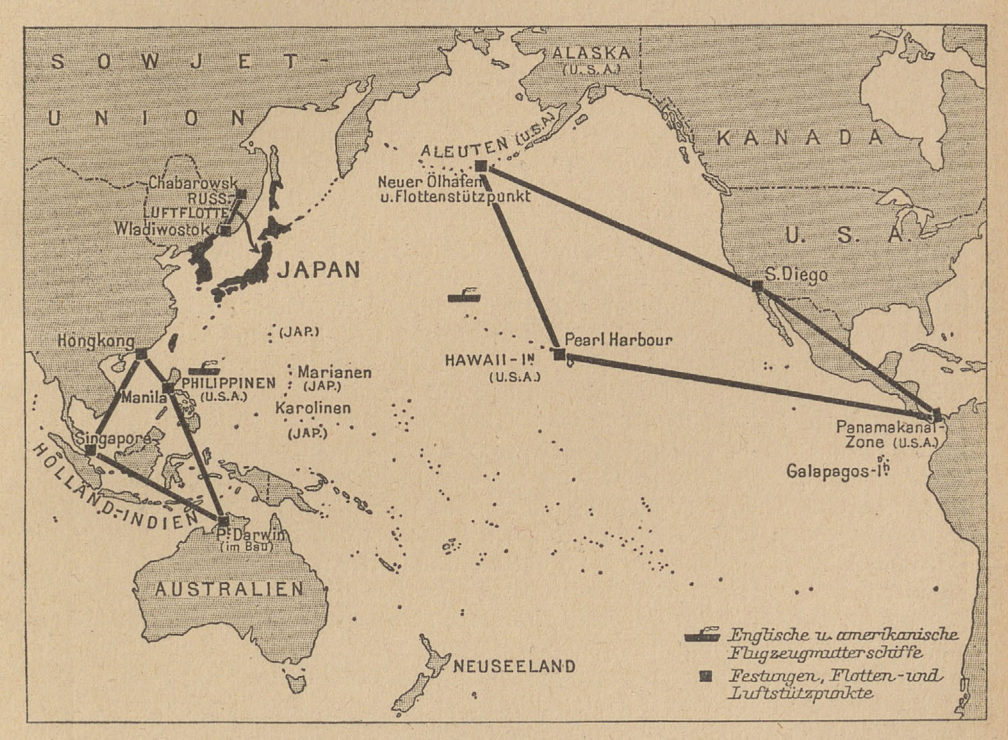
Aber in der Fata morgana japanischer Weltherrschaft ist dies nur der eine Weg. Er soll die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Voraussetzungen schaffen für jene blutigste aller Entscheidungen, die kommen mag. Der andere weist nach Süden. Ins große, geschlossene Siedlungsgebiet von morgen, ins japanische Bauernland überm Meer. Aus klimatischen und siedlungstechnischen Bedingungen kommen hier, im Gebiet des Pazifik, vor allem Französisch-Indochina und Australien in Frage. In dem französischen Kolonialgebiet, das in der rein tropischen Zone liegt, ist der Druck der chinesischen Massenwanderung noch nicht vorhanden. In Australien bietet sich ein Weltteil, der fast so groß ist wie Europa und dabei von nur sechseinhalb Millionen Menschen besiedelt wird, von denen noch dazu gut die Hälfte in den vier großen Städten an der Küste wohnt. Man hat in Australien lange vermutet, daß die japanische Sehnsucht allein auf das tropische und subtropische Nordgebiet geht, und haarscharf bewiesen, daß dort mit einer einzigen Ausnahme nur Weide- und Viehzuchtland verfügbar ist. Erst in allerletzter Zeit zeigt die jetzt durch den ganzen Kontinent rasende Panik, daß man erkannt hat: die japanischen Wünsche gehen aufs Ganze, auf das bisher durch Sperren aller Art so ängstlich gehütete gewerkschaftliche „White mans country" selbst.

III.

All diesem Werden gegenüber sehen sich, und das ist vielleicht das drastischste Anzeichen der völligen Veränderung der Weltlage, die weißen Herrenvölker im asiatischen

Raum und dem Gebiet des Pazifik aus der bisherigen Offensive in die völlige Defensive gedrängt. Zwei Ideen, beide asiatischem Geiste entsprungen, bedrängen sie: der neue Nationalismus der Farbigen und der Kommunismus der russischen Sowjets, der auf seine eigene blutige Weise Asien und der Welt das Heil bringen will. Um die Politik der großen Mächte, heute und morgen, zu verstehen, wird man die Dosierung jeder dieser beiden Gefahren im Einzelfall untersuchen müssen.

Am wenigsten fühlen sich durch den Kommunismus bisher die Vereinigten Staaten von Nordamerika bedroht. Für sie steht im Vordergrund die Aufrollung des Machtproblems im ganzen Stillen Ozean durch Japan und die Bedrohung des chinesischen Marktes, der für die USA. nach dem Verfall des Geschäftes mit Europa und dem



Die Sperrpolygone der Angelsachsenmächte im Stillen Ozean

sich mindernden Absatz nach Südamerika das letzte große Geschäft der Zukunft bedeutet. Daher die neue Tuchfühlung mit Moskau, Litwinows Empfang in Washington und Abmachungen zwischen den beiden Mächten, die allen Dementis zum Trotz für den Ernstfall ein gemeinsames Vorgehen gegen das Inselreich festlegen. Für Englands östlichen Besitz und damit für den Bestand des Reiches selbst halten sich die beiden Gefahren die Waage. Es würde der Tradition seiner Politik nur entsprechen, wenn es in der ersten Etappe der Auseinandersetzung seine beiden Widersacher Japan und Rußland in den Kampf schicken und selbst erst so spät wie möglich, vielleicht gezwungen durch das australische Problem, auf die Wahlstatt treten würde. Ein unsicherer Kantonist ist Frankreich, dessen indonesisches Kolonialreich jedem Zugriff gegenüber vorläufig so gut wie wehrlos ist. Ein Freundschaftsvertrag mit Japan besteht, die Gründung einer französisch-japanischen Ausbeutungsgesellschaft für Mandschukuo ist unlängst erfolgt.

Noch immer scheint Frankreich von der etwas nebelhaften Hoffnung beherrscht, sich im Fernen Osten auf der Zuschauertribüne halten zu können.

Interessant ist die jüngste Entwicklung der Dinge in China. Hier rüttelt der Kommunismus immer mehr am Reichsbestand. Ganze Provinzen haben sich dem Kommunismus ergeben, sein Kerngebiet liegt in Süd-Kiangsi und Fukien, wo heute schon über fünfhundert Städte und Dörfer vollkommen sowjetisiert sind. Vielleicht bringt diese Entwicklung der Dinge eine zeitweise Entente mit dem moskaufeindlichen Japan mit sich. China ist sich zudem klar bewußt, daß es in einem künftigen Krieg den Schauplatz abgeben müßte. Auch das Reich der Mitte ist heute wehrlos und deshalb unfähig, offen für und wider Partei zu ergreifen. Aber es rüstet. Bis 1936 will Nanking allein eine Streitmacht von 850 Kriegsflugzeugen in Dienst gestellt haben. Eine ganze Anzahl amerikanischer Instruktoren sind hier am Werk; die Flugzeugbestellungen, die nach USA. gehen, belaufen sich jährlich auf viele Millionen.

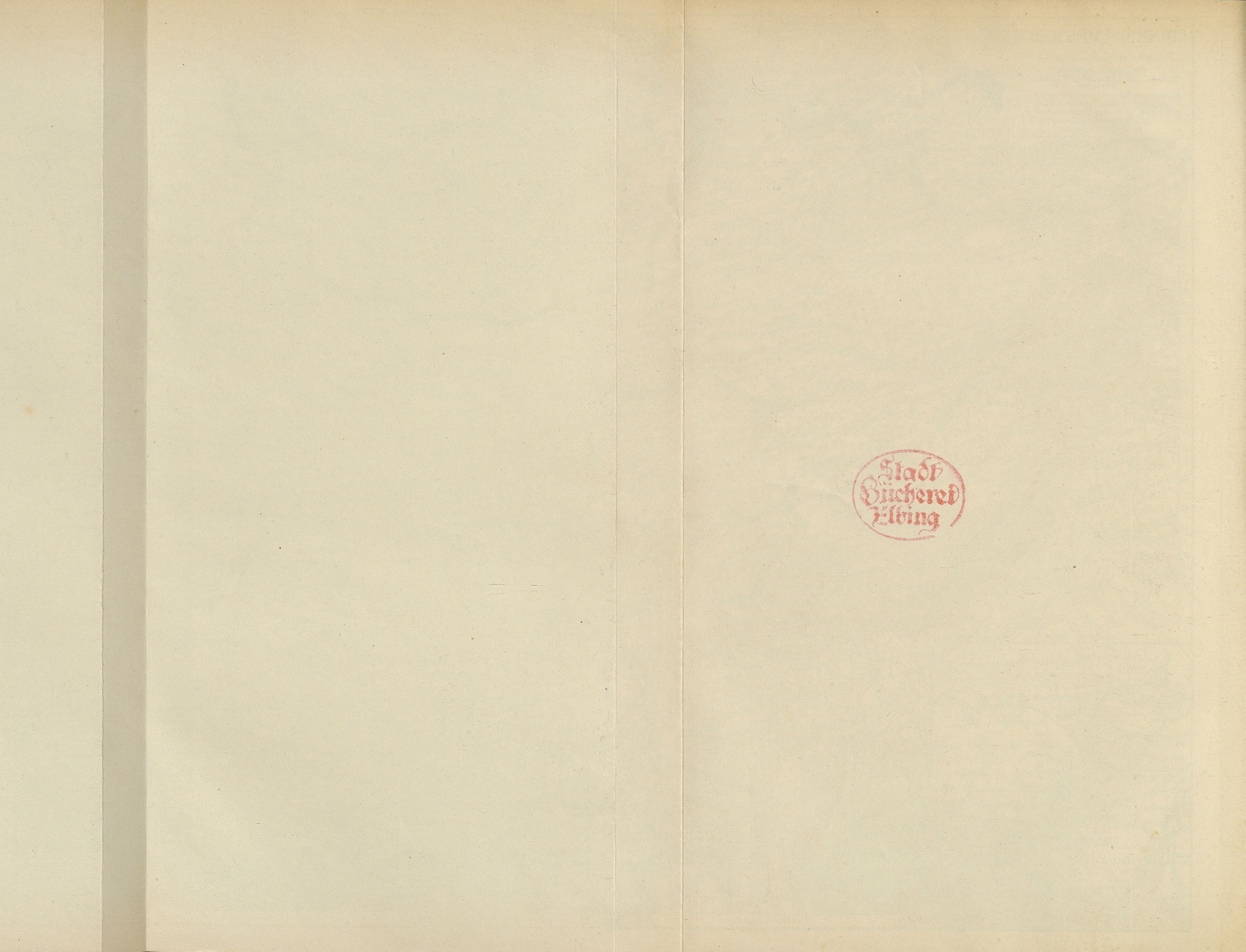
Der Krieg im Osten wird ja vor allem ein Krieg der Luftflotten sein. Zur See und zu Lande sind sowohl das japanische Stammland als auch sein junges Festlandsreich kaum angreifbar. Der volle Vorteil der inneren Linie steht hier auf Japans Seite. Die Meere im nördlichen Asien werden im Ernstfall ein einziges Minenfeld sein. Aber wenn auch die russische Ostarmee trotz ihrer Motorisierung und dem angeblichen Genie ihres Führers Blücher im besten Fall nur die Defensive durchzuhalten vermag, so stehen auf der Linie Chabarowsk—Wladiwostok Hunderte von russischen Bombenflugzeugen bereit, die im Verlauf weniger Stunden über den Industriezentren und Munitionslagern der Mandschurei und des japanischen Kernlandes sein können.

Dem allem gegenüber liegt die Strategie der Angelsachsenmächte klar. Ihren Flotten und Flottenstützpunkten fällt vor allem die Aufgabe zu, gewisse Teile des Stillen Ozeans rein defensiv abzuriegeln und aus ihnen heraus die gesicherten Flugzeugmutterschiffe vorzuschicken, von denen, als von gleichsam künstlichen Inseln, der Flugangriff auf die japanischen Kraftzentren erfolgen kann. Alles deutet auf diese Entwicklung hin. Hals über Kopf wird die amerikanische Luftflotte vergrößert. Die englischen Festungen Hongkong und Singapore werden zu Luftflottenbasen ersten Ranges ausgebaut. An der nordaustralischen Küste entsteht der neue Flugzeug- und U-Boothafen Port Darwin ... Nach einer Zukunft tiefen Friedens sieht das alles, trotz aller liebenswürdigen Erklärungen der Botschafter hier und dort, nicht aus.

Auch im Schachspiel in Innerasien werden, neben den russischen und japanischen Läufern, die englischen und französischen Bauern gezogen. Tibetanische Truppen in englischer Rüstung marschieren gegen die chinesischen Provinzen Szechwan und Nordwest-Yünnan. Französisches Kolonialmilitär regt sich in der Richtung auf die yünnanesische Provinzhauptstadt. Hekatomben von Menschenopfern fallen in der Stille, ein Heer von kriegerischen Ameisenvölkern marschiert über den Leib des Riesenreiches der Mitte auf irgendwelche feste Positionen zu. Aber China ist ein ewiger Koloß. In den Jahrtausenden seiner Geschichte hat es unzählige Krisen solcher Art mitgemacht. Es hat sie alle überstanden. Und so wird vielleicht in diesem Ringen um eine Welt China mit seiner unheimlichen Volkskraft und seiner Fähigkeit zu geisterhafter rassischer Expansion, der letzte aller Sieger sein.

Die seltsamen drei Alliierten, Rußland, USA. und England, brauchen noch Zeit. Japan weiß, daß nach einem halben Dezennium der zweite Fünfjahrsplan der Sowjets mit seiner Regenerierung des Eisenbahnwesens und seiner weiteren Verschiebung der Kriegsschwerindustrie nach dem Fernen Osten durchgeführt und zur See und in der Luft der Stille Ozean fest in der Hand der finanziell unendlich überlegenen Angelsachsenmächte sein wird. Und so wird es sich, in kühler Abwägung der Chancen, die ihm hier geblieben sind, in jenem Augenblick entscheiden, in dem es selbst — wirtschaftlich wie militärisch — fertig ist.


CHINESISCHES REICH
Chines. Reich
Japan. Reich
Maßstab 1:18500000
100 50 0 100 200 300 400 500 600
Kilometer.
Regierungssitze sind farbig, Provinzhauptorte schwarz unterstrichen
Abkürzung ts. (in China) bedeutet = tschou
Š (in Japan) = französisch j
ju (in Korea) = dschu
MONGOLEI
MANDSCHUKUO
OSTTURKESTAN
CHINA
PEKING
JAPANISCHES MEER
GELBES MEER (HUANG-HAI)
OSTCHINESISCHES MEER (TUNG-HAI)
SÜDCHINESISCHES MEER (NAN-HAI)
OCHOTSKISCHES MEER
KANTON-MACAO-HONGKONG Maßstab 1:2000000
DIE SCHWEIZ im Maßstab der Hauptkarte
GOLF VON TSCHILI Maßstab 1:10000000
Östl. Länge v. Greenwich
Bibliographisches Institut A.G. - Leipzig


Stadt
Bücherei
Elbing

HELLMUTH SCHNEIDER-LANDMANN

Die Wirtschaftsrevolution in USA. und ihr Revolutionär

I.

Das Wirtschaftsexperiment des Präsidenten Roosevelt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika will eine grundlegende Veränderung der Wirtschafts- und Sozialordnung dieses Landes herbeiführen. Diese Revolution des Verhältnisses zwischen Staat und Wirtschaft — so darf das Wirtschaftsexperiment wohl bezeichnet werden — erfolgt ohne eine gleichzeitige politische Revolution. Darum wurden zuerst die einzelnen Maßnahmen als Notmaßnahmen angesehen und auch empfunden. Doch inzwischen ist es auch dem letzten Mann in den Banken Wall-Streets und dem letzten Hinterwäldler klar geworden, daß sich hier neue Grundsätze einer Wirtschafts- und Staatsführung herausbilden. Gerade die brutale Offenheit, mit der Roosevelt vor dem Kongreß in den ersten Tagen des neuen Jahres die Zahlen des Haushaltes der Regierung darlegte, hat auch dem letzten Mann von der Straße ein Licht darüber aufgesteckt, was sich heute in den weiten Räumen der Vereinigten Staaten vollzieht. Denn schließlich sind sieben Milliarden neue Schulden in einem Haushaltsjahr auch für amerikanische Verhältnisse kein Pappenstiel. Zwar hofft der Präsident, den Haushalt des Rechnungsjahres 1935/36 wieder ausgleichen zu können, aber es bleibt die Tatsache, daß am 30. Juni 1935 das Defizit der Vereinigten Staaten noch um einige Milliarden größer sein wird als am Ende des Weltkrieges.

Und doch folgt das amerikanische Volk seinem Präsidenten auf diesem Wege. Es hat ein feines Gefühl dafür, wer sich ernsthaft um die Beseitigung seiner kleinen und großen Nöte abmüht. Gerade die schweigsame und verbissene Gegnerschaft der Wirtschaftsführer und Bankiers hat ihm die Herzen und den Glauben der Farmer, der mittleren und kleineren Geschäftsleute und der Arbeitslosen gewonnen. Der Betrachter von außen liest aus den nüchternen Zahlen und Berichten nur die Schwierigkeiten heraus, er spürt nicht den großen Strom des Vertrauens, von dem der Präsident getragen wird.

Vor kurzem hat Roosevelt wieder zwei neue Siege im Kampfe mit den Mächten der Beharrung und für eine neue Ethik des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens errungen. Die Banken bekommen nicht nur seine Macht, sondern auch seinen eisernen Willen zu spüren. Als im vergangenen Jahre die Banken zusammenbrachen, da stützte die Regierung ein Drittel der größten Banken von den 14000 bis 15000 Banken in den Staaten. Durch die Form der Stützungsaktion wurde die Regierung entweder Großgläubiger oder Teilhaber. Aber erst vom 1. Januar 1934 ab hat die Regierung aus dieser Stellung Folgerungen gezogen. Der Präsident verlangt nicht nur die Kontrolle, sondern auch die Mitleitung. Den Gedanken einer Sozialisierung des Risikos lehnte er mit sarkastischen Worten in seiner Rede vor dem Kongreß ab. Er will die Regierung sowohl zum aktiven Teilhaber wie zum obersten Kontrollorgan der Banken machen.

Die Banken werden sich diesem Willen beugen müssen. Denn ihre Hoffnung auf den obersten Gerichtshof der Union ist vergeblich gewesen. Wie viele andere Wirtschaftsführer, so glaubten auch die Bankiers, im obersten Gerichtshofe einen Bundesgenossen gegen den Präsidenten zu finden. Dieser sollte einzelne Handlungen des Präsidenten als Überschreitung der Vollmacht des Kongresses und die Kontrolle der Regierung

über die Wirtschaft als Verfassungsbruch erklären. Mit fünf gegen vier Stimmen hat aber der oberste Gerichtshof sich auf die Seite des Präsidenten gestellt. Die Begründung dieser Haltung geht vom Notstand aus und enthält Begriffe, die bisher in Amerika fremd waren. „Public welfare" geht vor „private rights"; wir würden sagen, Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Dies Urteil gibt die wirkliche Stimmung des Landes wieder. Und weil so viel Verwandtes zwischen den Methoden Roosevelts und der Durchführung des Umbaues der deutschen Wirtschaft aus ihrer liberalen Form in eine nationalsozialistische Wirtschaftsform zu erkennen ist, darum ist eine Betrachtung der Rooseveltschen Maßnahmen nicht nur lehrreich und nützlich, sondern geradezu notwendig.

II.

Altem Brauch gemäß leistete Franklin Delano Roosevelt am 4. März 1933 den Eid des Präsidenten. Zwei schwere Schicksalsschläge hat dieser Mann seit seinem ersten Ausscheiden aus dem politischen Leben überwunden. Schwer trifft ihn im Jahre 1920 die politische Niederlage seines Führers und Freundes Wilson. Bis zuletzt hatte er ihm die Treue gehalten. Auch er, der Politiker von Stand und Herkommen, scheidet von der politischen Bühne und widmet sich ganz dem Beruf eines angesehenen Anwalts. Doch schon ein Jahr darauf trifft ihn der zweite Schlag. Eine spinale Kinderlähmung wirft den frohgemuten und kerngesunden neununddreißigjährigen Mann auf das Krankenlager. Aber seine nie ermüdende Willenskraft wird auch Meister über diese schier unheilbare Krankheit. Seine politischen Gegner hatten zu früh frohlockt. Das „enfant terrible" der Demokraten der Jahre zwischen 1910 und 1920, der Gegner von Tammany Hall, kehrte zurück. Der Posten des Gouverneurs des Staates New York ist das Sprungbrett. Jetzt sitzt dieser Mann im Weißen Hause. Noch immer etwas gelähmt, noch immer muß er sich auf einen Stock stützen, aber eine frische Zuversicht liegt auf seinem Gesicht, von den willensstarken Augen ganz beherrscht. Ein Sieger über sich selbst und seine körperlichen Leiden. So ist er das Symbol des ungebrochenen Glaubens an die Zukunft der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein krankes Volk, zusammengebrochen an den widerstrebenden Spannungen seiner Wirtschafts- und Sozialordnung, hat sich diesen Meister des eigenen Lebens zu seinem Präsidenten erkoren, damit er auch die Not des Volkes meistere.

Beim Antritt seiner Präsidentschaft prägte Wilson einst den Satz: „Wir werden immer gezwungen sein, unsere Präsidenten unter den weisen und klugen Kraftmenschen zu suchen." Sein Freund und nunmehr Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl ist aus diesem Holze geschnitzt, denn sein Bekenntnis lautet: „Nichts liebe ich so sehr wie einen ordentlichen Kampf." Und doch stammt auch von ihm die Formulierung, daß es vielleicht die größte Pflicht des Staatsmannes ist, die Menschen zu erziehen. Sein Erziehungsplan, der „New Deal" ist ein kämpferischer Plan, der die amerikanische Wirtschafts- und Sozialordnung mit harter Hand, aber weichem Handgelenk zu einem neuen Ziele führt. Wenn auch in Franklin D. Roosevelts Reden mancher Wilsonscher Gedankengang herauszuhören ist, so ist ihr Tonfall doch alles andere als professoral, der Zuhörer spürt hinter jedem Satze die geballte Ladung des Willens und nie rastender Tatkraft.

Nicht nur Wilson hat diesen Politiker geformt. Die Willenskraft schöpft er aus dem Schoße der Familie Roosevelt. Und ob er will oder nicht: mit seinem Vetter fünften Grades hat er manches gemein. Als Franklin nach Collegeboy war, da wurde dieser Vetter Theodore aus der republikanischen Linie des Hauses Roosevelt gerade Präsident der Vereinigten Staaten. Dieser „soziale Imperialist" war auch ein Kämpfer und hatte oft Gegner zu bestehen, die heute Franklin D. Roosevelt nur gezwungen

folgen. Er hat zum ersten Male den Grundsatz des „Help Yourself" zugunsten der Arbeitnehmer durchbrochen. Es war im Jahre 1903, als er die widerstrebenden Grubenbesitzer an den Verhandlungstisch mit den Vertretern der Bergarbeiter zwang, um den wirtschaftszerstörenden Bergarbeiterstreik in Kalifornien durch eine Schlichtung zu beenden.

Aber am meisten ähnelt Franklin D. Roosevelt einem anderen demokratischen Präsidenten. Sowohl als politischer Typus wie in den Grundsätzen der Regierung hat er sehr viel mit Präsident Jackson gemein. Was bei Roosevelt der „Gehirntrust" ist, war bei Jackson das „Küchenkabinett". Auch dieser Demokrat regierte nicht zugunsten eines Teiles, sondern für das ganze Volk. Aus einer solchen Einstellung heraus wurde er im Ablaufe seiner Präsidentschaft zu einem scharfen Gegner des Bankkapitals. In den Banken sah er das Werkzeug des Kapitalismus gegen den Staat. Sein Einspruch im Jahre 1832 verhinderte die Schaffung einer Zentralbank bis zum Jahre 1914.

„Es ist klar, daß die Lösung nicht in Eintagspolitik und in Arzneien für die letzte Minute liegt, sondern darin, daß man dem Übel auf den Grund geht." Dieser Satz zeigt den ganzen Roosevelt. Den Mann des Versuches und der Geduld. Sein großer Vorgänger Jackson hatte einen ernsten Kampf mit dem heraufkommenden Kapitalismus bestanden, Roosevelt wird mit dem sinkenden Kapitalismus die entscheidende Schlacht schlagen müssen. Dieser Kampf wird nicht nur im frisch-fröhlichen Bewegungskrieg der diktatorischen Verhandlungen des Generals Hugh Johnson seinen Ausdruck finden, sondern auch der bitterernste und zähe Grabenkrieg wird sich nicht vermeiden lassen. Aber gerade für diesen Grabenkrieg ist Präsident Roosevelt der richtige Kämpfer, denn sein Kampf gegen seine Lähmung war und ist nichts anderes als solch ein Stellungskrieg mit all den kleinen Vorstößen und Rückschlägen und der ungeheuren Nervenbeanspruchung. Doch Roosevelt erfüllt alle die Bedingungen, die ein Sieger in einem solchen Kampfe nun einmal haben muß.

III.

Als Präsident Roosevelt die Regierung übernahm, glich die vereinsstaatliche Wirtschaft einem Automobil, dessen verschiedene Teile sich mit nicht übereinstimmenden Geschwindigkeiten bewegten. Vorbei war die Zeit, aus deren Geist heraus noch Präsident Coolidge sagen konnte, daß in USA. in den letzten 150 Jahren mehr Fortschritte gemacht wurden, als in der ganzen Welt von Cäsar bis Washington. Einige Zahlen lassen sich zur Beurteilung der Erbmasse nicht vermeiden.

Zwischen 1899 und 1929 ist die bergbauliche Produktion um 286 Prozent gestiegen, die gewerbliche Produktion um 210 Prozent, die landwirtschaftliche Produktion um 48 Prozent und die Verbrauchsfähigkeit um 230 Prozent. Dieser Produktionssteigerung, für deren Ausmaß es kaum ein brauchbares Adjektiv gibt, steht eine Bevölkerungszunahme um nur 62 Prozent gegenüber.

Und diese schier ins Endlose gestiegene Produktivität hat eine Arbeitslosigkeit ohne Grenzen als ständige Begleitung. Selbst in den Jahren der besten Konjunktur betrug die Arbeitslosigkeit im allgemeinen Gewerbe, bei den Eisenbahnen, im Bergbau und im Baugewerbe durchschnittlich 10 Prozent. Zwischen 1920 und 1930 hat der Bergbau 100000 Arbeiter und die Eisenbahn 500000 Arbeiter freigesetzt. Selbst 1929 beschäftigte die gesamte Industrie 255000 Arbeiter weniger als 1920. Mit 40 Jahren war der amerikanische Arbeitsmann zu alt. Die Kehrseite war die Zunahme der Beschäftigung der Frauen. Der erhöhte Lebensaufwand der Familien, die Tilgung der durch Reklame aufgeschwatzten Raten verlangten die weitgehende Mitarbeit der Frau. Noch 1900 wurden 17,7 Prozent arbeitende Frauen in der Industrie gezählt, 1930 hatte ihre Zahl auf 21,9 Prozent zugenommen. An die Stelle des erzeugenden Arbeiters war der Zwischenhändler, der Reklamefachmann, der Stenograph getreten. Nicht der

Arbeitsmann war die Hauptperson oder der Betriebsleiter, sondern der Verkäufer und der Reklamefachmann. Im Jahre 1890 behandelte ein Arbeiter die Güter, die von $8^1/_2$ gewonnen wurden. Im Jahre 1930 dagegen entfielen auf einen Händler $2^1/_2$ Arbeiter.

Dies war der Stand bis zum Ausbruch desjenigen Ereignisses, das wir, nationalökonomischem Sprachgebrauch folgend, als Krise der Weltwirtschaft zu bezeichnen uns angewöhnt haben.

Noch einige Zahlen für die Krisenzeit. Als Maßstab seien die Meßziffern für den Beschäftigungsstand, die Lohnsummen und die Großhandelspreise benutzt. Der Beschäftigungsstand ist danach von 98,6 im März 1929 auf 55,1 im März 1933 zurückgegangen. In nüchternen Zahlen ausgedrückt, 14 Millionen Arbeitslose bevölkerten die Straßen. Für die Bedeutung dieser Zahl eine kleine soziologische Einschaltung. Zuerst wurde der hochqualifizierte Arbeiter, der Angloamerikaner, von der Geißel der Arbeitslosigkeit erfaßt. Es folgte dann der Einwanderer aus Süd- und Osteuropa, und ganz zuletzt erst wurde der billige und genügsame Neger von diesem modernen Gespenst ergriffen. Die Lohnsummen waren noch tiefer gefallen. Lohnkürzungen, Kurzarbeit und Beseitigung von Überzeitarbeit hatten sie von ihrem hohen Stande von 103,9 im März 1929 auf 33,4 im März 1933 stürzen lassen. Die Großhandelspreise waren von 95,3 im März 1929 auf 60,2 im März 1933 gesunken. Die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse waren noch weiter gefallen, von 104,9 im Durchschnitt für 1929 auf 42,8 im März 1933. Die Zahlen für die industrielle Erzeugung haben folgendes Aussehen. Die Produktionsmeßziffer für Roheisen stand im März 1929 auf 108,4 und im März 1933 auf 16,8. Die Erzeugung von Gußstahl ging im gleichen Umfang zurück, der Einbruch in die Erzeugung der Automobilindustrie war noch stärker. Die Börse quittierte dies alles mit einem sensationellen Sturz des Aktienindex. Im September 1929 stand er auf 225 (1926 gleich 100), im März 1933 war er auf 43 weithin hörbar und in jedem Budget fühlbar gefallen.

Diesen Zustand, den sie vorfanden, kleideten Roosevelts Freunde in folgende Worte: „Ob diese wiederkehrenden Episoden weitverbreiteter Arbeitslosigkeit, ungeheurer finanzieller Verluste und allgemeiner Demoralisierung zu den unvermeidlichen Merkmalen der Wirtschaftsorganisation gehören, welche die westliche Welt entwickelt hat, ist eine Frage, die nur durch weitere Erhebungen und Versuche beantwortet werden kann." Sie geben auch gleich die Antwort darauf: „Unsere Eigentumsrechte bleiben, aber sie müssen sich verändern. Die individuelle Initiative muß weiter erhalten bleiben, aber diese Initiative hat heute weiterreichende Möglichkeiten, sie berührt andere unmittelbar und muß daher einer öffentlichen Kontrolle unterworfen sein."

IV.

Der Präsident hat sein Amt nicht unvorbereitet angetreten. Die jahrelange Krankheit hatte ihm reichlich Zeit zur Beobachtung und Erforschung der Wirtschafts- und Sozialordnung der Vereinigten Staaten gegeben. An seinem Krankenbett entstand der viel besprochene und sehr umkämpfte „Gehirntrust". Hier am Bettrand wurden jahrelang alle Ereignisse aus den Staaten und den andern Ländern im engen Freundeskreis besprochen. Hier arbeitete Roosevelt mit seinem Sekretär und Freund McHenry Howe, hier las ihm Professor Moley die wichtigsten nationalökonomischen Neuerscheinungen vor, und hier pflegte ihn seine Gattin. Die Übung von Jahren ist zur Gewohnheit geworden. Dieser kleine Kreis, die Gattin und die engsten Freunde der Familie und Roosevelts Mitarbeiter, versammelt sich auch jetzt noch an jedem Morgen zur Frühstückszeit am Bette des Präsidenten. Manche Tagesordnung des Kabinetts wird dabei festgelegt, mancher Erlaß durchgesprochen, und es sollen nicht die unwichtigsten Regierungsmaßnahmen sein, die hier vorbereitet werden.

Um dieses Bettrandkabinett als Kern lagert sich der eigentliche „Gehirntrust“. Selbst der amerikanischen Öffentlichkeit waren die Mitglieder bis zum Amtsantritt Roosevelts unbekannt. Junge Professoren sind es, noch nicht einmal die führenden und allgemein anerkannten Köpfe ihrer Wissenschaft. Ihre Aufgabe liegt nicht so sehr in der Beratung des Präsidenten, sondern in der Herbeischaffung von Tatsachen und der Erforschung von Mißständen. Die einzelnen Entwicklungslinien des wirtschaftlichen Ablaufes sollen untersucht und in Beziehung miteinander gebracht werden. Über allem aber steht die Aufgabe, Amerika als Ganzes zu betrachten. Sie hat sich der Präsident aber im wesentlichen selbst vorbehalten. Die Mitglieder des „Gehirntrustes“ sind dafür nur seine Assistenten.

Einzelne Mitglieder des „Gehirntrustes“ sind sehr umkämpft. Schon der Name „Sowjet der großen Denker“, wie er von der oppositionellen Presse genannt wird, ist dafür ein Beispiel. Denn in diesem Kreise tritt man für den Ausbau der staatlichen Kontrolle im Wirtschaftsleben ein und für „eine brutale und erbarmungslose Besteuerung aller Reichen“. Hier wurde auch die Anerkennung der Sowjetunion vorbereitet. Unter dem Eindruck dieser Bestrebungen konnte dann die Bemerkung des Senators Carter Claß, Virginia, entstehen: „Ich habe keinen Grund, Rußland anzuerkennen. Aber wir haben uns Rußland mit unserer Planwirtschaft so sehr genähert, daß es uns anerkennen wird.“

Es ist Tatsache, daß einige Professoren sich nicht mit der Stellung des Assistenten begnügen wollen, sondern in Verkennung ihrer tatsächlichen Bedeutung die Übertragung ihrer „reinen“ Theorie in die harte Wirklichkeit verlangen. Doch der gesunde Instinkt Roosevelts wird die möglichen Übergriffe der Professoren schon zu verhindern wissen, denn er hat es bisher verstanden, die Scheidung zwischen den Beratern des „Bettrandkabinetts“ und den Assistenten des „Gehirntrustes“ aufrecht zu erhalten.

Daran hat niemand ein größeres Interesse als der dritte Mitarbeiterkreis des Präsidenten, sein eigentliches Kabinett. Denn diese Männer haben die politische Verantwortung zu tragen, während die Professoren ohne öffentliche Verantwortung sind. Auch bei der Zusammensetzung des Kabinetts ist Roosevelt seiner Neigung gefolgt, die Zusammenarbeit von Männern des guten Durchschnitts höher zu werten als ein Kabinett der Prominenten. Bisher hat sich dies Verfahren bestens bewährt. Neben dem Journalisten sitzt der Jurist und neben dem ehemaligen Republikaner der Demokrat.

Über allen und letzten Endes auch frei von allen steht der Präsident. Er für seine Person ist von der Notwendigkeit einer straffen, autoritären Regierung tief durchdrungen. Die Zeit des nationalen Notstandes zwingt die Regierung zu der Kontrolle über die wirtschaftlichen und sozialen Kräfte. Die Regierungsmethoden dieser Zeit werden ihre Spuren schon im Verfassungsaufbau der Vereinigten Staaten hinterlassen. Schon wird diese Möglichkeit öffentlich diskutiert. Der Präsident aber hat es bisher vermieden, dazu Stellung zu nehmen. Ihm genügen seine diktatorischen Vollmachten, die ihm der Kongreß gegeben hat und bei der bestehenden Sachlage wohl jederzeit verlängern und auch erweitern wird. Roosevelt hat Geduld und weiß, daß die Zeit für ihn arbeitet. Wie an seinem Krankenbett mancher Plan entstand, der heute Wirklichkeit geworden ist, so wird aus der Methodik seiner Regierungskunst schon zur gegebenen Zeit die fällige Verfassungsreform in Begriffe und Paragraphen gekleidet werden. Aber schon heute darüber Mutmaßungen anzustellen, ist ein müßiges Unterfangen.

V.

Zwar hatte schon Präsident Hoover in den letzten Amtsjahren mit der Politik des Sichtreibenlassens gebrochen, doch dies nur zugunsten eines Teiles der Industrie- und Bankwirtschaft. Ein neuer Grundsatz war aber damit in die Politik eingezogen. Roosevelt ist erst den entscheidenden Schritt gegangen. Nach einer Klärung der Werte

soll eine neue Wertordnung eingerichtet werden. Die einzelnen Faktoren der Sozial- und Wirtschaftsordnung sollen nun gleichgerichtet werden, damit sich die einzelnen Teile des Autos „Amerikanische Wirtschaft“ wieder mit gleicher Geschwindigkeit und im gleichen Rhythmus vorwärtsbewegen. Seine Regierungsmethoden und Handlungen auf Grund des Gesetzes über den wirtschaftlichen Wiederaufbau sind die beste Antwort auf eine Frage seiner wissenschaftlichen Assistenten nach den Beziehungen zwischen Regierung und Industrie. „Sollen die Männer der Wirtschaft auch die tatsächlichen Herrscher werden, oder sollen die Herrscher Wirtschaftler werden, oder sollen Arbeit und Wissenschaft diejenigen beherrschen, die früher herrschten.“

Vorbei ist die Zeit, da man den augenblicklichen Zustand der amerikanischen Wirtschaft als einen Abschnitt des wirtschaftlichen Kreislaufes ansah. Roosevelts Versuch will die neue Ordnung schaffen. Im Mittelpunkt steht das Gesetz über den wirtschaftlichen Wiederaufbau. Die Maßnahmen zugunsten der Landwirtschaft, die Roosevelt ganz besonders am Herzen liegen, stützen sich auf das Gesetz über die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in der Landwirtschaft und dem Dringlichkeitsgesetz über die landwirtschaftlichen Hypotheken. Diese Grundgesetze werden ergänzt durch nahezu zwanzig andere Gesetze und Verordnungen. Dazu gehören auch die Bestimmungen über die Gold- und Silberankaufspolitik der Regierung und die Abwertung des Dollars. Die bevorzugte Behandlung dieser Bestimmungen in der europäischen und deutschen Handelspresse hat zu einer schiefen Betrachtung und einseitigen Beurteilung der Maßnahmen des amerikanischen Präsidenten geführt. Die Berichterstatter sind alle getreue Schüler des Liberalismus. Das Geld und das Gold sind für sie die einzigen zuverlässigen Maßstäbe für den Stand einer Wirtschaft. Dabei vergessen sie allzusehr, daß das Gold als Maßstab der Kaufkraft ein rechter Emporkömmling ist, dessen Herrschaft zu keiner Stunde unbestritten war. Zwar sieht es auch jetzt noch so aus, als ob es noch im Besitz seiner alten Stellung wäre, dies einzig und allein durch die anscheinend so einfache Tatsache, daß hin und wieder einzelne Notenbanken kleinere oder größere Mengen Gold unter sich herumreichen zum Ausgleich der Wertschwankungen. Diese Wertschwankungen sind aber immer häufiger in immer kürzer werdenden Zeitabschnitten mit immer größer werdendem Ausschlag aufeinander gefolgt. Die goldenen Kugeln sind ein Mittel zur Verteidigung der nationalen Wirtschaft und zur Unterstützung der Außenpolitik geworden. Die Spielregeln, auf zahlreichen Konferenzen festgelegt, bestehen nur noch in der Theorie, in der praktischen Wirtschaftspolitik bekümmert sich niemand mehr darum. So übersehen denn die Berichterstatter die entscheidenden Wandlungen der Wirtschaftsstruktur, wie sie durch die rein nationalwirtschaftlichen Maßnahmen Roosevelts und seines getreuen Knappen, des Generals H. S. Johnson, erzwungen werden. Doch dafür muß man eben eine Antenne haben.

Die größte Sorge des Präsidenten gilt der Farm. Schon um die Jahrhundertwende war der Boden in den Vereinigten Staaten vergeben. Als mit dem Knall der Winchesterbüchse der Start zum Wettrennen nach freiem Land in Oklahoma im Jahre 1899 begann, da erreichten von zehntausend startenden Siedlern nur knapp dreitausend das ersehnte Ziel. Und gar im Jahre 1909, als sich das Schauspiel zum letztenmal wiederholte, fand nur jeder fünfundzwanzigste Wettbewerber eine Heimstatt. Im Jahre 1910 bestanden in allen Staaten 6361000 Farmen, auf denen über 32 Millionen Menschen Arbeit und Brot fanden. Zwanzig Jahre später hatte sich die Zahl der Farmen auf 6288000 vermindert, die noch immer 30,4 Millionen Menschen direkt ernährten. In der gleichen Zeit aber ist die Gesamtbevölkerungszahl von USA. um 30,8 Millionen gestiegen. Parallel mit dieser Entwicklung ging die Zunahme des Großgrundbesitzes. Heute werden 28 Prozent des Farmlandes in der Form des Großgrundbesitzes bewirtschaftet. Diese ungesunde Entwicklung sollen die Maßnahmen der Regierung bremsen und eine neue Entwicklungsrichtung

einleiten. Das entscheidende Gesetz beginnt darum mit folgenden Worten: „Da die gegenwärtige schwere Wirtschaftskrise zum Teil die Folge einer ernsthaften und ständig wachsenden Gleichgewichtsstörung zwischen den Preisen für landwirtschaftliche Erzeugnisse und denen anderer Güter ist – eine Gleichgewichtsstörung, die in weitem Maße die Kaufkraft der Landwirte für gewerbliche Erzeugnisse vernichtet, den regelmäßigen Warenaustausch zerstört und die landwirtschaftlichen Werte, auf denen das Kreditwesen des Landes beruht, ernsthaft gefährdet hat – erklärt der Kongreß, daß diese Zustände in der Landwirtschaft den grundlegenden Wirtschaftszweig des Landes, den Verkehr mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die für das Leben der Nation von größter Wichtigkeit sind, beeinträchtigt und den normalen Handel damit erschwert und behindert haben und daher die sofortige Durchführung dieses Gesetzes erfordern." Die einzelnen Maßnahmen sehen eine planmäßige Einschränkung der Produktion bestimmter landwirtschaftlicher Erzeugnisse und die Neufinanzierung von landwirtschaftlichen Hypotheken vor. Bis jetzt wurden allein für die Einschränkung der Produktion 964 Millionen Dollars ausgegeben mit dem Erfolg, daß der Index für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse sich schon recht beträchtlich gehoben hat. Die Preisschere zugunsten der Industrie beginnt sich zu schließen. Es sind reichlich diktatorische Bestimmungen, die dazu notwendig waren. Zum Teil mußten die Anbauflächen um 30 Prozent vermindert werden. Den Farmern wird eine Entschädigung gezahlt. Die entstehenden Kosten haben durch das Mittel der Steuer diejenigen Personen zu tragen, in deren Besitz die betreffenden Erzeugnisse zuerst gelangen. Also der erste Fabrikant, der die landwirtschaftlichen Roherzeugnisse zu Fertigwaren weiterverarbeitet, ist der Kostenträger. Als angemessener Handelswert, so wird der Maßstab bezeichnet, gilt derjenige Preis, der den Farmern dieselbe Kaufkraft zugute kommen läßt wie in der Vorkriegszeit. Die Bestimmungen über die Neufinanzierung von landwirtschaftlichen Hypotheken sollen den Druck der Verschuldung der Farmer erleichtern. Darüber hinaus sind Beträge von dreihundert Millionen Dollars zur Verfügung gestellt, um die Verschuldung abzulösen, neues Betriebskapital zu schaffen und stillgelegte landwirtschaftliche Betriebe wieder zurückzukaufen. Diese Maßnahmen zugunsten der Landwirtschaft wollen eine Entwicklung revidieren, die durch die Vorherrschaft der Industrie und Wall-Streets seit dem Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten der Union eingetreten ist. Die Landwirtschaft wird bewußt aus der kapitalistischen Wirtschaft herausgenommen und wieder ihren eigenen Gesetzen unterstellt.

Aber auch in der Industrie mußten Produktion und Verbrauch wieder in ein Gleichgewicht gebracht werden. Es ist die Ansicht des Präsidenten, „daß kein Wirtschaftszweig, dessen Existenz davon abhängt, daß er seinen Arbeitern keinen lebensauskömmlichen Lohn bezahlt, das Recht hat, in diesem Lande weiter zu bestehen." Das Gesetz über den wirtschaftlichen Aufbau zwingt die Berufsverbände der Erzeuger in den verschiedenen Industrien, sich zusammenzutun und sich über die Form des Wettbewerbes, der Produktion und des Absatzes zu verständigen. Die Grundsätze der Verständigung werden in den Codes niedergelegt. Diese Codes tragen einen starken planwirtschaftlichen Charakter. Die Aufnahme solcher Bestimmungen geht fast immer auf den Präsidenten selbst zurück. Gleich in dem ersten Vertrag mit der Baumwollindustrie verlangt der Präsident die Einsetzung einer „planing and fair-practice agency", eines Büros für Planwirtschaft und gegen unlauteren Wettbewerb. Schon der Name enthält die Aufgabe. Die Unternehmer müssen laufend berichten über die Lohnentwicklung und die Arbeitszeit, die Zahl und Umlaufsgeschwindigkeit der einzelnen Maschinen, die Ausnutzung der Leistungsfähigkeit des Betriebes, des Bestandes an Vorräten aller Art, des Auftragseinganges und der finanziellen Lage des Unternehmers. Auf Grund dieser Unterlagen soll das Planungsbüro Maßnahmen

vorschlagen, die geeignet sind, „die Erfüllung des Vertrages sicherzustellen, um eine Balancierung von Erzeugung und Absatz herbeizuführen, um die Lage der Industrie und den Umfang der Beschäftigung zu stabilisieren".

Eng damit verbunden ist die Stärkung des Einflusses der Arbeitnehmer im einzelnen Betrieb. Alle Verträge müssen folgende Bestimmungen enthalten: Die Arbeitnehmer sind berechtigt, sich zusammenzuschließen und durch selbst gewählte Vertreter Gesamtverhandlungen zu führen. Bei der Benennung dieser Vertreter oder bei der Wahl ihrer Organisation oder bei anderen gemeinsamen Maßnahmen zum Zwecke von Gesamtverhandlungen oder anderer gegenseitiger Hilfe oder gegenseitigen Schutzes dürfen sich die Arbeitgeber nicht einmischen oder den Arbeitnehmern irgendeine Beschränkung oder einen Zwang auferlegen. Von keinem Arbeitnehmer und keinem Arbeitsuchenden darf als Bedingung für die Einstellung der Eintritt in einen Werkverein oder der Verzicht auf den Beitritt zu einem unabhängig gewählten Berufsverband oder auf Zugehörigkeit zu oder Mitarbeit in einem solchen Verband verlangt werden.

Die Einführung dieser Bestimmungen ging nicht ohne Kampf ab. Zahlreiche Betriebe widersetzten sich, und dem Herrscher in der Automobilindustrie, Ford, gelang es, eine Sonderabmachung durchzudrücken. Seit dem Inkrafttreten der ersten Codes haben eintausendeinhundert Streiks stattgefunden, an denen über 700000 Arbeiter beteiligt waren. 9500000 Arbeitstage gingen dabei verloren, und die verlorene Lohnsumme wird auf 33,5 Millionen Dollar geschätzt. Die Gewerkschaften haben jedoch einen Mitgliederzuwachs von fast 2 Millionen zu verzeichnen, die Gewerkschaft der Bergarbeiter davon allein 340000. Dies sind die Zahlen aus dem Kampf um die Durchsetzung der Arbeiterschutzbestimmungen in den Verträgen.

Die Arbeitszeitverkürzung in der Einführung der Höchstarbeitszeit zwischen fünfunddreißig und vierzig Stunden wöchentlich und die Festlegung der Mindestlöhne sind nur äußerliche Kennzeichen der Notmaßnahmen. Sie werden vergehen und im Zuge der Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Erzeugung und Verbrauch neuen Bestimmungen weichen. Bleiben wird der Eingriff der Regierung und ihre ständige Kontrolle. Bleiben werden die Planungsbüros, und entstehen wird eine neue Wertordnung des amerikanischen Wirtschaftslebens.

VI.

Die Regierung baut ihre leitende Stellung immer mehr aus. Jedes Gesetz und jeder Paragraph bilden dazu eine willkommene Handhabe. Das amerikanische Volk ist mit Roosevelt, und es hat erkannt, daß es sich bei den einzelnen Maßnahmen nicht nur um Notmaßnahmen handelt, sondern um eine Neuordnung der Beziehungen der einzelnen Glieder der Wirtschaft untereinander und zum Staate. Sicher ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Alle diejenigen, welche die Handlungen des Präsidenten als eine gefährliche Spekulation empfinden, werden von ihm selbst an die Stellung der Regierung im Weltkriege erinnert. Das Wiederaufbauprogramm stellt in seiner Gesamtheit, wie der Präsident der Vereinigten Staaten ausgeführt hat, nicht „eine Sammlung zufällig gefaßter Pläne dar, sondern es bildet vielmehr die ordentlichen Bestandteile eines zusammenhängenden logischen Ganzen". Es ist gleichgültig, ob der Präsident in seinem Kampf um die Neuordnung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Vereinigten Staaten Sieger bleibt oder eine vernichtende Niederlage erleidet. Sein Unternehmen wird weitreichende Folgen haben, nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern auch für alle übrigen Länder dieser Erde.



A. P.

Präsident Roosevelt mit seinem wirtschaftlichen Berater Professor Raymond Moley

A. P.

General Hugh S. Johnson, Administrator des National Recovery Act (NRA)



Streikposten schütten während des Milchstreiks für Milwaukee bestimmte Milch auf die Straße (Scherl)



N. Y. T.

Ein Lastwagen mit Schweinen durchbricht die Sperrkette der streikenden Farmer

Scherl

Zwangsversteigerung einer überschuldeten Farm unter dem Schutz von Nationalgardisten

Scherl

Präsident Roosevelt besucht ein Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Pennsylvanien

A. P.

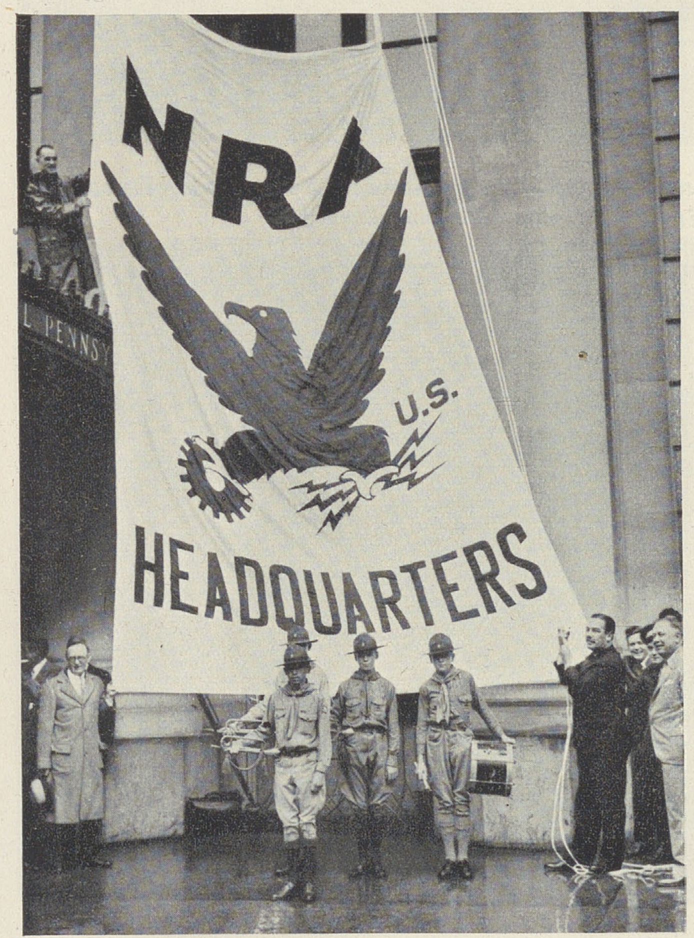
Während eines Fußballwettkampfes wird auf der Tribüne von Mitgliedern der beteiligten Sportvereine das NRA=Symbol gestellt

N Y. T.

Teil des prunkvollen Demonstrationszuges von 250000 New Yorkern für den NRA



Auch in der Kinderstube darf das NRA-Abzeichen nicht fehlen. (A. P.-Phot.)



Boy Scouts bei der Hissung des NRA-Banners mit dem blauen Adler vor dem Hauptquartier in New York (Scherl)





In der Schule werden an die Kinder NRA-Verpflichtungsscheine verteilt, die von den Eltern unterschrieben werden sollen (A. P. - Phot.)

N. Y. T.

In Cleveland wurde eine riesige Ehrentafel errichtet, auf der die Namen aller Arbeitgeber eingetragen werden, die durch Neueinstellung von Arbeitskräften die Bestrebungen des NRA fördern

N. Y. T.

Auf dem Flugzeugträger „Saratoga" stellt die Mannschaft die Buchstaben NRA

Lebendige Vergangenheit

Jacob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte

aus dem Kapitel „Polis" in dem Abschnitt „Staat und Nation"

Das Lebensmaß, welches eine Polis in sich enthalten muß, wird bezeichnet mit dem Wort Autarkeia, das Genügen. Für unsere Rechnungsart ein sehr dunkles Wort, für den Griechen aber völlig verständlich. Eine Feldmark, welche die nötigsten Lebensmittel schaffte, ein Handelsverkehr und eine Gewerblichkeit, welche für die übrigen Bedürfnisse in mäßiger Weise sorgte, endlich eine Hoplitenschar mindestens so stark als die der nächsten, meist feindlichen Polis, dies waren die Bedingungen jenes „Genügens". Aristoteles redet hier so deutlich, als man es wünschen mag. Eine Polis, sobald sie zu volkreich ist, kann schon kaum mehr gesetzlich leben. Die Zahl der wirklichen Bürger macht eine Stadt groß, nicht eine Vielheit der Gewerbsarbeiter (Banausen) bei Wenigkeit der Hopliten. Die Schönheit liegt auch hier im Begrenzten, im Proportionalen. Ein spannenlanges Schiff ist kein Schiff mehr und ein zwei Stadien langes auch nicht. Eine zu menschenarme Stadt genügt sich nicht; eine allzu bevölkerte genügt sich zwar in betreff der Bedürfnisse, aber als eine Masse, nicht mehr als eine Stadt, denn sie kann keine wahre Verfassung, keine Politeia mehr haben. Welcher Stratege würde solche Massen anführen? welcher Herold würde genügen, wenn er nicht ein Stentor wäre? Um gerecht zu richten und um die Ämter nach Verdienst zu vergeben, müssen die Bürger einander kennen und wissen, welcher Art die Leute sind. Die beste Begrenzung ist, daß die Stadt so groß sei, als das Genügen des Lebens erfordert, aber übersichtlich.

Von dem Individuum wird nicht bloß im Felde und auf Augenblicke, sondern jederzeit die Hingebung der ganzen Existenz verlangt, denn es verdankt dem Ganzen alles; ja schon die Sicherung seines Daseins, welche damals nur der Bürger genießt, und zwar nur in seiner Stadt oder soweit deren Einfluß reicht. Die Polis ist ein höheres Naturprodukt; entstanden ist sie, damit Leben möglich sei, sie existiert aber weiter, damit richtig, glücklich, edel, möglichst nach der Trefflichkeit gelebt werde. Wer hier am Regieren und Regiertwerden teil hat, der ist Bürger: das erstere wird noch näher bestimmt als Teilnahme an Gericht und Ämtern. Allein der Bürger verwirklicht überhaupt all sein Können und jede Tugend im und am Staat, der ganze griechische Geist und seine Kultur steht in stärkster Beziehung zur Polis, und weit die höchsten Hervorbringungen der Poesie und der Kunst des Blütezeitalters gehören nicht dem Privatgenuß, sondern der Öffentlichkeit an.

Kurz, gegenüber der Polis und ihren Interessen fehlt jede Garantie von Leben und Besitz. Und zwar besteht diese Staatsknechtschaft des Individuums unter allen Verfassungen, nur wird sie unter der Demokratie, als sich die verruchtesten Streber für die Polis und deren Interesse ausgeben, das heißt den Satz salus rei publicae suprema lex esto in ihrem Sinne interpretieren konnten, am drückendsten gewesen sein.

Als ideales Ganze schaut sich aber die Polis noch in einem andern Sinne und in anderer Gestalt, nämlich in ihrem Nomos, unter welchem Ausdruck bekanntlich Gesetze und Staatsverfassung zusammenbegriffen sind. Er ist das höhere Objektive, welches

über allem Einzeldasein, allem Einzelwillen waltet und sich nicht, wie in der neueren Welt damit begnügt, das Individuum zu beschützen und zu Steuern und Kriegsdienst anzuhalten, sondern die Seele des Ganzen zu sein begehrt.

In der vollendeten Demokratie ist dann die Revisionslust in Permanenz, und man kann dem Namen nach die Verfassung aufs höchste ehren und preisen, zugleich aber durch unaufhörliches Hervorbringen von Volksbeschlüssen (Psephismen) sie aufs stärkste verändern und durchlöchern. Es ist der Zustand, da nach dem Ausdruck des Aristoteles nicht mehr das Gesetz, sondern die Menge herrscht.

Die griechische Staatsidee nämlich, mit ihrer völligen Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine, hatte, wie sich zeigen wird, zugleich die Eigenschaft entwickelt, das Individuum auf das stärkste vorwärts zu treiben. Die Hochbegabten, weil sie dableiben und aushalten mußten, bemächtigten sich nach Kräften der Herrschaft im Staate. Im Namen der Polis regieren hierauf Individuen und Parteien. Die jedesmal herrschende Partei benimmt sich dann völlig so, als ob sie die ganze Polis wäre und deren ganzes Pathos auszuüben das Recht hätte. Wer sich aber im Altertum zur Herrschaft berechtigt glaubt oder sie auch nur begehrt, der erlaubt sich gegen den Gegner oder Konkurrenten sogleich das Äußerste, die Zernichtung.

Alle politischen Strafen, so schuldig der Unterlegene an sich gewesen sein mag, haben in diesen Poleis das Wesen der Rache und des unbedingten Fertigmachens an sich.

Die Hellenen glaubten klar zu sein über die Alternative: entweder wir zernichten jene, oder jene uns, und handelten dann unerbittlich demgemäß. Bezeichnend ist aber für sie das Feierliche an solchem Terrorismus. Daß z. B. Tyrannenmörder, wenn sie das Leben davonbrachten, aufs höchste geehrt wurden und nach ihrem Tode Denkmäler und Kultus erhielten, gibt als etwas Allbekanntes nicht mehr viel zu denken. Die Folge davon aber war zum Beispiel, daß ganz unberufene und obskure Mörder eines Menschen, der nachträglich als Schurke und Verräter erkannt worden war, wie in Athen (411 v. Chr.) Phrynichos, als öffentliche Wohltäter die Aufnahme in das Bürgerrecht, die öffentliche Bekränzung an den großen Dionysien und dergleichen erhielten; andere, die sich bei der Tat hilfreich beteiligten, bekamen wenigstens ehrenvolle Nennung ihres Namens auf dem errichteten Denkpfeiler und weitere Belohnungen. Die herrschende Partei will mit dergleichen lange nicht bloß etwa noch vorhandene Feinde einschüchtern, ihnen einen möglichsten Verdruß bereiten, sondern vor allem ihrem eigenen Triumph ein recht pathetisches Ansehen geben. Die Täter werden gefeiert, gleichviel welches ihre Motive und ihre Persönlichkeit gewesen.

Da die Polis das Höchste und die eigentliche Religion der Hellenen ist, so haben die Kämpfe um sie auch die volle Schrecklichkeit von Religionskriegen, und jeder Bruch mit ihr hebt das Individuum aus allen Fugen.

Daß man die Fiktion vom unbedingten Bürgertum höher gespannt hatte, als die menschliche Natur auf die Länge erträgt, durfte einstweilen niemand laut sagen, aber die heimliche, innerliche Abwendung der Fähigen, welche allmählich eintrat, war nicht zu beseitigen, und mit der Zeit fehlten auch diejenigen nicht, welche sich sehr laut und mit offenem Trotz dazu bekannten.

WILHELM KOHL

Die Brücke

Erzählung

Der alte, seit Jahren im Ruhestand lebende Pfarrer war gestorben. Seine Hinterlassenschaft war verkauft worden – zugunsten der Ortsarmen, wie er es bestimmt hatte. Phylax, der nicht sehr rassereine, aber überaus eifrige und gegen jegliche Annäherung an das Pfarrhaus-Grundstück fanatisch ablehnend eingestellte Hauswächter, war auch verkauft worden. Regina, die langjährige Haushälterin, war nämlich in ihr Heimatdorf zurückgekehrt, zu ihrer Mutter, und wenn sie Phylax ja auch recht gern hatte und Phylax sehr an ihr hing, so konnte sie schließlich aber auch ohne ihn leben – so ein Hund kostete Unterhalt, Steuer, und wenn sie das alles selbst zahlen sollte – kurz, es war halt nichts anderes übriggeblieben, als Phylax mit dem sonstigen Hausrat eben auch zu verkaufen. Das war geschehen, der Kolonialwarenhändler hatte ihn genommen, ein durchaus wohlmeinender und mit Phylax sicher das Beste im Sinn habender Mann. Natürlich war Phylax zunächst ein wenig angebunden worden, bis er sich an die neue Umgebung und alles das gebührend gewöhnt habe. Es gefiel Phylax anscheinend aber gar nicht, trotz aller guten Behandlung und Verpflegung, die ihm ganz zweifellos zuteil wurden. Und eines Abends, kaum daß ein paar Tage seit seiner Übersiedlung vergangen waren, da hatte er seinen Gewahrsam verlassen, auf gewiß höchst unzulässige und unaufgeklärte Weise, um eilenden Laufes und geradezu lechzenden Maules der Stätte seines bisherigen Lebens und Wachehaltens zuzustreben. Diese Stätte war aber finster, und wenn auch nicht gerade wüst, so doch entschieden leer. Ja, denn das Haus, vom Herrn Pfarrer einer kirchlichen wohltätigen Stiftung vermacht, war seinem neuen Daseinszweck noch nicht übergeben worden, es war unbewohnt, keine Seele antwortete auf Phylax' winselndes, ratlos den Zaun umspürendes Bemühen. Es war schon spät, das Haus hatte nicht viel Nachbarschaft, die Leute waren in den Häusern, so daß Phylax' Heimfinden anscheinend auch von draußen keine rechte Stütze oder Zurechtweisung zuteil werden sollte.

Doch da kam einer; der Franz Weißenrieder kam daher. Er wohnte hier in der Nähe, bei seinen Eltern. Aber er hatte wohl nicht die Absicht, heimzugehen oder sonst zu irgendeinem Geschäft oder Ziel, er kam halt nur so daher. Er hatte ja Zeit, der Franz, er versäumte nichts, höchstens das Mittag- oder das Abendessen, und dabei wurde er dann auch nicht sehr vermißt, so wie die Verhältnisse lagen. Er war nämlich arbeitslos, er aß lediglich mit, und um so einen reißt man sich natürlich nicht, auch die eigenen Eltern tun das wohl nicht auf die Dauer.

Franz Weißenrieder blieb also stehen; er kannte Phylax, und Phylax kannte ihn, obwohl er ihn früher, als er, Phylax, noch drinnen war, im Pfarrhof, genau so fanatisch abgewehrt und angebellt hatte wie alle anderen, die dem seiner Wachsamkeit unterstellten Gelände als Außenstehende nahten. Aber jetzt war er auch draußen, und es war ihm anscheinend gar nicht ungelegen, in Franz einen Teilnehmer an seinem Notstand zu finden. Denn das war Franz, als solcher erwies er sich ganz klar. Er sah ja, worum es sich handelte, und er hatte von Natur eine sehr bereitwillige und entgegenkommende Art. Er rief Phylax, der äußerst ratlos und kläglich winselnd den Zaun entlang lief, hier schnüffelte, da schnüffelte und nirgends einen Anhalt, eine Möglichkeit fand zu jauchzendem

Einzug in das verlorene Paradies – er rief Phylax an, legte dem Heimwollenden, der bereitwillig seinem Anruf folgte, seine keineswegs mehr sehr harte und verarbeitete Hand auf den Kopf, und die beiden sahen sich aus dunklen und beiderseits ziemlich kummervollen Augen eine Weile an. Zu einem geläufigen, gar leicht und behend sich tummelnden Redefluß, vermittelst dessen er Phylax das hier Vorliegende klar und deutlich machen und ihn auch seines Mitgefühls gebührend hätte versichern können, fehlte es Franz sehr an der entsprechenden Begabung. „So ist es halt, Phylax“, sagte er nur, „die Regina is weg, und der Herr Pfarrer ist tot, da is nix zu machen.“ Und er sah Phylax aus treuen Augen recht mitfühlend an. Der verstand ihn anscheinend auch ganz genau, er winselte, er bewegte „leider, leider“ bestätigend den Schwanz und ließ erkennen, daß er Franzens Anteilnahme sehr, sehr zu schätzen wisse und daß er ihm äußerst dankbar dafür sei.

Immerhin, hier am Zaun stehenbleiben konnten sie, noch so treu verbunden, nicht, das führte zu nichts – nein. Zu machen, zu tun war freilich auch nicht viel, eigentlich sogar nichts. Nur weggehen konnte man, die Hände in die Taschen stecken und weggehen, irgendwohin, und ohne zu wissen eigentlich, wozu. Aber es war eben eine Änderung, es war eine Abwechslung, und es war immer noch besser, man bewegte sich, man ging dem entgegen, was vielleicht kam, als nur zu warten, als immer und noch dazu vergeblich zu warten. Vielleicht, man konnte nicht wissen, vielleicht erwischte man doch etwas, so im Gehen, und was sollte man sonst tun?

„Komm“, sagte Franz also zu Phylax, „komm.“ Er steckte die Hände in die Taschen, und er tat so, als ob er summen, als ob er pfeifen wolle, aber es war nichts Gescheites, und so ließ er es denn auch, sah mit ziemlich abwesenden Augen in den Himmel, zu den Wolken hinauf, als sei er etwa ein Steuermann und halte Umschau auf einer gar unternehmenden und durchaus nicht so leicht zu nehmenden Fahrt. Und so gingen sie, schlenderten sie eben hin. Franz, das sah Phylax wohl, Franz war so ziemlich der einzige, bei dem er augenblicklich einen Unterschlupf und ein Teilnehmen an seiner Bedrängnis finden konnte, damit sie nicht gar so schwer und ausschließlich auf ihm laste. Deshalb ging er willig, ohne Einwand, mit. Und Franz andererseits war es wohl auch nicht ungelegen, jemand zu haben, mit dem sich noch so eine gewisse Zeit hinbringen ließ; so war doch etwas getan – nicht eigentlich getan, so war doch etwas da, gewissermaßen als Antwort, zum Mundstopfen für das ewige Wohin und Wozu.

Nach Haus gehen mochte er noch nicht, nein. Am liebsten ging er morgens, bevor einer aufstand, von Haus weg und spät abends, wenn alle schliefen, wieder heim. So machte er es oft genug, aber dazwischen mußte man essen, ja. Dabei durfte er sich eigentlich gar nicht beklagen. Sein Vater war Wegearbeiter, städtischer Wegearbeiter, er verdiente nicht viel. Sein Schwager, der Mann von Franzens älterer Schwester, war auch arbeitslos, und die Familie zehrte folglich auch von Vater Weißenrieders Verdienst. Er, Franz, der älteste Bub, war Holzschnitzer geworden. Ja, er hatte so lange gebettelt und gequält, bis der Alte in Gottesnamen ja dazu gesagt hatte, und so hatte er denn all die Jahre nur gekostet, nur gekostet, nichts eingebracht. Und als er endlich soweit war und auch verdiente, und zwar recht gut, da kam die schlechte Zeit, der kunsthandwerkliche Betrieb, wo er arbeitete, ging in die Brüche, und Franz streckte seine Beine wieder unter Vater Weißenrieders Tisch. Wäre er Eisenbahner, Streckenarbeiter geworden, wie der Alte es gewollt, so wäre das alles nicht nötig, die Eisenbahnen liefen immer, in guten und schlechten Zeiten, es war ein sicheres Brot. Das mußte Franz oft hören.

Vierundzwanzig war er jetzt alt. Ein paarmal schon hatte er ganz Deutschland durchtippelt, um nicht immer zu Haus zu sitzen, aber was half's, es war draußen wie hier. Und geschnitzt hatte er natürlich, hatte allerlei gemacht; er war ja begabt, ein sehr talentierter Schnitzer, wie es hieß; ein Buchhändler im Nachbarstädtchen hatte seine Sachen im Schaufenster; er hatte auch mal was davon verkauft, ja, das war auch vorgekommen, im großen und ganzen stand aber alles noch so, wie er es hingegeben – seit Jahr und Tag. Und so war die Lust zum Schnitzen eben auch geringer geworden mit der Zeit – wozu? Und zu Haus zeigte man ihm auch höhnische Gesichter, wenn er sich daran machte und einen Holzklotz unter die Eisen nahm. Es hatte eben wenig Zweck, freilich. – Aber herrlich wäre es doch, eine rechte Lust zu leben, wenn man an der Schnitzbank stehen könnte und drauflos arbeiten, ganz wie einem ums Herz war und wonach der Sinn einem stand.

Franz mußte wohl ein wenig geseufzt haben, denn Phylax, der einträchtig neben ihm trottete, hob den Kopf, sah ihn aus treuen Hundeaugen fragend an. Und Franz lächelte ein wenig – ja, so ein Tier war lange nicht so unverständig, wie man gemeinhin wohl annahm. Auch die Dinge, die sogenannten leblosen Dinge, waren nicht so unverständig, wie man annahm und wie man sie wohl behandelte; und auch nicht so fühllos, so unempfindlich. Das Holz zum Beispiel, das war durchaus voller Leben und Sinn, und es war längst nicht einerlei, wie man damit umging und wie man es verstand. Aber Franz seufzte nun doch – gewiß, ganz recht, aber was hatte man davon, was kaufte er sich dafür? Er sah zu den Wolken hinauf, er spürte den Wind.

Sie waren jetzt zwischen den Feldern draußen. Der Abend war schon ziemlich vorgeschritten, aber die Luft war mild, es schien eine klare Mondnacht zu werden. Die Erde atmete ganz satt und voller Gedeihen. Hm – die Erde, die hatte es eben in sich. Und ein Apfelkern oder was es war, der hatte es auch in sich; der tat sich auf, entfaltete sich, wurde das gediegenste, solideste Gewächs, ganz von innen, einfach ganz von innen. Und der Mensch? Der Mensch nicht? Franz seufzte – es schien ihm da etwas, oder gar manches, nicht zu stimmen, jedenfalls waren die Schwierigkeiten beim Gedeihen des Menschen groß.

In das Raunen, das Summen, das Zirpen des Abends klang jetzt das Plätschern vom nahen Fluß. Das Plätschern und Rauschen, das Vorbei der Wellen, das immer neue und weitere Vorbei, das war auch etwas, das sah und hörte Franz Weißenrieder ganz gern; es machte die Augen und die Ohren so durchaus voll.

Dorthin gingen Franz und Phylax also. Sie gingen zu der alten Holzbrücke, die an jener Stelle über das Wasser führte. Wenn man sich dort niedersetzte, in der Mitte der Brücke so ungefähr, mit dem Rücken gegen einen Geländerbalken gelehnt, und ließ die Füße baumeln, über den rauschenden, plätschernden, unaufhaltsam fließenden Wassern – dann spürte man die Zeit gar nicht mehr, dann ging alles, auch dieser ernährungsbedürftige, ziemlich unnütze und überflüssige Mensch, völlig unter oder vielmehr auf, alles ging in diesem Rauschen und Hinströmen völlig auf.

Da saßen sie nun, Franz und Phylax, am Rand der Holzbrücke, mitten über dem Fluß. Eng nebeneinander saßen sie, Franz hatte die rechte Hand in Phylax' Nacken gekrault, in sein dichtes Fell. Am Himmel war der volle Mond aufgegangen; der breitete seinen Glanz und Schimmer über das Land und tauchte ihn auch in das spiegelnde und ziemlich klare Gewässer. So daß es gar wunderbar heraufschimmerte, so daß der Himmel oben nun auch unten war, und man meinen konnte, man schwebe nur so, baumle ziemlich anstandslos und

ungewichtig zwischen lauter Himmel und Sternen. Dazu der ewige, unergründliche Singsang der Wasser – in der Tat, man konnte sich schon recht unwirklich und seiner Alltagsweise enthoben vorkommen. – Und wenn man sich nun noch ein wenig vorbeugte, einfach fallen ließ, sinken, so mußte man dem Himmel da unten – oder war es oben? – wohl noch näher kommen, so war wohl alles gut –.

Aber da wurde Phylax doch unruhig. – Weshalb soll ein Hund es auch nicht merken, wenn ein Mensch neben ihm, dem er sehr zugetan ist, solche ab-wesenden, solche ab-wendigen Gedanken hegt? Jedenfalls hob Phylax den Kopf, gab einen leisen, halb bangen, halb warnenden Laut – so daß Franz, der ja seine Hand in Phylax' Fell gekrault hatte, nicht umhin konnte, aufzumerken und ein wenig erschreckt und schwerfällig wieder zu sich zu finden. Er sah Phylax an, und der sah ihn an, ihre Blicke – sie waren sich ja wohl die Nächsten augenblicklich – tauchten eine Weile ineinander – und Franz mußte es zugeben: Nein, nein, das war nun doch wohl nicht das Richtige; sie saßen hier auf der alten Holzbrücke, und wenn seine Füße ja auch recht zwanglos über dem Wasser baumelten, von Schweben war keine Rede, so ganz unbeschwert und freizügig auf purem Himmelsgrund zu wandeln, dazu waren sie doch wohl nicht berufen. Wenn einer hier unten – oder war es oben? – wenn einer auf der festen Erde nicht mit sich fertig wurde, so war er drüben, nach einiger Überlegung, auch kaum am rechten Platz.

Hm – fertig wurde – fertig wurde war gut gesagt – aber hing das nur von ihm ab? Er wollte ja, oh, er wollte durchaus, aber wenn das Wetter, wenn die Zeit nun mal nicht danach war? Die Erde – die Erde, so hatte er gesagt, und der Apfelkern zum Beispiel, die hätten es in sich – schön, hatten sie auch, aber wenn das Wetter nicht danach war, ohne Regen und alles das, so wurde auch nichts aus der Fruchtbarkeit und dem Wachsen und Gedeihen. Ja, ja, ganz recht – Franz Weißenrieder stand langsam auf, und Phylax stand auch auf, und sie setzten sich langsam wieder in Bewegung, dem Orte zu – ganz recht, aber ins Da-sein traten die Dinge, und man konnte ruhig sagen die Welt, doch von innen; seinen eigentlichen Schein und die Wärme und das Leben hatte alles nur von innen, und wenn der Apfelkern es nicht in sich hätte: von draußen, aus allem guten Wetter würde in Ewigkeit kein Apfelbaum zustande kommen; und wenn er, Franz Weißenrieder, eine Holzfigur machte, und sie hatte es nicht in sich, lebte und war nicht durchaus von innen her da, so war es eben nichts, so war sie tot und es war schade um das Holz. „Jawohl, Phylax", sagte er, „so ist es." Und Phylax sah ihn sehr verständig an, gab einen zustimmenden Laut und war es im übrigen ganz zufrieden, daß sie sich aus Mondesglanz und Wellengeplätscher nun wieder mehr ins Örtliche begaben. Er, Franz Weißenrieder, so fuhr Franz in seiner Unterhaltung fort, hatte es auch in sich, jawohl, und das schien ihm doch die Hauptsache zu sein; und er wollte l e b e n, ja, das wollte er, und das schien ihm auch die Hauptsache zu sein. Und der Apfelbaum, im Winter, wenn es schneite, wenn es rundum aus war mit allem guten Wetter, dann ging er nicht hurtig ein und verflüchtigte sich in alle Winde, sondern er hielt aus, er hielt regelrecht aus, und über eine Weile dann zeigte er schon wieder, was an ihm war.

So würde er, Franz Weißenrieder, es auch halten; er wollte sich sogar gleich morgen wieder ein handliches Klötzchen hervorsuchen, und er hatte das Gefühl, als ob etwas recht Ordentliches unter seinen Eisen hervorgehen werde. Doch, das spürte er, das hatte er in den Fingern. Als Franz jetzt einen kleinen Pfiff versuchte und ein Summen, da gelang es durchaus, und auch Phylax wedelte unternehmend mit dem Schwanz.

Ja, er wollte doch sehen, ob er es nicht recht-fertigte, dieses Dasein – nicht nur durch seiner Hände Arbeit – die kam ja erst in zweiter Reihe, wie das Hacken und Harken um das trächtige Korn – sondern durch ein rechtes Innewerden und Wahrmachen seiner selbst.

Als sie nach Hause kamen, war natürlich schon alles zu Bett. Franz sah zu, daß er für Phylax noch einiges zu fressen auftrieb. Dann stiegen sie in Franzens Dachkammer hinauf. Franz legte sich in das Bett und Phylax legte sich davor, und sie verbrachten beide eine angenehme und ergiebige Nacht.

Am nächsten Morgen stand Franz schon zeitig an der Schnitzbank. Als ihm dann aber der Briefbote eine Postkarte brachte, auf der ihm der Buchhändler in der Stadt mitteilte, ein Herr aus Berlin sei dagewesen, dem hätten Franzens Figuren ausnehmend gefallen und er habe sich auch Franzens Adresse aufgeschrieben, und was die Hauptsache sei: er habe auch einen gehörigen Posten von den Sachen gekauft und Franz könne kommen und sich etliches Geld abholen – als Franz diese Postkarte bekommen hatte, da ließ er seine Arbeit auf ein Kleines, begab sich mit Phylax zu dem Kolonialwarenhändler und fragte ihn, ob er ihm den Hund nicht ablassen wollte; er verstehe sich mit ihm und möchte ihn gern behalten. Und der Kolonialwarenhändler war es zufrieden, er ließ ihm Phylax, sogar ohne Geld – weil Franz ja arbeitslos sei und weil Phylax, er, der Kolonialwarenhändler, sei davon überzeugt, es doch gut haben werde bei Franz.

EUGEN DIESEL

Erinnerung an Paul Ernst

Von Paul Ernst erfuhr ich zum erstenmal eine Anzahl von Jahren vor dem Kriege durch eine Zeitungskritik der Münchner Erstaufführung seiner „Brunhild". Der große Respekt des Kritikers schien mit einiger Besorgnis vermischt, daß gerade diejenigen Eigenschaften des Dramas, die diesen Respekt abnötigten, ihm hinderlich sein würden, beim Publikum und auf der Bühne Wurzel zu fassen. Bald darauf sah ich ein Bild von Paul Ernst. Seit damals begann ich ihn zu lieben und zu achten, ich hatte größeres Zutrauen zu ihm als zu den literarischen Tages- und Jahresgrößen, aus denen so viel mehr Wesens gemacht wurde. Aber es war nicht nur die Sympathie für den schwer Ringenden, der keine Konzessionen machte. Ganz gewiß ahnte ich etwas von der Größe des Mannes, obwohl ich mir als Student andere Bücher kaufte als die von Paul Ernst. Woran liegt es, daß solche plötzlich auftretenden Überzeugungen, die man nicht richtig begründen kann, oft das ganze Leben hindurch Stich halten, seien sie nun positiver oder negativer Art? Heute bin ich stolz darauf, daß ich mich von jung an von der Vorstellung des Daseins dieses Mannes begleiten ließ, ebenso wie ich stolz darauf bin, daß ich 1904, in meinem fünfzehnten Jahr, das liebevollste Vertrauen zu Hans Pfitzner gefaßt hatte und oft wegen meines Bekenntnisses zu ihm verspottet worden war. Pfitzner habe ich denn auch durch die Vermittlung von Paul Ernsts Tochter vor zwei Jahren kennengelernt.

Mag sein, daß in meinem ersten geistigen Verhältnis zu Paul Ernst die Tatsache eine Rolle spielte, daß er sich mit Sagenstoffen beschäftigte und viele seiner Dramen in

Blankversen schrieb. Das tat ich damals auch, aus Furcht vor Hohn und Verachtung im geheimen. Paul Ernst war ein Mann, der sich öffentlich mit Blankversdramen hervorgewagt hatte und damit, wenn auch nicht auf Begeisterung, so doch auf Achtung stieß. Hielt er nicht dadurch auch einen Schild vor mich und meine jugendlichen Sünden? Aber meine Sympathie war gewiß auch tieferer Art. Denn andere Blankversdichter liebte ich nicht, und ich hatte einiges von Ernst zu lesen begonnen. Zu Weihnachten 1912 schenkte mir mein liebster Freund die von Ernst ausgewählten und übertragenen „Altitaliänischen Novellen". Wir waren kurz vorher in Florenz gewesen, lebten und webten außerdem in Shakespeare, und unter diesen Novellen fand ich mehrere, die an die Shakespeareschen Komödienstoffe erinnerten. In der Einleitung stießen wir auf Sätze, die uns aufhorchen ließen, weil sie die Richtigkeit unseres Strebens nach jenem „Höheren", nach den „Geheimnissen" bestätigten. Daß Paul Ernst mancherlei gegen Shakespeare als Dramendichter einzuwenden hatte, wußten wir damals noch nicht (das hätte vielleicht unsere Freude getrübt). Übrigens entdeckten wir damals mit Genugtuung, daß Paul Ernst „italiänisch" (mit ä) schrieb, wie Goethe. Einige Wochen vor seinem Tode nahm Ernst mit Rührung diese beiden Novellenbände bei mir in die Hand, und auf meine Frage nach dem ä gab er die Auskunft, er habe es nur durch eigensinnige Verfechtung gegen den Korrektor durchsetzen und retten können.

* * *

Im Herbst 1926 schrieb ich zum erstenmal an Paul Ernst und sandte ihm mein Buch „Der Weg durch das Wirrsal". Bald kam aus St. Georgen bei Graz die Antwort in einer kleinen, nicht leicht lesbaren und doch zum Lesen aufmunternden, sympathischen Schrift, die auffällig von links nach rechts aufstieg. Er hatte durch das Buch hindurch allerhand gesehen und sagte es mir auf den Kopf zu. Er lobte mich sehr und sagte, daß ihm selbst ein solches Werk immer vorgeschwebt habe. Durch sein Urteil begann ich mich auf meiner schriftstellerischen Laufbahn sicher zu fühlen. Ich wäre kein Mensch gewesen, wenn das meine Sympathien für Paul Ernst nicht gewaltig gesteigert hätte. Wir wechselten Briefe. Er schrieb sehr unmittelbar, sehr einfach, warm und gütig. Zuweilen war eine etwas lehrhafte Meinung still und weise zu Papier gebracht, an anderes angereiht, wie überhaupt ein gewisser Stil der sachlich-weisen Anreihung für Ernst in den meisten seiner Werke kennzeichnend ist. In einem seiner ersten Briefe hieß es: „Ich könnte ja ihr Vater sein." Mehrere Male hat er das schriftlich und mündlich wiederholt. Er dachte dabei nicht nur an sein höheres Alter, sondern ich glaube, daß er mich gern gewonnen hatte und in der Tat väterlich für mich empfand.

Eines Tages war Paul Ernst mit seiner Frau in Berlin, und ich lernte ihn kennen. Auf seinem weder großen noch kleinen Körper saß ein weißhaariges und weißbärtiges Haupt eigenwillig auf den Schultern. Der Kopf lag meistens leicht nach rückwärts, so daß sein Blick in leichter Schräge emporgewandt war und der Eindruck einer stolzen, fast ein wenig eigensinnigen Energie entstand. Die Züge waren edel. Die Augen schienen zuweilen in der geistigen Tiefe des Antlitzes verborgen, wie nach innen gewandt, jedoch nicht im Innern verloren, fast ein wenig schüchtern, und, wenn man den Blick fing, wie um Vertrauen werbend. Aber sie waren doch auch klar zu sehen, ja, sie waren je nach der Bewegung seines Geistes überraschend klar und schön und drangen kraftvoll ins Weite. Die ganze Erscheinung war auffallend genug. Die Leute auf der Straße blieben zuweilen stehen und schauten ihr eher bewundernd als verwundert nach. Als Ganzes war sie männlich, fest, bescheiden, stolz und doch zart. Paul Ernst trug oft eine hochgeschlossene Jacke aus rauhem Stoff, und im Zimmer auf und ab gehend hatte er die Hände in den Seitentaschen der Jacke, so daß die eigenwillige Haltung des Hauptes noch deutlicher wahrzunehmen war. Er war nicht eitel, er hatte nur den Wunsch, auf die natürlichste Weise so zu erscheinen, wie es ihm entsprach.

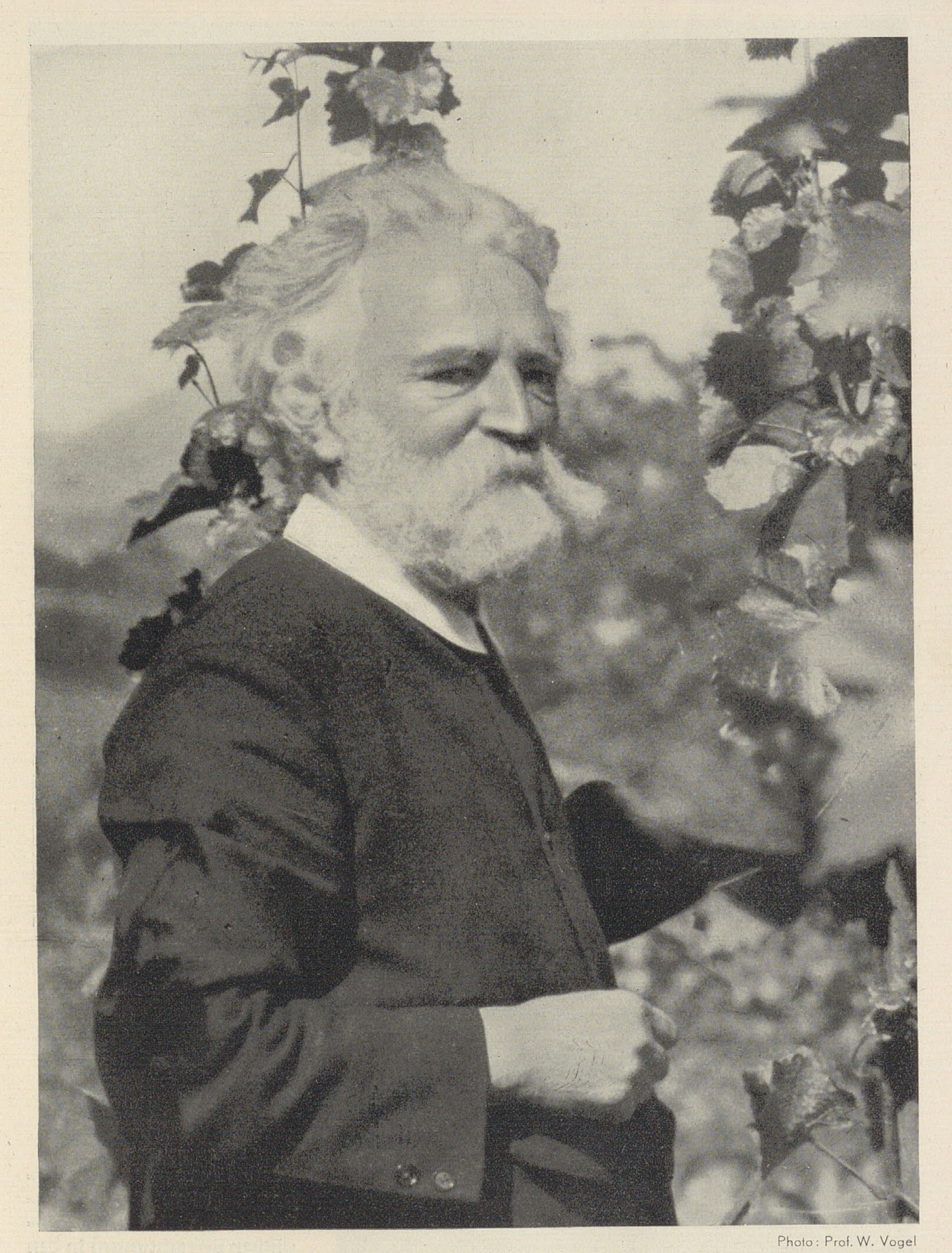


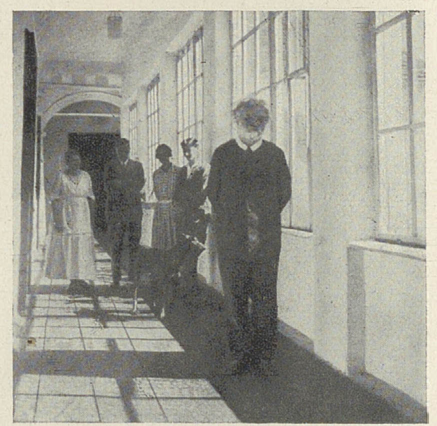
Photo: Prof. W. Vogel

Paul Ernst

in seinem Weinberg bei St. Georgen a. d. Stiefing (1930)



St. Georgen. Links in der Mitte neben der Kirche das Schloß mit der vollen SW=Front. Im ersten Stock die von der Familie Paul Ernst bewohnte Zimmerflucht. In der Ecke zwischen Kirche und Schloß die Veranda, darunter das Gärtchen



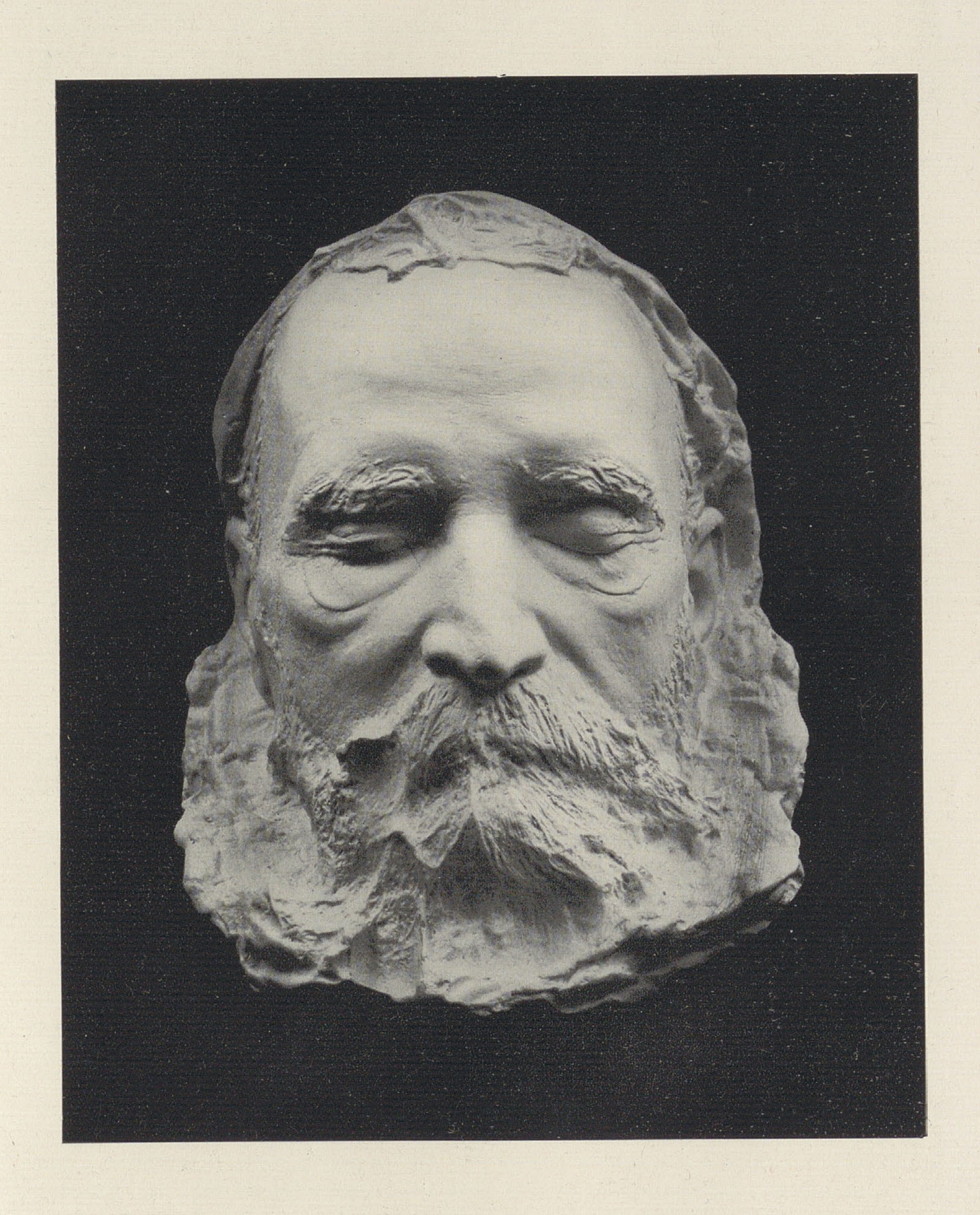
Paul Ernst im Schloßkorridor, in dem er auf und ab zu gehen pflegte. Links hinten Frau Else Ernst (Phot.: Prof. W. Vogel)



Paul Ernst am Bienen=haus. Einige seiner schön=sten philosophisch=soziologischen Betrachtungen in den „Grundlagen der neuen Ge=sellschaft" entstanden aus der Beobachtung der Bienen

(Phot.: Julia Apelt)





Totenmaske Paul Ernsts, abgeformt von Prof. Hans Mauracher (Slg. Walter Krieg, Berlin)

Seine Stimme war eher zart als laut, die Art seines Sprechens wiederum eher zart, aber von energischer Bestimmtheit, von Entschiedenheit, ja von Schärfe des Urteils. Die Stimme lehrte, sie trug ohne äußeres Pathos, innerlich bewegt, zuweilen fast ein wenig trocken, dichterisch-denkerisch vor. Die Erinnerung an seine Stimme ruft in mir das Bild eines schwer zu benennenden Musikinstrumentes hervor. Nicht als ob die Stimme besonders musikalisch gewesen wäre, aber sie schien ans Ohr zu dringen gleichsam als Folge eines weisen Spiels auf einem seelischen Instrument.

Sein Denken und Dichten war ein seltsames Zusammenwirken von Erkenntnis, dichterischem Drange und Lehrenwollen im Sinne einer höheren Sachlichkeit, und diese Sachlichkeit war durch rastlose geistige Arbeit, durch nie ermattende Anteilnahme zu eben dem geworden, was man Weisheit nennt. Sein Dichterisches ist ohne sein Sachliches, sein Sachliches ohne sein Dichterisches, beides nicht ohne sein Denkerisches und alles zusammen schließlich nicht ohne seine Liebe, seinen Charakter, seine Kindlichkeit zu verstehen. Alles war zwanglos und echt beieinander, nirgends ist Pose oder Zugeständnis. Aber freilich wiegt in seinen Werken zuweilen das Sachliche oder Denkerische, ja das Kindliche vor. Hier kritisierte man nicht, sondern ordne es in das Gesamtbild liebevoll ein. In seinen besten Werken gelingt ihm alles auf einmal, da fließt das Dichterische, Denkerische, Sachliche, Liebevolle und Weise zu einer einheitlichen Welt zusammen. Ich denke an seine Gedichte „Beten und Arbeiten". Was sind sie? An einem innern Faden ernster Beharrlichkeit aneinandergereihte sachlich-ideale Feststellungen über die Welt und den Menschen, dichterisch unaufdringlich, ohne Ehrfurcht nicht zu genießen, für Ehrfürchtige aber groß und ergreifend, nicht vergleichbar mit den Formen und Welten unserer Romantik und Klassik.

* * *

Nichts ist falscher als die zuweilen gehörte Behauptung, Paul Ernst sei ein dichtender Oberlehrer gewesen. Er war ein Lehrer, ganz gewiß, er stellte Ansprüche, er schien zuweilen spröde. Er war Denker und Dichter, aber nicht so, daß eines das andere störte, sondern daß es eine angeborene Einheit war. Seinen Äußerungen nach wollte er freilich als Dichter und immer wieder als Dichter angesehen werden. Mit einem gewissen Eigensinn repräsentierte er in einer Zeit, die dem Typ des Dichters abhold war, den Dichter im ewigen (damals meinte man im veralteten) Sinne.

Paul Ernst stellte sehr hohe Anforderungen an die Dichter und Denker. Ich sprach ihm einmal von Schopenhauer, den er als einen der ganz wenigen ganz klugen Leute hervorhob, die es gegeben habe. Berühmte Zeitgenossen bezeichnete er unverhohlen als Kamele und er hat sich dadurch sehr viele Feinde gemacht. Bis zu seinem vierzigsten Jahr, so erzählte er, habe er geglaubt, daß die andern die Gescheiten und er der Dumme sei, worunter er sehr gelitten habe. Dann entdeckte er, daß es umgekehrt war.

Ich habe mich oft darüber verwundert, daß uns beide eine herzliche Zuneigung verband. Wir stammten doch aus so verschiedenen Kreisen, gegen seine Theologie stand meine Technik und Naturwissenschaft, unsere Umwelt, unsere Schicksale waren ganz und gar andere. Natürlich kam es vor, daß ich mit manchen Erfahrungs- und Arbeitsgebieten vor ihm ausweichen mußte, weil ich von vornherein seine Ablehnung empfand. Ich sprach mit ihm wohl über die Folgen des Automobils, aber nicht über das Auto selbst. Wohl über die Schönheit der Landschaft, nicht aber über Geographie. Er hat keinen Sinn gehabt für geographische Orientierungsfreude, und es hat ihn nie von St. Georgen nach dem unmittelbar angrenzenden Jugoslawien hinübergetrieben, während Italien ganz stark auf ihn gewirkt hatte, aber nicht als geographisches Phänomen. Indessen, es gab unendlich viel, in dem wir übereinstimmten. In der Unterhaltung riß mich sein Stil des sachlichen und doch idealen Anreihens mit, ich

konnte mich mit einreihen, wir stritten nie, sondern es ergab sich wie von selbst, daß wir uns bestätigten. Er beschäftigte sich leidenschaftlich mit Deutschland, er sah die Lösung und Rettung schließlich doch nur in der Heraufkunft höherer europäischer Ordnungen. Wenn man ihm zuhörte, so vernahm man viel Unbedingtes, kaum noch irgendwie Relativierbares. Und in Anbetracht des Gewichts und der Reife seiner Worte war die einfache Art der Rede doch wiederum ganz und gar nicht lehrhaft.

* * *

Im Sommer 1932 reiste ich nach St. Georgen in der Südsteiermark am äußersten Südrande des deutschen Siedlungsgebiets. Paul Ernst hatte für seinen Wohnsitz den denkbar größten Abstand von Berlin gewählt, und gegen alle Gesetze der Logik wirkte er von hier aus durch sein Dasein, durch seine Arbeit von Jahr zu Jahr stärker auf die Deutschen. Dort also wohnte die Familie Ernst in einem gewaltigen Schloß mit dicken Mauern, das viereckig um einen weiten Hof mit einem Brunnen gebaut ist. Paul Ernst hat immer nur recht bescheidene Einkünfte gehabt, und dies Schloßdasein erschien, wirtschaftlich gesehen, widersinnig. Aber er lebte, alles in allem, doch billiger als in einer Berliner Fünfzimmerwohnung, und weil er eigenwillig an sich, seinem Wesen, seinem Wunsch festgehalten hatte, so baute das Schicksal schließlich die Umwelt um ihn herum, deren er bedurfte. Es war ein bescheidenes und doch fürstliches Dasein in einer lieblichen, fruchtbaren und im Sommer recht heißen Landschaft, die kaum noch alpin, eher mittelgebirgisch-hügelig war. Im Schloßhof lagen gefirnißte Fässer, die den Wein von Paul Ernsts Weinberg aufnehmen sollten, um dann in gewaltigen mittelalterlichen Kellern zu lagern. Über der Wohnungstür nisteten Schwalben. Im ersten Stock des Wohnflügels lief an den Zimmertüren vorbei ein langer, heller Gang, worin Paul Ernst oft auf knarrenden Dielen auf und ab ging, die Hände in den Seitentaschen seiner hellblauen Leinwandjacke. Im Musiksaal stand ein spinettähnliches Klavier, und der Rittersaal war den Bauern für ihre Theateraufführungen überlassen. Es war die Rede davon, daß es im Schloß spukte. Der Dorfkirchturm überragte mächtig den Schloßhof und schlug nachts mit Glockengedröhne hinein. Auf einem mittelalterlich verzimmerten Altan sprach ich lange mit Paul Ernst über Dichtung und Gedichte. In einem freundlichen Zimmer zeigte er mir seine Münzensammlung und erzählte mir, die unglaublichsten Münzen in der Hand, von Altgriechenland. Dann lagen wir alle einmal auf dem Hange seines Weinberges und sprachen über die Maschinen, die Form unserer Wirtschaft, den Aufstand der Menschenmassen.

Im Januar 1933 waren Paul und Else Ernst bei uns zu Besuch. Wir haben in diesen Tagen wohl hauptsächlich über das deutsche Drama gesprochen. Paul Ernst war sehr aufgeregt, kurzatmig und in keiner guten Verfassung bei uns angekommen. Kurz vorher hatte ihm nämlich ein Freund gesagt, daß die Aussicht auf die Aufführung eines seiner Dramen bestünde. Das hatte ihn ungeheuer erregt, es hatte an seinen wundesten Punkt gerührt, denn das Drama war für ihn das höchste dichterische Gebilde, und er glaubte an seine Größe als Dramendichter. Gerade hier aber hatte das Schicksal immer wieder Riegel über Riegel zwischen den Dichter und die Welt geschoben. Wir hatten Sorge um Paul Ernst. Jahrzehnte alte Sehnsucht, die Gewalt der Jugendträume; das Gefühl seines Verkanntseins als Dramendichter war aus ihm hervorgebrochen. Wir fühlten, daß sein Körper nicht mehr widerstandsfähig war. Ich hätte mit ihm nicht über Dramen sprechen sollen, und ich konnte es doch nicht bleiben lassen.

Einige Wochen später starb Paul Ernst. Er hat Deutschland ein Beispiel gegeben, daß man sich selber treubleiben muß. Das unentwegte Festhalten an sich selbst, an dem Gut, das einem Gott und die Natur verlieh, hat ihn die große Aufgabe erfüllen lassen, die Gestalt des Dichters und Denkers, aller Ablehnung, aller Überklugheit eines Zeitalters zum Trotz, in reiner, großer und kindlicher Weise an die Nachwelt weiterzugeben.

Notwendigkeit des Modernseins

Ein Gespräch über Kunst vom Jahre 1924

Dieses Gespräch des Malers Willi Baumeister mit dem französischen Maler Fernand Leger fand im Jahre 1924 statt und wurde damals aufgezeichnet. Wir bringen es, weil es zeigt, daß die heutigen Probleme der bildenden Kunst nicht von heute sind; auch damals hatten sie bereits fast ein Menschenalter hinter sich. Sehr eigentümlich ist die heutige Betrachtungsweise von heroisch und nordisch bei dem Franzosen Leger bereits vorweggenommen.

Der Franzose: Wie haben Sie angefangen?

Der Deutsche: Ich hatte guten Erfolg mit impressionistischen Bildern. Dann kam ein Bild, das meine Freunde „Höhlenbild" nannten. Figuren hob ich durch gemalte Vertiefungen heraus. Das Bild war nicht schön. Das war mein Anfang.

Der Franzose: Bilder brauchen nicht in erster Linie schön zu sein. Was ist schön? Das wandelt sich. Man muß einen starken Ausdruck erzielen. Man muß dem Publikum auf den Kopf trommeln, daß es aufwacht. Es ist nicht leicht, es dahin zu bringen, daß es überhaupt seinen Gefühlsapparat in Bewegung setzt.

Der Deutsche: In der Kunst hält es geläufige Eindrücke für schön. Das Unbekannte frißt der Bauer nicht.

Der Franzose: Sagen Sie das nicht vom Bauern, vom einfachen Menschen. Er ist mir lieber als die Gebildeten, in dem Sinn, daß er eine gesunde Naivität leichter aufbringt als die andern, die alles gleich „wissen". Ich habe Erfahrungen gemacht mit meinem Ofenreiniger.

Der Deutsche: Ich mit meinen Packern. Sie reagierten sofort auf die Farben. Zuerst waren sie erstaunt. Das Erstaunen hielt angenehm an. Das ist unmittelbare Aufnahme von Kunst, ohne recherchierenden Intellekt.

Der Franzose: Auch die Hausmeisterin. Nicht wegen des Trinkgelds. Es gilt eine Wette: Volk und Gebildete. Ich glaube, daß der Prozentsatz der Auffassungskraft, wie wir sie fordern, in beiden Haufen gleich ist. Man weiß das auch von den Begabungen, die eher beim Volk liegen.

Der Deutsche: Das letzte Jahrhundert prägte zu tief in alle Köpfe, Kunstbetrachtung sei ein Genuß. Vanille mit Himbeer. Das rutscht nur so herunter. Für den Intellektuellen aber ist es schwer, das Gefühl einzuschalten.

Der Franzose: Sie landen leicht im Ästhetizismus.

Der Deutsche: Noch etwas. Der Bildkäufer kauft eine Landschaft wie einen Becher in Karlsbad. Er kauft „Heidelberg", weil er dort seine Flitterwochen verbrachte. Er sieht nicht die Gestaltung, den Rhythmus.

Der Franzose: Seien Sie nicht ungerecht: auch jener Maler hat seine Mission erfüllt. Sehen Sie die Freude des Mannes, wie er mit seinem „Heidelberg" zu seiner Frau heimtanzt.

Der Deutsche: Zugegeben. Kunst für den Geschmack der Masse existiert und wird jährlich in einer Unzahl von Leinwänden produziert. Große Ausstellungen bieten sie dar. Es gibt keine Hemmung. Dem stehen wenig moderne Bilder gegenüber.

Der Franzose: Das optische Bedürfnis des Publikums wird aber vor allem durch anderes befriedigt. Denken Sie an die Kinoplakate und an das bewegte Bild des Films, wo es Bildhaftes und Roman auf einmal verspeisen kann. Auch kann der Schorschi mit der Mari eingehängt im Dunkeln sitzen.

Der Deutsche: Unsere großen Städte sind offene Bilderbücher, die Plakate, die Schaufenster, das Leben. Die moderne Vitalität. Und die illustrierten Zeitschriften.

Der Franzose: Die Kunstgalerien in ihrem jetzigen Zustand haben eine tödliche Konkurrenz bekommen. Ihr Fehler ist, daß sie kaum Modernes zeigen. Vorsicht, Glas!

Der Deutsche: Schaubedürfnis ist etwas anderes als Kunstbedürfnis. Hier liegt eine Kardinalfrage.

Der Franzose: Auch Kunst würde das Publikum interessieren. Aber es hat keine Gelegenheit, Modernes in Konsequenz zu sehen. Die naturalistische Formung an sich hat nicht mehr die Kraft, eine Gefühlserregung zustande zu bringen. So bleibt denn dem Publikum der „Inhalt" des Dargebotenen.

Der Deutsche: Hält ein neues Auto, so sammeln sich die Männer bis zu den Lausbuben. Sie kennen sich aus. Das ist gesundes Interesse. Für die Zivilisation ist es da. Für die Kultur?

Der Franzose: Kultur muß man propagieren und mußte es immer.

Der Deutsche: Es genügt schon, ihnen moderne Kunst zu zeigen und diese nicht als vom Teufel besessen hinzustellen.

Der Franzose: Es fällt mir ein Satz von Adolf Loos ein: „Der Mensch wird — übrigens zu allen Zeiten — modern geboren. Dann werden ihm seine gesunden, selbstverständlich auf das Moderne gerichteten Sinne genommen: das nennt man Erziehung."

Der Deutsche: Zum Lehren braucht man auch die Beispiele der Tradition.

Der Franzose: Aber das Beste und als Beispiel allein des Lehrens Würdige war in seiner Zeit immer aktiv, radikal, modern. Man glaubt, daß jedes Bild, das alt und braun ist, verehrungswürdig sei. Merde! Es existiert nur, es hat nur Wert, wenn es einmal neue Erkenntnisse brachte und durch Radikalität den Karren der Welt vorwärtsstieß.

Der Deutsche: Man müßte die direkte und unmittelbare, natürliche Betrachtung propagieren an modernen Bildern. Dem Publikum würden im wahrsten Sinn des Wortes die Augen aufgehen. Es würde durch die Augen empfinden lernen. Das Bild ist eine direkte optische Komposition. Zweifellos gibt es ein Inhaltliches dabei. Eine Haltung des Künstlers. Sie ist nicht unwichtig.

Der Franzose: Die konstruktive Malerei, exakt wie eine Maschine, Resultat der Bemühungen vor dem Krieg, hat die Welt umgestaltet, unsere optische Welt. Das hindert nicht, daß wir inzwischen weitergegangen sind.

Der Deutsche: Unsere eigene Arbeit, aus der alles abgeleitet ist, akzeptiert man nur in der Verdünnung. Man wird genommen und gelobt als Plakatentwerfer.

Der Franzose: Diese Malerei hat allem seinen Stempel aufgedrückt. Die Plakate, die Schaufenster, die Stoffe, Fotografie und Film, Bühne, sogar technische Gegenstände. Aber nicht nur dies, wir sind in die Ideologie eingedrungen. Sie ist wirksam.

Der Deutsche: Kennen Sie zum Beispiel die Bosch-Erzeugnisse?

Der Franzose: Bosch ce n'est pas boche – ein gebräuchliches Wort unserer Monteure. Eine große Anerkennung für deutsche Erzeugnisse. In der Tat sind diese auch fabelhaft geformt. Das gehört zur Qualität. Höchste Präzision und Sauberkeit – und Form. Ihr Land beherrscht die moderne Form im ganzen wie kein anderes.

(Der Franzose holt einen deutschen Stahlhelm.)

Der Franzose: Das ist unser moderner Ausdruck, unsere Form. Dieselbe knappe Sprache spricht die moderne Architektur und Malerei. Fort mit den Biedermeiern! Ihren dekorierenden Konservatismus bezeichnen sie mit traditionell und wurzelhaft. Sie selbst müßten zu ihren Dingen kostümiert gehen. Mit der Sänfte durch unsere Asphaltstraßen.

Der Deutsche: Mit der alten Bärenmütze ins Feld.

Der Franzose: Ja, wir haben deutsche Stahlhelme aufgesetzt, wenn es ernst wurde. Sie sind besser als die französischen. Ich war Kanonier bei Verdun.

Der Deutsche: Und die Architektur?

Der Franzose: Sie haben Architekten am Werk, die gesund sind. Sie haben endlich die Anleihen an die Stile beiseite gefegt. Sie prägen ehrlich das Gesicht Ihrer Bauten, des geöffneten Raums. Im Zweckbau wird auch der Unbegabte das Moderne für richtig halten. Zu Hause will er aber den alten Mief. Eine Ihrer modernen Posthallen hat mehr Werte, und zwar meine ich menschliche Stimmung, als jede Biedermeier-Imitation mit möglichst viel Dach und schmalen Fenstern.

Der Deutsche: Der Kampf um das flache Dach. Wir tragen keine Kleider mehr aus Blättern und Federn, sondern tragen homogene Stoffe. Die schuppenartige Dachdeckung wird aus praktischen Gründen verdrängt werden.

Der Franzose: Ich finde, daß Deutschland ganz große Verdienste um die moderne Architektur hat. Man spricht von deutscher Architektur in den europäischen Ländern und meint die moderne. England hat Anfangsverdienste der Wohnkultur im letzten Jahrhundert. Holland. Die bei uns vielgepriesene Kultur des Mittelmeers ist für mich nicht mehr maßgebend. Auch le Corbusier arbeitete zuerst bei Ihnen, bei Behrens in Berlin. Er hat mir erzählt, daß er seinen ersten Artikel über die Theodor-Fischer-Bauten in Stuttgart schrieb. So arbeitet sich der werdende Künstler vorwärts. Ich bin Normanne. Sehen Sie meine Haare! Aber nicht deshalb. Die moderne Bewegung ist eine nordische. Ganz im Gegensatz zur Mittelmeerkultur.

Der Deutsche: Wir werden von den Gegnern als verrückt oder bolschewistisch angeschwärzt.

Der Franzose: Das sind die Mittel der Kollegen. Natürlich regt es sich in allen Kulturländern. Die Begabtesten arbeiten und geben ihren Beitrag. Die Moderne wird international, im selben Sinn wie die Gotik und Renaissance und so weiter international wurden. Die moderne Haltung ist, wenn Sie wollen, heroisch. Einfach, klar, energiegeladen. Man muß in die mechanisierte Welt eingreifen und sie zu vergeistigen versuchen.

Der Deutsche: Haben wir Vergleiche mit früher?

Der Franzose: Ich war in Italien in den Museen. Ich war sehr unbefriedigt. Plötzlich eine Bombe. Ein kleines Bild von Cranach. Es fegt mit einem Schlag die ganze italienische Renaissance zum Teufel. Mit ihrem Manirismus, mit den gedankenvoll sentimentalen Köpfen, mit ihrem viel zu warmen Kolorit. Das ist melodisch wie eine weiche Pflaume. Aber Cranach. Er ist komprimiert. Ohne Sentimentalität. Kraftgeladen. Sauber sind die Figuren in ihrer Plastik, entschuldigen Sie, wie ein moderner Industriegegenstand. Männlich zum Platzen stark.

Der Deutsche: Sie sagten heroisch.

Der Franzose: Der Maler O., mein Kollege, verlangt Erhabenheit.

Der Deutsche: Heroisch. Das Stichwort. Vorbildlich: die psychologische und körperliche Haltung des Apoll von Tenea. Die harte archaische Zeit. Die Athleten und Sportsleute.

Der Franzose: Das spätere Griechenland machte Süßigkeiten. Aber Tenea, Ägina. Diese geballte Kraft, das männliche, dazu das überlegene Lächeln. Wehren Sie sich. Sie müssen die Öffentlichkeit erobern.

Der Deutsche: Bekanntsein! Es entwickelt Gegner.

Der Franzose: Sie wollen auch dabei sein.

Der Deutsche: Dabei, bei wem?

Der Franzose: Bei denen, die bekannt werden, daß sie ein Trommelfeuer von Schmähungen jahrelang aushalten mußten und nichts an den Mann bringen konnten. Ich habe unter den Brücken geschlafen.

Der Deutsche: Überall das Gleiche.

Der Franzose: Eigene Forschung und Konsequenz. Die Arbeit der andern besteht zu sehr im Zusammensetzen von Einflüssen. Sie haben Empfindungen bei ihren Landschaften und Porträts. Aber sie empfinden die Empfindungen von vorangegangenen Künstlern, von den großen Toten, die auch einmal unter den Brücken schlafen mußten. Jene müßten mehr barfuß gehen, damit sie den natürlichen Kraftstrom wieder direkt erhalten. Dann sprechen sie von Scholle, aber imitieren die Ausdrucksarten anderer.

Der Deutsche: Die Malerei und jede große Kunst begnügt sich nicht mit dem Gangbaren. Der Künstler muß aus der eben herrschenden Augenkonvention heraustreten, muß vorangehen, muß für das Volk empfinden, forschen, denken.

Der Franzose: Die andern bleiben in der Etappe oder zu Hause und begrüßen ihn als „Bolschewisten", wenn sie ihn gelegentlich von hinten sehen. Dann wird er dazu ausgeplündert.

Der Deutsche: Seine originale Arbeit wird genommen und verdünnt verwendet. Leicht verkäuflich gemacht. Das Originale erscheint dem Publikum zunächst durch das Ungewohnte des ersten Eindrucks rätselhaft.

Der Franzose: Das ist auch nicht anders möglich. Es ist ungewohnt. Von einer Lokomotive kann ich nicht verlangen, daß sie mich übers Wasser trägt: ein modernes Bild hat ganz andere Ziele als ein impressionistisches. Die heute impressionistisch Malenden plündern immer noch die Helden des Impressionismus.

Der Deutsche: Dem Publikum müßte klargemacht werden, daß der Künstler nur die wahre Tradition fortsetzt, indem er immer wieder aus der eben herrschenden Konvention heraustritt. Hätte Wagner im Sinne Beethovens weiterkomponiert, so wäre er ein Plünderer geblieben und seine Werke hätten nicht den mindesten Wert.

Der Franzose: In dem Außergewöhnlichen, Modernen, zu jeder Zeit, liegt Stoßkraft und Kraft überhaupt.

Der Deutsche: Das Volk ist nie gegen moderne Kunst. Die sogenannte Etappe ist es.

NORBERT JACQUES

Reise im Fieber (Schluß)

31. Januar.

Im Schlafwagen. Auf meiner Reiseuhr, die auf dem Klapptisch steht, ist es zwischen zwei und drei Uhr nachts. Ich stehe hinter einem unerwarteten und ergreifenden Erlebnis, das den Auftrieb meines vom Fieber erretteten Gemüts erneuerte und es in eine unmäßige Gesteigertheit treibt. Ich habe die Vorstellung, es knallten in meinem Innern Fahnen, die im Wind hoch auf einem Berg stehn.

Als ich von dem Besuch des Speisewagens zurück in mein Abteil gekommen war, in dem in der Zwischenzeit das Bett bereitet worden und ich gerade mit dem Ausziehn beginnen wollte, hat es an meine Tür geklopft, und der Mann ist hereingekommen, der mir gegenüber am Tisch gesessen. Ich hatte ihn mir nicht genau angeschaut. Jetzt sah ich, daß er ein einfacher Mann und in Khaki gekleidet war.

„Darf ich Sie noch stören?“ sagte er fast demütig und auf Deutsch. „Ich sah an dem Buch, daß Sie ein Deutscher sind. Ich bin das auch. Vielleicht wollen Sie sich in Rhodesien niederlassen . . . Land kaufen. Kronland ist ja keines mehr an der Bahn zu bekommen. Aber ich weiß anderes und nicht weit von der Bahn, etwas Gutes. Ich kenne mich aus. Ich könnte Ihnen raten.“

„Nein“, antwortete ich, „ich reise nur so. Nehmen Sie Platz. Sind Sie Farmer?“

„Ja, in Matabeleland. Mein Name ist Heinrich. Ich bin in die zwanzig Jahre nicht mehr drüben gewesen und immer nur zwischen Farmern. Immer kommen Neue und versuchen es. Sie haben tausend . . . fünfzehnhundert Pfund bar. Man meint, da kann was für gemacht werden. Auf einmal ist es fort. Man sieht nicht, wohin es ging. Es sind junge, gebildete, fleißige Leute. Tüchtig. Aber ich möchte mich nicht weiter über sie ausdrücken. Und auch nicht über die andern, die schon länger im Land sind und festsitzen. Vielleicht steht es mir nicht zu. Ich bin ein ungebildeter Mann. Ich komme nicht weit her mit meiner Lebensweise. Daß ich es Ihnen sage, ich war bei der Mission. Aber ich war nicht Priester. Ich habe keine Weihen. Ich habe viel dort gemacht. Alle Handwerke. Und dann habe ich die Missionsdampfer geführt. Das hat mir gefallen. Jetzt bin ich verheiratet und habe zwei Kinder. Ich habe meine Frau aus Deutschland kommen lassen. Es ist eine gute Frau . . .“

Im Tonfall war es still und einfach, wie er das sagte. Sein Gesicht schaute mich unverwandt mit einem leichten Lächeln an.

„. . . sie ist fleißig. Ich habe jetzt auch ein Steinhaus gebaut. Aber ich mache halt viel selber. Wenn ein Nachbar mich für eine Handwerkerarbeit haben will, helfe ich ihm gern. Und dann habe ich jetzt hundertzwanzig Hektar gerodet und gepflanzt und siebzig Stück Vieh. Das Roden ist teuer. Ich lasse es auch bei den hundertzwanzig Hektar . . . ich müßte nun eigentlich nach Deutschland, um mich operieren zu lassen. Zu den hiesigen Ärzten möchte ich nicht. Aber ich brauchte dann einen Stellvertreter! Das ist schwer. So schwer wie Geld jetzt von der Bank zu bekommen, seitdem die Banken mit den Krediten so hereingefallen sind. Aber ich habe eine gute Ernte vor mir. Tausendachthundert Sack Mais rechne ich, und sechshundert Sack Erdnüsse. Wenn die Preise sich nur halten. Die Bank hat meine Farm jetzt dreitausendfünfhundert Pfund geschätzt. Ich möchte auch so gern so einmal nach Deutschland zurück. – Seit vor dem Krieg war ich nicht mehr drüben. Als der Krieg ausbrach, war ich in Portugiesisch-Ost, und ich bin durch Niassaland nach Deutsch-Ost gegangen, um mich zu stellen. Sie haben mich zurückgeschickt, ich sollte etwas schauen hier und es dann sagen kommen. Das habe ich getan. Ich bekam aber Schwarzwasserfieber, als ich zurück wollte. Da haben mich die Portugiesen gefunden, und so kam ich doch nach Europa, nämlich in ein Gefangenenlager bei

Lissabon, aber ich bin durchgewischt . . . Wir kommen um halb zwei in der Nacht an die Station, von der aus ich zu meiner Pflanzung komme. Ich habe einen kleinen Lastwagen dastehn. Ich hab' mir im Zug auch ein paar Arbeiter von da unten mitgebracht. Die von der Küste sind gut. Man darf die Schwarzen nicht schlagen. Ich kam immer gut mit den Eingeborenen aus, schon auf der Mission, wohin nicht die Besten kommen. Man weiß zu wenig von ihnen. Das ist das Unglück."

Auf einmal unterbrach er sich und sagte: „Trinken wir eine Flasche Wein zusammen!" Als der Steward den Wein gebracht hatte und wieder gegangen war, schaute der Pflanzer mich an, und ich gewahrte, daß sein Blick einen Entschluß verriet und etwas in ihm wie zu einer tiefen Kümmernis wechselte. Da sagte er, auch dies so leise und so einfach wie alles, was er bisher gesprochen hatte: „Sie sind ein ernster Mann. Ich sehe das. Sie haben vorhin bei Tisch auch nicht die Rede gefunden, wie die Engländer und manche Menschen das so leicht vermögen. Ich kann Ihnen alles sagen von mir. Als ich jung und gesund zur Mission kam, war das Schrecklichste die Versuchungen. Ich habe oft Nächte hindurch gegen meinen Körper kämpfen müssen. Dann kam ich darauf, auf Ketten zu schlafen, um sie zu töten. Ich habe das jahrelang getan. Wenn es Sie nicht abstoßen würde und Sie Ihre Finger hier hinter meine Schultern legen würden, so könnten Sie noch heute die Löcher fühlen, die die Wunden ließen. Man kann die Versuchungen töten . . . Einmal fuhr auf meinem Dampfer eine junge Nonne mit herauf zur Mission. Sie war aus meiner Heimatstadt, aus Hall, und sie ist oft zu mir an die Maschine gekommen, um mit mir über unsere Bekannten in Hall zu sprechen. Ich hab's dann schon gesehn, wie die andern, die von der Mission mit waren, Blicke zu uns herüber geworfen haben. Ich hatte viele Reisende nicht von der Mission und auch Waren mit und war froh, der Missionskasse eine so schöne Einnahme zuzuführen. Ich konnte aber erst bei der zweiten Reise abrechnen, weil der Pater Oberer nicht da war, und wie ich ins Zimmer zu dem Pater Oberer geh, da hab' ich ein lachendes Gesicht von der Freude, daß ich so viel abliefern konnte. Und da sagte der Pater Oberer:

Wie können Sie mit so einem Gesicht vor mich hintreten?

Ich hatte, sage ich, zwei schöne Reisen und zwei schöne Einnahmen.

Was haben Sie auf der letzten Reise mit der Schwester gemacht? fragte er bös. Und er sagte mir, was ich gemacht haben sollte.

Wer hat das gesagt? fragte ich.

Der Pater Reinhart, antwortete er. Wie kann die Mission diese Schande wieder gut machen vor Gott!

Ich sagte ihm: Herr Pater Oberer, kennen Sie mich in den zehn Jahren nicht besser? Schauen Sie die Löcher in meinen Schultern!

Und dann bin ich zum Pater Reinhart gegangen. Er saß auf seinem Stuhl und las im Brevier. Ich hätte es nicht tun sollen. Er war Insubordination. Es war stärker als ich. Und ich hab' ihn beim Hals genommen und ihm gesagt: Sie Ehrabschneider! Und ich hab' ihn hochgezogen und geschüttelt und auf den Tisch geworfen und bin gegangen. Ich habe gehofft, daß sie zu einer Einsicht kämen. Niemand war auf meiner Seite. Und sie haben meinen alten Eltern geschrieben und mein Vater, das sind fromme Leute, schrieb mir: Wir verstoßen dich. Später ist alles herausgekommen, daß es böswilliges Klostergeschwätz war. Da haben sie mir Geld angeboten, mit dem ich nach Südwest gehen sollte. Fort aus der Gegend, aber ich brauchte ihr Geld nicht. Ich habe gesunde Arme, und ich hab' meinem Vater geschrieben, ich will heiraten, schicke mir Elise, wenn sie will. Aber mein Vater schrieb mir zurück: Wenn du heiraten willst, so ist Elise keine Frau für dich. Aber ich habe mit ihrer Schwester Klara gesprochen. Das ist die rechte Frau für dich, und sie will kommen.

Ich habe dann das Reisegeld geschickt und bin an die Küste gefahren, als ihr Schiff kam. Ich ging in ihre Kabine, und da hat sie auf einmal angefangen zu weinen.

Sie sagte: Ich kann dich nie lieb haben. Ich werde immer den Klosterbruder in dir sehn!

Was machen wir jetzt? hab' ich dann gesagt und zuerst nur schwarz gesehn. Es war alles für mich zusammengebrochen ..."

Er schwieg. Er schaute in das schwarze Fenster hinein, und zum erstenmal sah ich sein Profil. Ich erkannte darin sein Gesicht nicht wieder. Von vorn war es all die Stunden so mild gewesen, mit einem stets freudigen Ausdruck, der sich kaum und nur kurz manchmal änderte. Auch seine Sprache hatte etwas Weiches. Aber von der Seite gesehn war dies Gesicht ein Gesicht des heiligen Franziskus. Die Augen dunkel in einem Sturm gesenkt. Der kleine braune Schnurrbart war wie von den Wettern der Seele zernagt, herabgerissen, die Nase in einem dünnen schmerzvollen Bogen wie ein Schwert der sieben Wunden ...

Nun fuhr er fort: „Es war schwer. Ich habe mich dann entschlossen zu erzählen, was man mir angetan hatte. Da hat das Mitleid, das sie für mich bekam, ihr und mir geholfen. Wir sind glücklich jetzt. Wir haben zwei Kinder. Eines von fünf und eines von drei Jahren. Eine bessre Frau gibt es für mich nicht. Aber es ist schwer jetzt mit den niedrigen Preisen überall, und der Absatz stoppt. Man muß sich durchbeißen. Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Sie einzuladen, heute nacht mit mir zu kommen. Sie könnten ja bei uns bleiben, so lange es Ihnen gefällt. Aber wohl haben Sie andere, größere Dinge in Afrika aufzusuchen als meine kleine Farm ..." Er ist dann gegangen, als sich der Zug seiner Station näherte. Ich habe ihm durch das Fenster nachgeschaut, so lange ich ihn sehen konnte. Er hat noch gewinkt, schon aus dem Dunkeln neben dem hölzernen Bahnhof heraus, wohin die Zuglichter nicht reichten.

Was für ein Erlebnis! Welcher Zauber von Mensch zu Mensch! Ich habe selber fast kein Wort gesprochen, und nur die Art meines Zuhorchens und das Spüren meiner inneren Anteilnahme ließen den Quell dieses Gemüts fließen, das sich von der Spannung von dreißig Jahren Afrika und Fremde durch die Flucht an ein anderes Bewußtsein einmal befreien mußte.

1. Februar.

Um acht in Bulawayo angekommen. In die Stadt hineingestreift, leicht trunken. Aber das Fieber ist kaum merklich und entläßt mich in ein wunderbares Zwischendasein, in dem in einer weltverbrüdernden Annäherungsgier ich die Nachbarschaft von Menschen aufsuchen muß. Ich sitze in einem jener Lokale, die Konditorei, Café und zur Lunchzeit auch Speisehaus sind. Es ist schon vormittags Konzert. An meinen Tisch setzte sich auch gleich, wie bestellt, ein Mann nieder, und nicht nur setzte er sich ausgerechnet zu mir, der seine Nähe so nötig hat, sondern er tut etwas, was man in diesen Ländern nie tut: er grüßt, er grüßt sehr höflich, fast feierlich.

Bin ich ihm soviel wert, ich, irgendwer Fremder, der von irgendwoher durch irgendeinen Anlaß an diesen Tisch einer Konditorei in Südrhodesien hingeweht ist? Das ist wunderbar gradezu. Wer ist dieser gute Mensch? Er trägt einen sorgfältig gehaltenen weißen Leinenanzug und einen Gauchohut, wie ich selber auch einen habe. Tropenhelme sind in Afrika aus der Mode gekommen, und wo die Stärke der Sonne das notwendig macht, stülpt man lieber zwei breitkrempige Filzhüte übereinander. Aber Rhodesien hält noch am Tropenhelm fest. Rhodesien und der ganze Süden sind sehr provinziell. Sie sind wohl welthaft umklungen, sind es selber aber nicht. Und ein Mann, der „shorts" trüge, was in den nordöstlichen Kolonien jeder tut, würde kein schlechtes Aufsehn erregen.

Ich vermochte nicht zu erkennen, welcher Nationalität dieser Mann mit dem Gauchohut sein könnte. Aber dieser höfliche Gruß hat mich reineweg bestochen. Ich bin gerührt und im ersten Augenblick wie auf einen Klang mit dem Fremden. Es kribbelt

mir auf der Spitze der Zunge, mein Erlebnis in der Nacht im Schlafwagen zu erzählen. Doch es ist sonderbar, wie ungeschickt bei dem fliegenden Auftrieb, in dem die Begegnung in meinem Gemüt weiterspielt, die Worte sich versagen. So rede ich ihn über irgendeinen unpersönlichen Gegenstand an. Ich tat es auf Deutsch, ich weiß nicht weshalb. Ich tat es wohl nur, weil ich nicht weiter überlegte, sondern aus jener transzendenten Gemütsstimmung heraus handelte, in der mich das verronnene Fieber zurückgelassen hatte.

Wir kamen in ein langes Gespräch. War dieser Mann ein Gelehrter, ein Journalist, ein Politiker, ein Beamter, ein gebildeter Farmer, ein Reisender? Ich vermochte es nicht zu bestimmen. Wir waren dann bei dem Problem Weiß-Schwarz angekommen. Er faßte es anders, als ich es gefaßt haben wollte. Er meinte, wenn das weiße Blut nicht imstande sei, einen Einspritzer Zulu- oder Kaffern- oder Hereroblut mit zu verarbeiten, sei es nicht wert, daß man es besonders schütze. Solchen Schutz zu Gesetzen zu machen, wie es heute die Buren tun, seitdem sie in den Südstaaten die Engländer politisch kaltgestellt haben, sei der Purismus des Unreinen und das Pochen auf weiße Herrenkraft des Schwachen.

Mir aber stand, seit ich in Afrika reiste, eine andere Wendung viel näher als die der Blutmischung. Es war die der Geistmischung. Die Weißen sind grade auch mit ihrem Humanismus bei den schwarzen Völkern in eine geistige Schicht gestoßen, die von unserer überlegenen Geistigkeit vergiftet wird. Es ist das erste, was der Afrikareisende erkennt, und seit ich in dem Weltteil bin, plag ich mich damit ab. Was haben wir angerichtet? Weshalb taugen die Schwarzen nichts, die sich unter dem weißen Eindrang von ihren alten Einrichtungen, ihren alten Götzen und Zauberern abwenden? Unsere Schuld? Ihre Schuld? Und die Folgen? Die Zukunft für sie... für uns...?

Mein Tischnachbar eifert über die unduldsam brutalen Vorschriften, die gegen Mischblut in der Union jedem menschlichen Gesetz Hohn sprächen, und ich sage mir jetzt wohl: Er ist Missionar! Aber zugleich folge ich fern von seinen Sorgen meinen eigenen Gedankengängen. Seine Rede, das Geklapper der vielen Menschen, die Musik stören mich nicht. Ich stürze gradezu in die Aufhellung einer Erkenntnisschicht. Mir ist, als stehe ich hinter einer Hirndusche, als sei das Fieber ein Stahlbad für meine Erkenntniskraft gewesen und ich hätte nur des Anstoßes durch die Gegenwart eines anderen Bewußtseins bedurft, um in einer großen Klarheit erschaun zu können, was sich bisher nur zwischen Nebeln in meiner Phantasie bewegt hatte: Das Hirn des Schwarzen beendet mit fünfzehn Jahren seine Entwicklung. Aber weiter schießt die Phantasie, üppiger als bei uns, wird Schöpfer ihres Lebensgenusses und ihrer Lebensgeheimnisse. Aus der Gemeinschaft dieser Phantasie drängen wir sie mit unserer geistigen Chemie heraus. Bei uns ist sie das Umschmelzungsergebnis von zweitausend Jahren innerer Kämpfe und Entwicklungen. Ihnen aber, kampflos aufgedrängt, nimmt sie das Beste, das Größte, was sie haben: die Naturnähe ihrer Instinkte. Sie läßt sie, die der Schöpfung noch verbundener sind, in einem Zwischenmenschentum liegen, dem keine Dämmerung beschert ist.

Ja, jetzt trat klar vor mich hin, worin das Unrecht besteht, das wir ihnen zugefügt haben und fortfahren zuzufügen. Es hätte müssen ein Mann gekommen sein (schwelge ich voll Melancholie in meinem Innern, während der Fremde am Tisch gegen die Burengesetze eifert), groß und zugleich weich, sehr genau und sehr großmütig, stark und ebenso mild, hart und träumerisch... und er hätte müssen ein ebensolches Christentum in sich haben und hätte über dem allen ein Genie im Erkennen und in der Tat sein müssen, was Livingstone, der einzige, der die Erkenntnis hatte, nicht war... heute ist es zu spät. Heute sitzt das Giftgas in den Organismen. Afrika wird sterben müssen an uns, wie die zwei andern Weltteile an uns dahingingen. Dieses arme wunderbare, naturwarme Afrika.

Auf einmal hörte ich, daß sich der andre unterbrach. Er schaute mir mit einer plötzlichen Schärfe in die Augen und fragte:

„Haben Sie Fieber?"

Da wurde ich wütend. Diese Frage war roh und schlug wie eine Hand mit einem Stein nach mir. Ich machte Obstruktion gegen die Fortsetzung der Gemeinschaft am Tisch und schwieg bockend zu seinen Äußerungen. Bald ging er und grüßte nicht mehr so fließend höflich wie vorher.

Ich wollte einen Whisky. Vormittags gab es keinen. Ich konnte meine Erregung nicht bemeistern. Versuchte sie in langen Streifzügen durch die Stadt abzureagieren. Um die Stadt kennenzulernen, hätte eigentlich die Probe einer Straße genügt, denn eine ist wie die andere, breit und gradaus, und die Stadt langt mit ihnen wie mit weit offenen Lungen nach allen Himmelsrichtungen ins Land hinein. Viele tausend Autos scharen sich an die überdeckten Gehsteige vor den Geschäften, soviel Autos wie weiße Bewohner. Solch eine neue englische Kolonialstadt ist eigentlich nichts wie ein großer Basar, und man kommt hierhin leben, nur um Geld zu verdienen. In diesen Städten gären die Keimzellen der Kräfte, die das alte Afrika zerstören. Ihre englischen Bewohner tun das einzig Vernünftige: sie flüchten sich in den Sport, der ihnen zu wesentlich wichtigerer Lebensäußerung gediehen ist als selbst ihre Geschäfte.

Achttausend Weiße wohnen hier und achttausend Neger, Neger zusammengewürfelt aus allen Teilen der südlichen Hälfte, und beide Teile sind Entwurzelte. Sie wissen nicht, wo sie hingehören und nicht, wohin sie ziehn. Die Neger liefern sich chronisch erregt durch diesen Zustand oft gegenseitig Schlachten in den Straßen, bei denen eine Gegend auf die andere loszieht und es Tote gibt. Die Weißen wehren dem Gemetzel ohne besondere Leidenschaft.

Die Weißen leben von Frauen angeführt, denen voraussetzungsloses Bereitsein, Lebensgenuß anzunehmen, wie er kommt, das Dasein führt. Sie zeigen sich in übermäßig lebhaft gefärbten Seidenkleidern. Jung, oft sehr schön, sehr aggressiv in der Erscheinung und im Auftreten, doch früh verpudert, verschminkt und von Leben und Klima verätzt. Kluft zwischen Regierungsbeamten des Königs und den andern Schichten der Gesellschaft. Burenfamilien als niedere Kaste von den englischen beiseite gelassen. Mischen mit Schwarzen bedeutet gesellschaftliche Hinrichtung, kommt nicht vor, aber die auffallendste Wirkung für den, der wie ich aus den nördlichen und östlichen Kolonien kommt, ist, daß man hier Weiße mit beschmutzten Anzügen, mit von Arbeit gestempelten Händen sieht. Weißes Proletariat! Droben war der minderwertigste Weiße Herr. Das Straßenbild wie in Europa gezeichnet von den Erscheinungen der Arbeitslosigkeit. Ein Weißer bettelt einen an. Ein Engländer, ein Deutscher, ein Belgier ... sei in Afrika hängen geblieben, finde keinen Verdienst mehr ... Neger rudeln oder lungern in Haufen umher ohne Beschäftigung, machen, auf dem Randstein der Gehsteige sitzend, wenn sie sich langweilen oder heimwärts sehnen, für sich Musik. Sie haben dazu ein Brett mit Drahtsaiten, das sie zur Resonanz in eine trockene Kürbisschale stellen.

Keine Stadt. Ein Markt. Alle diese afrikanischen Kolonialstädte der Engländer sind Märkte in Permanenz. Irgendwo in der Peripherie klebt sich die Wohnstadt mit Bungalows in Gärten an.

An einer Straßenkreuzung steht auf hohem, schlankem Steinsockel Cecil Rhodes, dem England den Besitz des nach ihm genannten Rhodesia verdankt. Es ist kein Name an diesem Denkmal. Denn in den beiden Rhodesien muß jeder Mensch wissen, wer dieser Mann ist, der mit breitgestellten Beinen, die Hände locker auf dem Rücken, in einem schlecht gemachten Straßenanzug einen so unfeierlichen und sichern Schritt in die „Achte Avenue" machen zu wollen scheint.

Im Museum hinter Rhodes Rücken Funde aus Zimbabwe, die wesentlich bedeutender sind als die, die ich in Salisbury sah, und mir den Zustand der Fieberlosigkeit und das Reisen in Afrika mit neuen Lockungen ausstatten. Phallussymbole aus Gold und Stein, chinesische Porzellanüberreste aus der frühesten Zeit, Astarte-Darstellungen aus schwarzem Granit, mächtige, geheimnisvolle Vögel. Ich zeichne den Plan der Ruinenanlage ab. Er ergibt ein unverständlich planloses, fremd zauberndes Ineinander- und Umeinanderkreisen von Mauern und Gängen. Man fand keine ethnographischen Spuren in diesen Ruinen und hat keine Ahnung, was für ein Volk diese Werke schuf, was für eine Zeit diese Stadt baute, deren Mauern einen Umfang von mehr als zehn Kilometer haben und in der entlegensten Einsamkeit von Matabeleland liegen, Nachbar von armseligen Hüttendörfern der Zulus. Frobenius vermutet einen Zusammenhang mit einem Kulturkreis, der sich vor viertausend Jahren an den Küsten der indischen und persischen Meere gebildet hatte.

2. Februar.

Der Zug ist um halb sieben in der Früh angekommen. Die Fälle haben kurz vor Livingstone eine eigene Station und ein neues und großes, luxuriöses Hotel, in dem das billigste Zimmer einundzwanzig Schilling kostet. Ich gehe gleich zu den Fällen. Sie liegen nicht weiter als eine Meile vom Hotel. Die ganze Gegend war schon lange von ihnen erfüllt. Schon seit Stunden sah ich vom Zug aus die fünf Dunstsäulen über den Wäldern. Rauschen und Donnern strömen unablässig durch die Luft. Der Wasserstaub fegt weit über das Land. Die Hitze, mit Feuchtigkeit durchsetzt, hat wieder das Schleimige des tropischen Küstenklimas. Peinvolle Mahnung an mein Fieber. Obschon das Brausen bereits alles beherrscht, seh ich noch nichts von den Fällen. Ich steige höher und gewahre überrascht, sehr nahe einen großen, breiten Strom in Ausschnitten zwischen Astwerk. Er scheint auf mich zuzufließen. Es regnet mitten in die Sonne hinein. Der Wald ist fett und naß.

Und dann kommt eine Stelle, von der ich gewahre, daß ein Strom, der eine halbe Stunde breit ist, verschwindet, nah vor mir, es ist unverständlich. Er ist fort. Er verschwindet innerhalb eines schlachtenmäßigen Getöses. Er kommt mit einer feierlichen Langsamkeit herangereist in dieser wunderbaren Breite, ahnungslos, was das Toben und Donnern bedeute. Ja, und jetzt bin ich am Rand und sehe, wie dieser ruhige, herrliche Strom, nun so breit, daß man ihn nicht in seiner ganzen Ausdehnung übersehn kann, über eine Kante kippt und in einen Erdspalt, in einen ungeheueren, schmalen Mund der Erde, hineingezogen wird, der zwischen mir und ihm aufklappt und nicht so breit ist, daß ich nicht mit einem Stein hinüberträfe.

Aus dem Mund jagen die Kanonaden herauf. Mit aus träumenden Bewegungen gesponnenen Strähnen hängt sich der Überfall des Stroms über die Kante. Er scheint verwehen zu wollen. Aber er ist unversehens vom Sturz vergewaltigt, in einer urhaften Auflehnung, in Explosionen von Raserei und Katastrophen. Auf dem Grund des Spalts ist nichts zu sehen wie die Verzweiflung, mit der der Sambesi sich zerschlägt. Da unten ist er jetzt nichts mehr als ein Chaos von Bewegungen, denen kein Auge zu folgen vermag. Unerschöpfliche Nebelmassen strömen in einer geheimnisvollen Jagd und Hast herauf. Sie sind unablässig von grellen, jähen Regenböen wie in lautlosen Schüssen durchrast. Reglos brückt sich ein hochgeschwungener, greller Regenbogen durch den Aufruhr und die fliehenden Nebel. Der Boden schaukelt in einem leisen Schwingen unter meinen Füßen.

Eine halbe Stunde lang gehe ich auf der Kante, bis ich ans Ende komme, wo der Strom wieder gesammelt in engem Cañon und voll Schrecken davonwirbelt. Jenseits unten in der Tiefe buckelt eine breite Steinplatte sich aus dem gischenden Wasser. Ich sehe eine baumgefüllte Schlucht hinabreichen. Vielleicht kommt man durch

sie in die Tiefe? Es ist tief unter meinen Augen. Ich bin beim Hinabblicken von einem Gefühl des Schwindels erfaßt. Zugleich ist es so, als ob der Lärm der Wasser die Kante der Felsen, auf denen ich stehe, leise schütteln würde, und ich muß zurücktreten.

Ich finde die hoch durch die Luft schwebende Brücke zum anderen Ufer und rutsche unter den Bäumen über Steinblöcke und in der mit Geröll gefüllten Rinne eines kleinen Baches hinab. Ich dampfe vor Erhitzung. Es ist anstrengend, über die hohen Steine hinabzuklettern. Ich gerate in ein laues und breiiges Bad, und obschon ich nicht mehr in die Tiefe sehe, hat sich der Schwindel erhalten und kreist mir unter der Schädeldecke wie in einem Karussell.

Als ich aus dem Buschwerk mich auf die Steinplatte durchzwänge, stürzt sich an der Seite unter der Felswand ein Krokodil von der Platte in die Strudel. Wie eine Säge schneidet der Rücken hastig durch das Wasser davon, und ich breche in einem wilden Schüttelfrost zusammen, der mir kleine Schreie aus dem Mund treibt. Unablässig kleine Schreie. Ich will widerstehn, will auf die Beine, will schauen und sehen. Die Fußgelenke brechen ab. Ich liege lang hingestreckt und fühle meinen Körper in den Frösten zucken, und die schweren Bergschuhe höre ich auf den Stein schlagen. Die Sinne schwinden in der Überflutung durch das Fieber. Ich sehe erst in einen feurigen Brei, zu dem sich die Luft verkocht. Dann nichts mehr. Ich habe wohl die Augen schließen müssen, weil ich gezwungen sein soll, den Regenbogen hinaufzuklettern, der in steiler Wölbung über der Schlucht und den Fällen steht. Es ist zum Verzweifeln. Ausgeschlossen, daß mein Fuß in dem weichen Dunst der Farben Boden findet, und dann kann ich abstürzen. Ja, es bleibt mir nichts übrig, wie mich hinabfallen zu lassen, wo noch nie eines Menschen Fuß war. Weshalb gerade ich? Das ist eine furchtbare Frage. Eintausendfünfhundert Millionen Menschen sind auf der Erde und gerade ich aus dem kleinen Land Luxemburg auserwählt, dies Unmögliche, dies sinnlos Unausdenkbare zu tun. Jetzt ist es denn ausgemacht, daß ich Amélie nicht wiedersehen werde, und das um so weniger, als vor meinen Augen und der Ohnmacht meiner Hände die schöne, düstere Frau aus Tanganjika von dem Krokodilrücken zu einem blutigen Salat zersägt wird ...

4. Februar.

Zwei Tage im Bett. Ich bin von der Steinplatte wieder hinauf und ins Hotel gekommen. Wie, weiß ich nicht genau. Nur daß mir während des ganzen Wegs entsetzlich übel war. Ich hab mich gleich ins Bett gelegt. Dann hat es an meiner Tür geklopft. Es kam eine große und ruhige Dame herein und fragte: ob ich Fieber habe. Ich sagte: „Mir scheint's!“ Sie werde mir einen Jungen schicken, einen mit starken Armen, und ich soll ein heißes Bad nehmen, und der Junge werde mich dann stark abreiben, und dann müsse ich ins Bett zurück. Aber es kam kein Junge. Wo hat mich die Anopheles gestochen, der ich nun diese Katastrophe verdanke? Dem suche ich rastlos nach. Ich taste den Weg zurück über Daressalam, das Pori, den Meruberg, Kenia, Uganda, Sudan, Nil ... im Sudd? Wo?

Ich stehe, von einer verzweiflungsvollen Ungeduld vergewaltigt, auf und gehe allein zum Bad. Das ist beschwerlich. Etwas ist wie einseitig ausgehöhlt in mir, und ich finde kein rechtes Schwergewicht.

Es ist ein schönes Hotel, das schönste Afrikas, neu und zeitgemäß, Louis-XV.-Stil und Messingbetten. Aber in den Bädern fließt kein warmes Wasser. Vielleicht hat die Dame das nicht gewußt, und das ist die Ursache, die den Jungen mit den starken Armen, denen ich so sehr vertraut hatte, zurückgehalten hat zu kommen. Ich bade trotzdem und reibe mich in einem irren Zorn selber ab. Ich lasse mir Whisky und Sodawasser ans Bett bringen. Eine Flasche Wasser genügt nicht. Erst nach der dritten kann ich mich

einigermaßen zufriedengeben und schlafe auch ein. Kann abends zum Nachtessen aufstehn, vermag aber nur Obst zu essen, wundervolles Obst aus den Südstaaten: Trauben, Birnen, Pfirsiche, Papaias, Ananas. Mein Hunger nach ihrem Saft ist unstillbar. Der Saft ist das Paradies.

5. Februar.

Vormittags gehe ich nochmals zum Fall. Ich scheine nur leichtes Fieber zu haben. Ich dringe in die Zone ein, in der es immer regnet, sehe den Fall noch einmal. Ich bin von einem spitzen Gedanken der Schadenfreude durchstochen. Ich habe dem Fieber den einen Teil meiner Pläne abgerungen! Ich habe die Sambesifälle gesehen! Es kann mir sie nicht mehr nehmen.

Nun nach Zimbabwe. Dem zweiten Teil! Ich denke nicht daran zuzugeben, daß ich es nicht erreichen werde. Ich fühle mich entkräftet, aber das Fieber bleibt schwach. Um zwei Uhr fährt ein Zug. Den werde ich nehmen. Er ist morgen in Bulawayo. Und dann kann ich Donnerstag in Zimbabwe sein. Eine junge Engländerin geht plötzlich an mir vorbei, durch den Regen, über den die Sonne scheint. Sie hat einen zerbrechlich feinen Körper. Ich kann ihn gut erkennen, denn sie trägt einen sehr eng anliegenden glatten Badeanzug, an dem man die Hose nicht sieht. Sie hat in einer Zweiteilung, die mich bewegt, zugleich zu lange Beine und einen zu langen Oberkörper. Ihre Haut ist von Haus aus weiß wie Silber. Durch die afrikanische Sonne aber wie das Fleisch der hiesigen Pfirsiche, wenn sie überreif sind, angebräunt. Doch dieses Mädchen ist nicht überreif. Es ist wie eine Stunde in den Wolken vor Aufgang der Sonne. Eine gotthafte Gesandtin der weißen Haut nach dem schwarzen Erdteil. Eine Göttin von Tau und Kühle in dem breiigen, ewig lau beregneten Tropenwald. Im Anblick der gigantischen Magie des Absturzes des Zambesi hat die Schlankheit ihres Leibes etwas Entirdischtes. Das Mädchen geht an mir vorbei mit einem aufrechten Körper, der von Süße gellt. Mir bleibt in gleichen Portionen verteilt das Gefühl einer aufs ergriffendste gerührten Dankbarkeit. Und eines Zusammenhangs mit diesem Wesen in den Gezeiten einer Liebe und Brüderlichkeit, die in gewichtlosen Rhythmen und als eine göttliche Gnade in mir ab- und anebben.

Aber diese Zustände der Fieber, die ein Gemüt ohne Ausgleich zwischen Überspannung und Niedergeboxtsein lassen, die Erlebnisstärke geisterhaft steigern, bilden ja die Schicht, in der fast jeder Europäer zeitweilig die tropischen Länder zu erleben hat ...

Zu essen vermag ich nichts, als ich vor Abgang des Zugs im Speisesaal sitze. Nur ein paar Früchte. Ich bitte den Manager, er möge mir einige Pfirsiche mit meinem Gepäck in den Zug geben. Selbstverständlich, sagt er, schickt die Pfirsiche aber ebensowenig, wie die Dame den Schwarzen mit den starken Armen geschickt hatte. Auch mein Abteil ist nicht belegt, obgleich ich es bestellt hatte. Die Engländer in den Tropen sind, wie gesagt, den Einrichtungen unterlegen. Sie beherrschen sie nicht. Sie spielen Tennis und Golf und trinken Sundowners mit der Pünktlichkeit einer Weckeruhr, aber ihre Post liefert nur jeden zweiten Brief ab. Immerhin, heute Montag, den 5. Februar, ist wirklich der Zug aus dem Kongo angekommen, der ankommen sollte, und fährt mit mir um zwei Uhr wieder nach dem Süden.

Der Zug hat einen Wagen voll junger Belgier, die in den Kupferminen von Katanga im Kongo angestellt gewesen, durch die Weltmarktkrise aber entlassen worden und nun auf dem Rückweg nach Europa sind. So gern hätte ich mit ihnen gesprochen. Aber das Fieber erzwang, daß ich mich hinlegte.

6. Februar.

Ich kenne Bulawayo auswendig, und jetzt soll ich, von Fiebern betäubt, von der Früh um halb sieben, der Stunde der Ankunft des Zugs, bis abends halb zehn, wo

ich Anschluß nach Gwelo habe, nochmals dieses schreckliche Reißbrett einer Stadt auf und ab treten, weil die Engländer keinen Fahrplan zusammenstellen können.

Ich nehme mir ein Zimmer im Grand Hotel, dem „ersten" der Stadt. Ein noch schlafender Neger führt mich in einen Hof und in eine alte Bretterbude. Es riecht. Es ist dreckig heiß, und ich falle aufs Bett. Ich rufe noch: Bring Selterwasser! Hat er's gehört? Ich bekam keins. Rufe. Es kommt niemand. Keine Kraft, nach einer Klingel zu suchen. Schlage an die Holzwand, schreie: Komm! Verkrümme mich unter der Decke und fange an, vor Verzweiflung und Verlassenheit zu weinen. Der Lärm des Hotels und des Draußen saugt sich als ein einziges rohes Geräusch in die Nerven, die alle bloßliegen. Furchtbarste Marter! Der Name Bulawayo heißt in der Zulusprache: Ort des Mordes. Die großen schwarzen Töter Mossilikatze und Lobengula hatten ihre Residenz hier, ihre Menschenopferstätten ... Mossilikatze würde auf deutsch Blutpfad genannt werden ... und sind von den Engländern hier erledigt worden.

7. Februar.

Nachts um halb drei bin ich in Gwelo angekommen. Es geht mir besser. Ich bin hochgedreht. Es ist ein neues, recht schönes Hotel, in dem ich ein ordentliches Zimmer habe. Midlandhotel heißt es. Es gehört den Meikles, denen alle größeren Hotels in Rhodesia gehören, die auch wunderbare Warenhäuser haben, Schiffsvertreter sind, landwirtschaftliche Maschinen verkaufen. Ursprünglich sollen sie Deutsche gewesen sein. Ich will in der Früh den Zug nehmen, der jeden Donnerstag um halb neun nach Fort Victoria fährt. Dort miete ich einen Wagen nach Zimbabwe. Es ist merkwürdig, wie gut es mir nach den schweren Anfällen geht. Kann ich dem Zustand trauen?

9. Februar.

Mein Mißtrauen war gerechtfertigt gewesen. In der Nacht kam das Fieber wieder. Am Morgen war ich so pfutsch, daß ich an den Zug nicht denken konnte und liegen bleiben mußte. Übermorgen fährt wieder ein Zug nach Fort Victoria. Es wird mir jetzt doch bedenklich. Ich habe kein Fieberthermometer, aber vielleicht kann ich mit dem, das ich zum Messen der Temperatur des Entwicklers benutze, wenigstens sehn, wie ich einigermaßen dran bin, ob das Fieber hoch ist oder nicht. Milligrade sind auf dem Thermometer ja nicht eingezeichnet. Aber achtunddreißig oder vierzig lassen sich unterscheiden.

Es zeigt keine Temperatur an. Kann mich das versichern? Meine Haut scheint sich vom Fleisch im Gesicht zu lösen. Das ist merkwürdig quälend. Nicht am Körper, sondern im Gemüt. Ich habe auch tiefe Wunden von Insekten, die ihre Eier in meine Haut gelegt haben. Ich will nur trinken und Obst essen.

Es gäbe kein Obst, läßt mir durch den Neger der Manager sagen. So solle man welches kaufen gehn für mich. Ich klingle immer fünfmal, bis wer kommt. Es gäbe auch keins zu kaufen, wird mir endlich berichtet. Der Manager soll kommen, sag ich dem Neger. Er geht wieder. Niemand kommt. Klingeln! Niemand! Ich liege, wie von der Erde in die Leere gefallen in dem Zimmer. Klingle. Niemand!

Aber ich muß etwas haben. Trinken! Obst! Ich raffe alle Tatkraft zusammen, stehe auf und geh hinab. An der Tür zum Speisesaal steht ein Kellner, ein Goanese, von der portugiesischen Insel Goa an der Westküste Indiens. Drittel Inder, drittel Neger, drittel Portugiese. Aber sie halten sich für stolze, reine Europäer. Hier herum sind fast alle Kellner Goanesen. Er schautmich an und richtet sich auf. „Sir!" ruft er aus. Er sagt es nicht, er ruft es ... wie einen Schrecken: „Sir!" „Obst", sage ich ihm. „Ist es möglich, daß es in Gwelo kein Obst zu kaufen gibt, wie der Manrage sagt?" Er antwortet: „Ich will sehn, was ich für Sie tun kann".

Ich wanke zurück. Mir ist, als sei ich durch eine Schicht von der Umwelt getrennt. Es ist eine Schicht aus einem blasigen, weichen Guttapercha. Ich stoße hinein, dringe aber

nicht hindurch. Ich muß diesseits bleiben. Jenseits schwankt die Welt im Flug. Ich fliege auf meiner Seite im Durst dahin. Es gibt nur zwei Dinge auf der Erde: Wasser ... Pfirsiche ... sie sind eine selige Glückseligkeit, und es ist furchtbar, es ist ein Höllenpfuhl, daß ich diesseits der Gutaperchaschicht bleiben muß, und jenseits reifen die Kapp-pfirsiche in prangender Schwellung, in einer süßen Saftschwangerschaft, in Wehen von Saft, den zu empfangen es meinen Gaumen jappen und meine Lippen spitz macht.

Im Flur hängt ein Spiegel und frägt mich: sieht man eigentlich, daß sich deine Gesichtshaut löst? Als ich hineinschaue, ist mir, mein Herz reiße entzwei. Das Weiß meiner Augen ist gelb und braun wie eine alte angerauchte Meerschaumpfeife.

In der Nacht um halb drei fährt ein Zug nach Salisbury zurück. Er kommt morgen um elf Uhr dort an. Der Hotelomnibus bringt mich zum Bahnhof. Ich liege auf einer finstern Holzbank eine ganze Stunde, bis der Zug kommt. Im Schlafwagenabteil ist ein junger Engländer schon im Bett. Nach einer Weile sagt er mir:

„Sie sind krank!"

„Ja, mir ist sehr schlecht."

„Ich werde schauen, daß ich ein andres Abteil finde. Ich möchte Sie nicht stören. Oder wenn es Ihnen angenehmer ist, jemanden in der Nähe zu haben, vielleicht brauchen Sie Hilfe?"

Ich weiß nicht, wie die Nacht ausging. Amélie und Harry haben mich in Salisbury in ihrem Wagen abgeholt und gleich in ihr Bungalow gebracht. Amélie hat mich angelacht. Es war so schmerzvoll für mich, dieses Lachen zu sehn, das kein Lachen war, sondern Erschrecken.

16. Februar.

Süße englische Freunde! Ja, „englische", engelhafte ... Es ging einem Mann schlecht, und ihr habt ihm mit einer selbsttötenden Kameradschaft geholfen. Er fiel in euer Haus. Ihr habt ihn mit Händen aufgefangen, die vom Geist des guten Samariters strahlten, und was ich an euch erlebte, gehört zu den beglückendsten menschlichen Dingen, die mir je widerfahren sind. Wenn ihr bis spät in die Nacht bei dem Fiebernden saßet, war eure Gegenwart die bannende Anwesenheit seines guten Geistes. Denn sobald ihr wegwart, hatte er seinen Kalvarienberg zu besteigen, Nacht um Nacht. Es war kein Kranksein mehr, was die Fieberhalluzinationen in dem Strom der endlosen Nächte über mich mahlten. Es war eine Schlampe von Blut und Kot. Eine Orgie von Verbrechen, von Erwürgtwerden und Erwürgenmüssen. Ganz Afrika strömte auf dem Blocksberg zusammen, auf den ich hingeklatscht wurde wie ein Katzenaas, aufgegeben, Gegenstand von Abscheu, Fußtritten und Verfluchungen. Die düstere Frau in Tanganjika drang mit einer solchen Nähe ihrer gefährdeten Seele auf mich ein, daß sich mir die Phantasie verspannte und zerknallte. Ich hatte mit Menschenblut besudelte Eisenketten zu verschlingen, weinte und schluchzte, drohte dran zu ersticken und wußte nicht, wer mich zwang, es zu tun. Die Victoriafälle wurden zu Steinriesen, die mich zur Pest von Ehen vergewaltigten, denen jedes Laster nur der Beginn von grundloserem Versinken war. Das Meer war das kochende Gesicht des Negers, dessen Zähne in Weißglut anstrebten, mir die Füße wegzuknabbern. Mein Fuß wurde auf keinen Weg getrieben, der nicht unter ihm in bodenlosen Sumpf brach. Es gab keine Luft, die man atmen konnte, kein Firmament, das nicht im Stürzen war, keinen Berg, der nicht auf mich zuwälzte, kein Wasser, das mir nicht die Kehle zuschlammte, keine Hautpore die nicht in ekle Schwäre aufbrach, keine Hirnwindung, die nicht von Milben lebendig ward, aus denen Quälgespenster aufwachten und zu würdelosen Katastrophen trieben. Die Wände eines jeden Raums zerplatzten zu einer wüsten, schamlosen Auslieferung an jedermanns Blicke. Alles war zu unbesiegbar unanfaßbaren Unmöglichkeiten aufgeweicht. Wenn ich schreien

wollte, war meine Kehle von einem Elefantenrüssel weggerissen, der sich aus unerfindlichem Grund an mir rächen mußte, weil ich im Sudd gesehen hatte, wie er sich aus dem Gras erhoben. Wollten meine Hände zugreifen und sich wehren, befanden sie sich auf einmal nicht mehr an meinen Armen, waren sie zu einem grauenerregenden Nichtmehrbestehen verweht.

... Nun ist die Nacht vorbei. Ich höre Lärm im Badezimmer nebenan. Meine Ohren saugen sich an die Geräusche, die im Haus entstehn, verliebt, bettelnd um Erlösung aus der Vereinsamung. Bald werden Amélie oder Harry hereinkommen und die Läden aufstoßen. Ich sehe den goldenen Tag, die Reihe der Bäume mit den Papayamelonen, das errettende Grün der Welt.

„Wie war die Nacht?" frägt Harry.

„Hab ich geschrien?"

„Nein, ich war vier- oder fünfmal bei Ihnen, Sie haben ruhig geschlafen, Gott sei Dank. Und nun, was haben Sie für Wünsche? Amélie kommt gleich. Bis heute abend! Soll ich was aus der Stadt mitbringen?"

Amélie, ich küsse dir fromm die Hand. Wenn du nachts von meinen Bett gehst, schaue ich dir nach, wie du hinter der sich schließenden Tür verschwindest, von der streichelnden Flamme der Kerze in deiner Hand mit Gold überstrahlt ... Du bist dann ein Heiligenbild. Ich soll geschlafen und nicht geschrien haben, sagt Harry. Aber in den Fiebern erlebe ich jede Nacht meine Reise als eine Übertragung in etwas dämonenhaft Höllisches. Solch eine Hölle kann es nicht einmal im Jenseits geben, denn der Böse zwingt mich jedesmal, sie mit dem Bösesten in mir gegen mich selber in Brand zu setzen.

Amélie fährt mir einmal weich über die Haare.

„Komm", sagt sie, „das wird bald wegbleiben".

Und dann beginnt die ganze schwere Pflege, die ein Körper verlangt, der nach acht Tagen von starken Fiebern steht. Sie geben sie mir gemeinsam in einem unermüdlichen Samaritertum. Mir quillt alles von Dankbarkeit, Ergebenheit, Liebe. Ich bin außer Gefahr. Erst hatte es wie Schwarzwasserfieber ausgesehn, aber das Gelb in den Augen kam von einer Lebererkrankung, die sich zur selben Zeit wie die Malaria im Körper entwickelt hatte. „Vous êtes hors danger", sagte der englische Arzt. Er sprach gern französisch mit mir, das er vom Krieg kannte, den er in Frankreich mitgemacht hatte. „Ce n'est rien qu'une malarial jaunisse". Eine Malaria-Gelbsucht.

Jetzt höre ich ihn im frühen Morgen über dem Haus in einem alten, kleinen Flugzeug durch die Luft paddeln. Der Motor macht keinen schlechten Rappellärm. Er betreibt das mit Leidenschaft. Morgen wird er zum letztenmal kommen.

Ich stehe schon auf. Nach Harrys Heimkehr sind wir auf der Veranda, und ich schaue vom Streckstuhl durch die Drahtgaze in den Sonnenuntergang. Der Abend ist auf einmal mit einer so unerwarteten Nachdrücklichkeit, mit einer milden Gewaltsamkeit gekommen. Hat das sachte Grün des Tals gelöscht, bleibt mit dem Sonnenuntergang noch über dem Kopje, dem niedern Hügelzug im Westen. Letztes Licht und Stille stehn mit einem Zwang in der Welt, dem nichts entweichen kann, sind unerklärlich erhaben und stärker und weiter als die Bescheidenheit dieser Landschaft. Die Grillen, als ob tausend Bremsen knirschend auf Räderfelgen schlügen, und stören die Stille dennoch nicht. Wir plaudern hinein. In welch süßer Weichheit geht das Leben nach dem geheilten Sturz durch das Fieber.

22. Februar.

Die Führung dieses Lebens ist mir sachte aus der Hand genommen. In einer Therapie liebevoller Menschlichkeit und einer Kameradschaft, wie sie sich in diesem Maß nur bei Engländern aus der Einsamkeit in den Kolonien entwickelt hat, wird das Leben mir in leicht verdaulichen Portionen wieder genähert. Die Kenntnisse Rhodesiens werden

mir zugeführt, in vorsichtigen Dosierungen. Jetzt auch erst tritt Nicoll in Erscheinung, das liebliche, gelockte Bübchen der beiden Freunde, fünf Jahre alt und innig verbunden mit Piccanin. Piccanin ist nicht viel älter und herausgelesen aus einem Trupp von Negerburschen, die von der Küste Mozambiques heraufgestreift sind, um in Rhodesien Verdienst zu finden. Amélie verträgt sich leider nicht mit der schwarzen Dienerschaft. Sie hat einen „dégoût" gegen sie, wie sie sagt. Das versperrt ihr den Weg zu ihnen. Wir sprechen oft darüber, wenn ich morgens im Garten liege und sie neben mir sitzt. Denn es ist mir eine tiefe Kümmernis, daß sie nichts von der Naturnähe und der Naturwärme Afrikas zu spüren bekommt. Aber sie ist nicht zu bekehren. Sie spreizt sich, sie, dieses gütige Herz. Sie weigert sich vor einer bessern Einsicht.

Wenn wir allein sind, unterhalten wir uns in der Sprache unserer Heimat und viel über diese, und ich weiß bald, daß ihr Widerstand gegen die schwarze Dienerschaft Erinnerungssehnsucht ist. Afrika ist weit und groß und Rhodesien mitten drin welthaft abschirmend vor einem so fernen kleinen Land wie Luxemburg. Das ergibt eine Sehnsucht, die von Wehmut krank werden kann.

Piccanin und Nicoll bauen derweil im Gras aus Kistenbrettern ein Automobil. Kochtopfdeckel als Räder. Sie setzen auch einige alte Schrauben an. Die Huppe wird durch einen Insektenpulverball dargestellt. Schwierigkeiten macht die Beschaffung des Steuerrads. Nicoll schimpft deshalb auf kaffrisch mit Piccanin. Der nimmt es zufrieden an. Sein Tarobauch ist schon gut zurückgegangen. Zwischen diesen beiden ist das Problem Schwarz-Weiß gelöst. Vorläufig.

Der Boy Diamant spielt mir auf einer Zither vor, die aus einem Brett und acht Drahtsaiten besteht. Die Musik, die er macht, führt sein Gemüt in eine Ekstase, in der ich seine Augen die Welt verlassen sehe. Ich schenke ihm zwei Hemden von mir.

23. Februar.

Doktor Storey kam Sonntag früh vorbei. „Mais vous êtes complètement ouétabli!" sagt er. Er mußte staunen. Ich zeig' mit dem Finger auf Amélie und Harry und hab' die Augen voll Tränen. „Die Begleitung der Gelbsucht ist zu Ihrem Glück ausgeschlagen", sagt Dr. Storey. „Sie hat Ihre Malaria mit erledigt. Sie werden keinen Anfall mehr haben".

27. Februar.

Wie der Abklang des Aufenthalts im Kreis der englischen Freunde von einer stillenden Milde ist! Ich habe mit so gewalttätigem Willen mich und meine Gier zu reisen, zu sehn und zu erleben gegen die Fieber durchsetzen wollen, gegen den Erdteil, der einem Rechte fortnimmt, die man in seiner Persönlichkeit wie in Erz gegossen glaubt. Und wie hat sich an der Menschlichkeit dieses nach Afrika verpflanzten Hauses alles sanft gewandelt! Zu welcher sachten neu befruchtenden Bescheidung.

Harry hat mir die Fruchtbarkeit des Mazoetals gezeigt, in dem unter der Bewässerung durch einen ungeheueren Stausee Apfelsinenwälder, Sonnenblumenäcker und Länder von Mais gedeihn. Ich habe alte Kolonisten besucht mit ihm, die Rhodesien noch als Idylle erleben, ein altes Farmerhaus scheint aus einer Indianererzählung unserer Kinderzeit herzustammen. Wir haben auf den weiten nassen Wiesen im Südwesten der Stadt den Störchen adieu gesagt, die sich dort zu ihrer Europareise sammelten. Ich wurde zu einem verlassenen Goldfeld auf dem Kopje geführt und habe dort Rhodesien von der Kehrseite erlebt. Wo von allem Gold nichts wie Sand und Steinhaufen, die zerbrochenen Zementlager der Stampfen, die Ruinen der Lehmhütten, überwachsendes Gras und in dem Auswaschbecken ein goldgrüner Frosch übriggeblieben waren, der vielleicht eine verzauberte Prinzessin sein mochte, wie Nicoll meinte.

Und ich dachte an die Schaufenster der Minenagentur in Salisbury und an den Eindruck, den mir vor einem Monat das Golderz machte, das wie ein Zauber mitten drin lag und die Phantasie von tausend Tagedieben und ordentlichen Männern, Weißen und Farbigen, die es sich täglich anschauten, mit den Märchen von Reichtum mästete.

Die Claimtafel ist stehngeblieben. Auf ihr liest man, daß die Stelle „goldener Steinbruch" heißt. Rhodesien ist verwühlt von solchen Steinbrüchen und übersät mit Claimtafeln, wie mit Kreuzen auf den Gräbern toter Hoffnungen.

1. März.

Abschied . . . Abreise.

Erst wie ich Harry adieu gesagt habe und mich Amélie zuwandte, denke ich, es ist nicht möglich, daß ich die Fassung bewahren kann. In den Kampf um meine Nerven tritt auf einmal eine Vorstellung, die den ganzen Aufruhr mit einem Schlag besänftigt: Ich hab vergessen, mich in Amélie zu verlieben! Darüber mußte ich lächeln und mit diesem Lächeln beug' ich mich über ihre Hand. Als ich mich nach einer Weile aufrichtete, weinte sie. Ach, ich weiß, weshalb sie weinte. Sie dachte an das kleine Land, das ihre und meine Heimat war, dessen Nähe ich nun wieder zureiste, das ihr aber versperrt blieb.

2. März.

Der Zug, in dem ich bis Windhuk vier Tage und fünf Nächte zu reisen habe, hält am Vormittag an einem Bahnhof. Ich hatte grade eine der Zeitungen zu lesen begonnen, die ich von Salisbury mitgenommen hatte, schaue auf und sehe über der Uhr am Bahnhofgebäude den Namen: Gwelo und auf dem Zifferblatt, daß es elf Uhr ist. Das letztemal, da ich in diesem Bahnhof mich befand, war dieses Gwelo eine Hölle für mich, und einmal bedeutete die Stunde, die diese Uhr jetzt anzeigte, Drohung, Schrecken und Alarm . . . Das ist alles abgefallen von mir. Ich wurde errettet von dem Ort und der Zeit.

Lächelnd und mit dem Bewußtsein, welches Glück in der neu erworbenen Gesundheit tätig war, wandte ich mich von den auf Elf stehenden Zeigern wieder der Zeitung zu, und in den ersten Blick, den ich hineintue, gerät das Wort: Tanganjika. Unter ihm stößt, wie in einer Windhose, die Begegnung mit der düstern, schönen Frau durch mein Gemüt. Eine halbe Minute darauf lese ich, daß sie bei Arusha auf einer Jagd erschossen wurde.

Unter dem Stoß mußte ich die Augen schließen, um mich sammeln und fassen zu können. So hatte ich in einer Stunde, deren zwei gleiche Ziffern einst das Signal zu bösen und gefährlichen Dingen gegeben, in einer Zeitungsnotiz Abschied von dieser Episode meiner Reise zu nehmen. Die furchtbare Nachricht stand gleichmütig zwischen anderen. Vor ihr wurde mitgeteilt, daß der Gouverneur im Savoy-Hotel ein Bankett für vierhundertfünfzig Gäste gegeben und ihr folgte ein Bericht über ein Tennisturnier im Gymkhana in Daressalam. Mir zitterte das Herz über den drei Zeilen, in die das Ende der Frau zusammengefaßt war, und ich beugte mich über sie nieder wie über eine Sehnsucht, die sich im Geheimnis des Erdteils nicht erfüllen konnte und drum erhalten bleibt.

BÖRRIES, FREIHERR VON MÜNCHHAUSEN

Moritz Jahn

Ein neuer Dichter

Einer der sieben Menschen, die in Deutschland Gedichte nicht nur schreiben, sondern auch beurteilen können, sagt in seinem Weihnachtsbriefe:

„Nun zu etwas Anderem, Schönerem, nämlich zu Moritz Jahns ungeheuerem Büchelchen, das du gewiß auch erhalten hast. Reverendissime, was hast du für ein Glück, nachdem du vor Jahrzehnten Agnes Miegel die Wege geebnet hast, nun auch diesen zweiten ganz Großen in die deutsche Öffentlichkeit einführen dürfen ... Wer ist denn eigentlich eigenwüchsig genug für die Akademie, wenn nicht dieser Mann! Und wer münzt heute in Deutschland noch so lauteres Dukatengold, außer etwa Kolbenheyer, Carossa und Ina Seidel! Der wundervolle Bau der Ballade vom Seewief wird dich ebenso entzückt haben wie der des vielleicht noch großartigeren Wäärgaa (Wiedergänger). Überhaupt diese nordischen Frauengestalten bei Jahn, Tetta Roffhusena, Tetta Onnen und die köstliche kleine Janna Sedina! Diese konzentriertesten Kapitel der Kreuzfahrer- und Wiedertäuferzeit, die je geschrieben wurden! Diese zutiefst humor- und rätselvolle Vertrautheit mit dem Tode! Es ist das drittemal in meinem Leben, daß ich für einige Wochen Tag und Nacht mit einem Gedichtbande so verwachsen konnte: Das erstemal war's ... das zweitemal zehn Jahre später mit Agnes Miegels zweitem Balladenband. — Übrigens weißt du vielleicht selbst nicht mehr, daß du nicht nur den hochdeutschen Moritz Jahn in der Frangula (Reclam, Leipzig), sondern auch den plattdeutschen der Leserschaft schon einmal vorgestellt hast, und zwar in unserem lieben alten Göttinger Musenalmanach auf 1923, der die erste kleine Sammlung seiner Gedichte brachte. Ich nahm ihn heute Vormittag wieder einmal zur Hand und als ich nach Jahns Lebensdaten sah, stellte ich fest, daß er am 27. März 1884 geboren ist, daß er also genau eine Woche nach deinem sechzigsten seinen fünfzigsten Geburtstag feiern kann. Ich denke mir, daß es für den jubilierenden Senator der Akademie nichts Schöneres geben wird als Deutschland auch auf diesen Tag hinzuweisen."

Mein Freund soll nicht umsonst gemahnt haben, auch ohne seinen lieben Anstoß hätte ich gewiß nicht die köstliche seltene Gelegenheit vorübergehen lassen, auf einen neuen Dichter in stolzer Entdeckerfreude zu zeigen. Und da ich einmal im Anführen bin, will ich auch die Worte hier hersetzen, mit denen ich im Nachwort zu Moritz Jahns Frangula von diesen Gedichten sprach:

„Wie war ich glücklich, in dem Wust von Dilettanterei, der die Heimatzeitschriften Norddeutschlands ebenso füllt, wie die aller anderen deutschen Landschaften, diesen echten großen Dichter gefunden zu haben! Es gehört zu meinen wenigen bisher unerfüllten Wünschen, das dichterische Werk dieses zweiten Klaus Groth unseres Volkes einmal gesammelt und gedruckt vor mir zu sehen. Das Gedichtbuch Moritz Jahns Ulenspegel im Jan Dood (Lübeck, Franz Westphal) würde zu den Kostbarkeiten nicht nur des plattdeutschen, sondern des gesamtdeutschen Schrifttums gehören."

*

Im hundertfünfzigsten Jahre nach der Stiftung des Göttinger Hainbundes, 1922, gab ich den letzten meiner Göttinger Musenalmanache heraus, in dem neben dem heldischen Bogislav v. Selchow, dem unendlich feinen Alfred Kunze, dem ritterlichen Martin von Katte, dem damals noch ganz unberühmten Hanns Johst — dieser Moritz Jahn die Hauptgestalt war. Über dreißig Seiten bekam er eingeräumt

und außer den acht Gedichten in seiner ostfriesischen Mundart standen auch achtzehn hochdeutsche Lieder dort zuerst gedruckt.

Der Almanach ging in die Welt, wurde besprochen, wurde gekauft ... ja! Seine hohen Werte hat damals ebenso wenig jemand wirklich erkannt wie die Werte seiner Vorgänger, vor allem die des wundervollen Göttinger Almanaches auf 1901, in dem Agnes Miegel, Lulu v. Strauß und Torney, Carl Bulcke und Levin Ludwig Schücking mit ihren stärksten Arbeiten das Herz der Kenner entzückten. Es ist bei uns alljährlich ein so korybantisches Gelärm um jedes aufflackernde lyrische Dreierlicht, daß die großen Leuchten der Dichtung abseits stehen müssen. Erst nach etwa zehn Jahren blättert sachte das unechte Gold von den Papierkronen der Narrenkönige — (ihre Herolde haben inzwischen ein Dutzend weitere ebenso unrechtmäßige Könige ausgebrüllt!) — und treten die echten Könige leise und groß in den Vordergrund. In diesen zehn Jahren aber müssen die wenigen, die um das echte Königtum wissen, immer und immer wieder seine Legitimität behaupten, beweisen, ausrufen.

Und müssen sich immer wieder Irrtum vorwerfen lassen hier, und Neid vorwerfen lassen dort, wo sie die Faschingsprinzen unecht, die Dilettanten Nichtskönner, die Halbseidenen wertlos nennen. Aber das muß auch so sein, denn die Gnade des Findens eines echten Königs soll bezahlt werden wie alles Köstliche auf dieser Welt, bezahlt mit dem Verachtungslächeln des Irrtums, mit dem Spott der Scheinüberlegenheit. Und bezahlt mit dem furchtbaren Schandmal des Neid-Vorwurfes.

*

Die Hauptschwierigkeit bei der Einführung Moritz Jahns in den gesamtdeutschen Leserkreis liegt in seinem Platt, — obgleich schließlich doch auch Fritz Reuters und Klaus Groths Platt über die Grenzen der Heimat gegangen sind so gut wie das Alemannisch Hebels und das Bayrisch Ludwig Thomas. Freilich ist das Platt Moritz Jahns das urigste, altertümlichste Platt, nämlich das Ostfriesische Platt des Brookmer- und Harlingerlandes, getönt durch leisen Einfluß des unterelbischen Platt der Mutter, in dem die Präteritalendungen schon stärker fortgefallen sind. Klaus Groth versuchte eine plattdeutsche Edelsprache zu formen durch Wiederaufnahme schon verlorener Flexionsbestandteile, Reuters Platt ist in syntaktischer Beziehung fast rein hochdeutsch. Neben ihnen steht also Jahn als der sprachlich unvergleichlich echtere, — und eben dadurch schwierigere. Aber eine Zeitschrift, die geistig ihren Lesern soviel zumuten darf, wie die „Deutsche Rundschau", muß auch einmal für die Sprache eines deutschen (wertvollsten!) Volksstammes einige Zeilen verwenden, und so drucke ich hier den Beginn der Arkadischen Landschaft ab und bitte den Leser laut zu lesen die Verse:

Ik weet: Jo weiht to gruuw de Noorderwind,
De kolt un solt un swaar van Vörjahrskracht
Hoog över de Dieken suust. Min freeske Taal,
Old as de Bulgen
Un frömd, lüdd in jo Ohr gien goden Lud.

Hochdeutsch: Ich weiß, euch weht zu grob der Nordwind, der kalt und salzen und schwer von Frühlingskraft hoch über die Deiche saust. Meine friesische Sprache, alt wie die Wogen und fremd, läutet in euere Ohren keinen guten Laut.

Un trillend sitt ji do bi't utbrannt Füür
Un nikkoppt klook: „Woll klung vör Tieden ook
Un sööt een wildblöömd Leed in doriske Tung, —
Frisia non cantat,
De groten singenden Götter kaamt dar nich!"

Hochdeutsch: Und zitternd sitzt ihr da am ausgebrannten Feuer und nickt klug: „Wohl klang vor Zeiten auch ein süßes und wildblumiges Lied in Homers dorischer Zunge, — Aber Friesland singt nicht, die großen singenden Götter sind da nicht hingekommen."

Wie man hört, eine herrliche Sprache, eine Sprache wie ein bronzenes Schwert aus dem Hünengrab, eine Sprache wie Wogendonnern draußen vorm nordischen Holzpalast an der Meeresbucht! Oder ohne Bild: Eine Sprache, die nicht nur wie die anderen Platt neben dem Mittelhochdeutschen stehengeblieben ist, sondern die unmittelbar an das Althochdeutsche gemahnt und mit den Händen rechts und links an die ältesten Sprachstufen des Englischen und Holländischen, des Friesischen und Dänischen rührt. — Das Wesen dieser Sprache liegt unter anderem in ihrer Einsilbigkeit. Jahn steigert dieses Eigentümliche bis zum Gipfel, so daß etwa das unbeschreiblich großartige Lied des Mönches bei hundertfünfzehn Wörtern achtundneunzig Einsilber zeigt, ein ganz fabelhaftes Verhältnis, bei dem freilich Goethes Forderung, keine Verse aus Einsilbern zu bilden, unmöglich wird. Ich zähle unter vierundzwanzig Verszeilen nicht weniger als zwölf, die bloß aus einsilbigen Worten bestehen! — Und das entzückende Schomlecht (Dämmerung) besteht überhaupt nur aus Einsilbern, das ganze fünf Strophen lange Gedicht! Und alle zehn Reimpaare sind männliche I-Reime, — das soll diesem Sprachkünstler einmal jemand nachmachen! Dabei ist das Lied von einer solchen schwermütigen Innigkeit, so ganz Seele, so ganz Weichheit, daß man diese fabelhafte Technik zunächst gar nicht merkt.

Eine weitere Besonderheit des friesischen Platt ist sein Reichtum an dunklen Selbstlauten. Die erste der angeführten Strophen zeigt das gut genug, wenn ich auch nur mit Bedauern auf die Anführung der Sturmstrophen aus dem Wiedergänger als Beispiel verzichte. Und das Werkzeug dieser Sprache, das so dumpf und dröhnend und spondeisch das Wogenrauschen salzkalter Winternacht in Holz schnitzt — in den Händen dieses Meisters strichelt es eben so lustig daktylisch den Bericht eines sechzehnjährigen Mädels, das in Sekunda sitzen blieb.

„Mit d' Mannlü gung 't noch — bloot Latiensk —
Un Räken, lachst di dood!
Man de Frölü, Minsk, de Frölü —
Du, dat's di 'n niedig Good!

Kunn ik der wat för, dat ik seßteihn sün,
Un se all ut d' oll Laa?!
Ik sall mi wahren un lähren,
Dat'k ok as son Kattuhl stah!"

Hochdeutsch: Mit den Mannsleuten (das heißt den Herren Lehrern) ging's noch, — bloß Latein . . . Und Rechnen, — da lachst du dich tot! Aber die Fraunsleute, Mensch (das heißt der angeredete Vater!) die Frauensleute, — du, das ist ein neidisches Zeugs! Kann ich da was dafür, daß ich sechzehn bin und sie alle aus der alten Kleiderlade, ich werd' mich hüten und lernen, daß ich auch so wie eine Nachteule da steh!

Die Beispiele mögen genügen. Sie zeigen, daß Moritz Jahn der erste Dichter des friesischen Platt ist, daß er dieser Sprache (Platt ist keine Mundart!) die äußersten Wirkungen zwischen tiefster balladischer Tragik und allerfidelster Heutigkeit abzuzwingen weiß.

*

Das würde wohl zeigen, daß er ein Sprachmeister, aber noch nicht bedeuten, daß er ein Dichter ist.

Wie allen nordischen Begabungen liegt auch ihm das Balladische näher als das Tanzende, Singende des Liedes. Freilich, er selber schilt das lateinische Zitat in seinen obigen Versen „Wanschapen Woord", törichtes Wort. Aber wenn er dann zum Beweise, daß auch Frisia cantat, fortfährt:

Un günt de Diek, up hundert Platen, — wied
Un sied int Grau verspreid — üm Sand un Schill
Wöhld gluddernde See — blaast nich swaartonig door
Up grootbuukd Muskels
Oll Poseidoon sin mossnakkd Tritonsvolk
Grootoogd un fraam de Deepd hör woordlos Leed?

so beweist er eben mit diesen Versen seine balladische Note.

Hochdeutsch heißen sie: Und jenseits des Deiches, auf hundert Sandbänken weit und breit ins Grau verstreut (um Sand und Muschelgeröll wühlt blubbernde See), bläst nicht schwertonig dort auf weitbauchigen Muscheln des alten Poseidon Tritonenvolk, dem Moos auf dem Nacken wächst, großäugig und fromm das wortlose Lied der Tiefe?

Jahns Balladen sind anders als alle bisherigen, und ich wundere mich, wie die Königliche Dichtung, uralt heraufwachsend aus der Wurzel der Sagas und des Hildebrandsliedes, bis in die Äste Bürgers, in die Zweige Fontanes und die Blüten der Agnes Miegel – immer noch neue völlig andersartige Triebe treiben kann. Jahn ist sagensüchtig wie wir alle, aber er sieht das Vergangene oft barock oder gar klassisch gefärbt, bald wie in dem Likedeelers sprengt die Ballade fast die dünne Wand zum Drama hinüber, so daß der Dichter an den Rand Bemerkungen zur Regie schreiben muß („Hei sitt mit Bauke Söötfleesk to Maienhave in ‚Holten Skellfisk' – er sitzt mit Jungfer B. Süßfleisch im ‚Hölzernen Schellfisch'"). Dann wieder scheint ein ganzes Zeitalter in wirren Stimmen durcheinanderzurufen, so daß man zunächst gar keinen Plan erkennen kann, bis auf einmal das Ohr des Verständnisses aufplatzt und ein tiefer Akkord alle Stimmen harmonisch vereint. Großartig sind balladische Spannungen, die ohne Bewegung sind, sozusagen erstarrte Balladen, wie die Tetta Onnen: Dorfkirche, der Pastor („Doomnee") bittet für die Soldaten im Krieg, drüben sitzt eine Mutter, die nicht aufzusehen wagt, denn hüben sitzt ein junges Ding, die von ihrem Sohn ein Kind hat, aber von ihr als unebenbürtig vom Hofe gejagt wurde. Darüber ist die Mutter der verstoßenen Braut elend zugrunde gegangen. Die Ballade erzählt alles mit den Worten der jungen unehelichen Mutter und schließt mit den Worten „Meine Mutter liegt im Sarge mit gefalteten Händen und ich bete auch!!" – Eine finstere Gewitterwolke liegt über der Ballade, schwefelfarbene Rache loht am Himmelsrand, es ist die Stunde vor dem Blitz, – und es ist das furchtbare, daß dieser Blitz herabgebetet wird von einer jungen Frau auf den Vater ihres Kindes, den einzig geliebten Mann, während drüben zerquält von Gewissensbissen das Gebet der Mutter die Rache Gottes in den Wolken zurückhalten möchte. Der sogenannte Obere Vorgang liegt hier ganz in der Seele der finsteren Sprecherin, der Untere ist bewegungslos zur Situation erstarrt. –

Sehr eigentümlich ist das Rembrandtische Helldunkel vieler Balladen und selbst Lieder. Wäre Jahn nicht der große Dichter, so könnte man glauben, diese Arbeiten wären, wie man sagt: nicht recht herausgekommen. Aber das ist es nicht. Es liegt ein besonderer Reiz zum Beispiel der eben besprochenen Ballade darin, daß man fast ebenso gut denken könnte, die Frau betete für den fernen Ungetreuen.

Ähnlich sind Gedichte wie der Spiegel und die Schomlecht so zwielichtig – wie eben Spiegelbild und Dämmerung sein dürfen. Wollte der Freund den Freund verlieren, möchte er der Spiegel sein, um des Scheidenden letzten Blick, der doch Versöhnung sprach, gesehen zu haben oder beneidet er ihn bloß um seine schnelle Vergeßlichkeit des Eindrucks? Spricht in der Dämmerung ein Mann oder eine Frau, weshalb hatte sie keine Zeit für ihn, weshalb mochte niemand ihr Lied? – Ähnlich angedeutet und fast nur bei wiederholtem Lesen völlig zu verstehen sind mehrere der Gedichte. –

Eine unendliche Schwermut scheint zunächst der Hauptton Jahns, eine Schwermut, wie sie über der nebligen friesischen Ebene zu liegen scheint.

Aber neben der Orgel der Tragik quietscht doch die Klarinette der „Dörperkeit", brummelt die Maultrommel niederdeutscher Schalkerei. Denn das ist wesentlich an Jahn, daß er sehr weit klaftert in seinen Stimmungen. Ulenspegel und der Tod schlagen sich miteinander herum recht wie auf dem Kasperle-Theater, und auch die im einzelnen großartige Totentanzballade endet mit dem uralten Jahrmarktsscherz des Bösen Weibes. Der Schinken von Edensen ist ein Holländisches Soldaten-,

Bauern- und Dirnenbild aus dem siebzehnten Jahrhundert und die Anbetung des Schnitzers Johann ein breites Gemälde niederdeutschen Lebens, an dem der eigentliche Witz am Ende wie oft bei Jahn, fast dürftig wirkt gegenüber der liebevollen Vorschilderung. Dies alles ist nicht nur Platt in der Sprache, sondern auch „platt“ in Witz und Darstellung und das heißt hier: unpathetisch, unsentimental, unheldisch, das heißt niederdeutsch im Sinne von Adriaen Brouwer.

Ich fand dies als ein beinahe nie fehlendes Kennzeichen niederdeutscher Menschen und niederdeutscher Kunst: In gleicher Seele das aufgetürmte Pathos gewaltigen Schicksals und die Freude am platten Kasperlespaß des Wochenmarktes. Kaum ein Oberdeutscher kann das auch nur völlig nachfühlen. – Das Hochgefühl, die Seelensteigerung („Pathos“) scheinen ihm leicht theatralisch, unsere Humore allzu läppisch. Er hat einen gleichmäßigeren Pegelstand des Geschmackes.

Endlich noch ein Wort über Jahns Lyrik. Diese ist unendlich einfach: Ein verkrüppelter Baum, der nach dem aufrüttelnden Sturme ruft, ein Sonett, das kaum etwas anderes ist als eine kleine Männerneckerei um eine nette Witwe, ein winziger Vorgang neben der Wiege der Nachbarin, an der eine junge Frau errötet, zwei Liebende im Kiebitzrufen der Heide – alles ganz echt Vorgänge, nie das von Wien bis Berlin so oft beliebte Bedichten von Bildern und Zuständen. Solche Liedkunst braucht zum Verständnis eine reifgewordene Seele – dem Unfertigen scheint sie gar zu still. Sie hat die Simplizität Mörikes, mit dem Moritz Jahn auch sonst Ähnlichkeiten zeigt.

*

Moritz Jahn ist am 27. März 1884 in Lilienthal bei Bremen geboren, wo sein Vater, ein Zollbeamter, damals lebte. Dessen Vater war Totengräber und Glockenläuter in Stralsund, und mit einer geborenen Bahrs verheiratet. Jahns Vater heiratete 1876 in Ditzum, Ostfriesland, eine geborene Grantz, die von beiden Seiten friesisches Bauern- und Schifferblut hatte, wenn auch beide Eltern zunächst aus dem Kehdingenschen Dorfe Krautsand an der Elbe kamen. Verheiratet ist der Dichter mit einer ostfriesischen Bauerntochter Gesa Oldewurtel, ein Bruder von ihm ist Eichamtmann in Eisenach, einer Zeichenlehrer am Gymnasium in Lingen. Seine Kinder: Ein Referendar und eine technische Assistentin.

Moritz Jahn wurde zusammen mit drei Geschwistern von der früh verwitweten Mutter in Linden vor Hannover aufgezogen, wo er die Mittelschule besuchte. Weiter ging es über hannoversche Lehrerbildungsanstalten zur beruflichen Anstellung in Langenhagen (1904). Mit zweiundzwanzig Jahren war er Präparandenlehrer in Aurich, Ostfriesland, später in gleicher Stellung in Melle bei Osnabrück und am Seminar in Aurich. Endlich ließ er sich als Rektor an die Volksschule in Geismar versetzen, um der Universität Göttingen nahe zu sein. Er hat dann hier 1921–1925 als vollimmatrikulierter Student Germanistik und Kunstgeschichte studiert. – Überraschend ist des Dichters Kenntnis fremder Sprachen.

Seinen Bildungsgang beeinflußten Goethe, Kleist, Hebbel, Raabe, Shakespeare, von den Lebenden der plattdeutschen Dichter Fehrs und der Kreis des Göttinger Almanachs. Besonders wichtig für ihn ward Herder.

So zeigt das knappe Lebensbild außen und innen das beste, was wir in unserem Volke finden: Reine nordische Rasse, engste Verbundenheit mit Heimat und Volkstum und einen durch keine Mühsal zu hemmenden Bildungsdrang.

Freilich, das alles teilt Moritz Jahn mit tausenden. Als ostfriesischer, als plattdeutscher Dichter ist er einzig!

Literarische Rundschau

Hermann Stehrs „Nachkommen"

Hermann Stehr, der Dichter des „Heiligenhofs" und des „begrabenen Gottes", ist in diesen Tagen in die Reihe der Siebzigjährigen getreten. Eine Fülle von Ehrungen ist auf sein weißes Haupt niedergegangen: man hat ihm den Adlerschild des Reiches überreicht, Hindenburg hat ihm einen langen Brief geschrieben, das Staatstheater, die Akademie veranstalteten Feiern; bei der einen mußte der Jubilar sogar selber sprechen. Da er aber ein Dichter ist, ließ er es sich nicht nehmen, zu diesem Geburtstag auch seinerseits ein Geschenk zu bringen — einen neuen Roman „Die Nachkommen", der nicht lange vor dem Jubiläum bei Paul List in Leipzig erschien.

Das Buch bringt auf gute Art die Besonderheit Stehrs und zugleich seinen Weg wieder einmal ins Bewußtsein. Es ist eine Fortsetzung des „Nathanael Mächler", die Geschichte seines Sohnes Jochen Mächler, der, Gerber wie der Vater, wenn auch von sehr anderer Art als der, doch sein Leben fortsetzt, seine Kämpfe austrägt — so sehr, daß er den alten Streit mit dem Schlosser Neeffe, der das Leben des Vaters erfüllte, auch seinerseits mit dem Sohn des alten Feindes durchfechten muß. Dieser Kampf ist das Thema des Romans: das Ringen der Seelen, die erst in den Menschen selber, dann in ihren Nachkommen, in ihren Enkeln ihre schicksalsmäßige Gegensätzlichkeit auswirken müssen — für die die Individuen nur Mittel sind, um ihre rational nicht faßbaren geheimnisvollen Lose zu verwirklichen, für die das bürgerliche, das kleinbürgerliche Leben nur ein seltsamer, grotesker Spiegel ist. Der einstige Psychologe und Analytiker Stehr ist zum Künder der Mächte geworden: der Siebzigjährige sitzt am Strom des Daseins und berichtet von den Rätseln der Welt, aber er glaubt nicht mehr, sie fassen und lösen zu können. Er hat den Kampf mit dem Geheimnis und damit auch den Kampf um Gott aufgegeben und begnügt sich damit, das Dunkel zu zeigen: mit der merkwürdigen Intensität im Ergreifen des eigentlich schon Unergreifbaren stellt er die nebulose Welt hin, in der das Schattenspiel der Seelen abrollt. Er bleibt ein Schlesier: die kleine Stadt mit der Enge ihres Lebens, mit dem feinen, alten geistlichen Herrn und dem Klatsch und Tratsch der kleinen Leute und mit der feierlichen Größe des Gebirges ist in dem Buch; man sieht, wie dieser Mensch des Ostens zu seiner Welt nur kommen kann, wenn er daheimbleibt. Aber durch diese Welt der östlichen Landschaft, vor deren Bildkraft man versteht, daß Stehr niemals eine westliche, womöglich eine westfälische Landschaft fassen konnte, durch dieses Vorland des Riesengebirgs geistern wie dunkle Nebel die unteren Mächte, die unser aller Dasein schwankend und schwebend und ungewiß machen. Wenn Stehr im Realen der Weiblichkeit verbleibt — seine Frauen sind mit wenigen Ausnahmen viel irdischer als seine Männer — wird er schlesisch betulich: die rundliche Gerbersfrau kommt selten ohne das Beiwort lieb von dannen. Wenn er sich aber absinken läßt in die Welt jenseits des Biologischen, möchte man sprechen — dann sieht er die Gestalten, die Platons Höhlenschattenspiel über das Feuer an die dämmernde Wand werfen, in ihrer Ungreifbarkeit greifbar vor sich; das Reich der Mütter tut sich auf — in dem auch das Böse an sich daheim ist, und ein fahles Licht strahlt auf die Welt der Einkäufe und Besuche, des Handwerks und der Kneipen, daß deren irdische Konsistenz dünn und selber nebelhaft wird und in ein kleinbürgerlich dämonisches Schwanken gerät.

Ein Siebzigjähriger schrieb dieses Buch von der schicksalhaften Bosheit des menschlichen Daseins — aus der er sich schließlich in das Reich der Kinder flüchtet. Am Ende läßt Stehr die Erwachsenen ihre kümmerlichen Kämpfe allein ausfechten und geht zu den Kindern, in denen noch die Liebe ohne Schicksal ist. Wie Jochen Mächlers schwächlicher Sohn Damian das kleine, zarte Grafenkind liebt und an dieser Liebe ebenso fast stirbt wie die Großen an ihrem Haß, das ist das Schönste des Buches und zeigt, wo Stehrs eigentliche Heimat ist. Er ringt mit dem Dunkel, er kämpft in seinen Gestalten mit dem Bösen: sein bestes Leben ist bei den Kindern, zu denen das Ja sich geflüchtet hat. Da strahlt sein eigener schönster Besitz auf — seine Seele wird ruhig, vergißt die Erfahrungen von siebzig Jahren und läßt sich gläubig in die Erinnerung an die eigene Jugendwelt versinken, die immer noch seine Heimat ist. D. R.

Österreich-Ungarns letzter Krieg

Unter diesem Titel hat das österreichische Bundesministerium für Heereswesen und das

Kriegsarchiv bisher 4 Bände erscheinen lassen (Wien, Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen). Der erste Band umfaßt das Kriegsjahr 1914, der zweite Band das Kriegsjahr 1915. Zu beiden Bänden ist ein Ergänzungsband in Kassettenform mit ausgezeichnetem Kartenmaterial erschienen. Der erste Band behandelt unter Berücksichtigung der Mobilmachungspläne die Zeit vom Kriegsausbruch bis zum Ende der Schlacht von Limanowa und Lapanów, der zweite die Kriegsereignisse vom Ausgang dieser Schlacht bis zur Einnahme von Brest-Litowsk. Die Leitung des Gesamtwerkes hat Edmund Glaise-Horstenau, die Mitarbeiter sind hervorragende Militärs und Wissenschaftler. Das Gesamtwerk ist eingeführt von dem früheren Bundesminister für Heereswesen, Carl Vaugoin.

Über diesem Werke liegt Tragik wie über dem Schicksal des gesamten Habsburger Reiches. Von dieser Tragik besonders hart und schwer getroffen sind die deutschen Teile der ehemaligen Doppelmonarchie. Gerade in unseren Tagen, wo der Zwist zwischen den beiden Staaten nicht zu Ende kommen will, sollte dieses Werk im Reiche besondere Beachtung finden. Es verdient sie in jeder Hinsicht. Dieses Werk kann in besonderem Maße dazu beitragen, unheilvolle volksdeutsche Taktfehler zu berichtigen. Wir kennen die leichtfertige Aburteilung österreichisch-ungarischer militärischer Leistungen durch reichsdeutsche Militärs und noch unberufenere Reichsdeutsche in vergangenen Jahren. Die militärische Leistung der deutsch-österreichischen Regimenter stand hinter der der besten Truppen des Reiches nicht zurück. Ihre Blutopfer, da wirklich die deutschen Landschaften bis auf den letzten wehrfähigen Mann ausgepumpt wurden, sind ungeheuerlich. Sie dürfen mit Stolz auf ihre Leistungen im Kriege zurückblicken. Wenn ihnen auch der Enderfolg aus vielerlei und nur zu bekannten Gründen versagt blieb. Dieses Werk gehört ebenso in eine gesamtdeutsche Bibliothek wie das große Werk „Der Weltkrieg 1914—1918“, das bekanntlich im Reichsarchiv bearbeitet wird.

Dürfen wir der militärischen Leistung unserer deutsch-österreichischen Freunde jede Achtung zollen, so dürfen wir es auch der menschlichen Haltung der Bearbeiter dieses großen Werkes. Wenn gerade die Deutsch-Österreicher im Kriege und durch seine Folgen besonders gelitten haben, so bemüht sich dieses Werk mit Erfolg in einer vorbildlichen Haltung, ohne jede Überschwenglichkeit oder Vertuschen schwerer Fehler des Gesamtheeres und bösen, durch feindliche Propaganda und eignen Verrat nichtdeutscher Völkerschaften bedingten Versagern, dem wahren Geschehen gerecht zu werden. Das Buch kann einmal in fernen Jahrhunderten, wie das reichsdeutsche Werk über den Weltkrieg, zu einem Heldenlied werden, in dem ein tapferes Volk trotz vollen Einsatzes ein unverdientes Schicksal traf. Das Werk ist aber zu gleicher Zeit ein Zeichen, daß der Geist im österreichischen Bundesheere die wertvolle und große Tradition des alten österreichisch-ungarischen Heeres mit Verständnis aufnahm und seinen besonderen neuen Aufgaben anzupassen wußte. R. P.

Das Reich unter den Großmächten

Als Leopold Ranke vor fast hundert Jahren in seiner historisch-politischen Zeitschrift seine klassische Abhandlung „Die großen Mächte“ schrieb, war das deutsche Problem: das Reich unter den Großmächten genau so wenig einer Lösung nahe, wie das heute der Fall ist. Nur das eine war damals ganz klar und für jedermann offenbar, daß die beiden Hauptmächte innerhalb Deutschlands wirklich als Großmächte in der Welt angesehen und geachtet waren: Preußen und Österreich. Heute dagegen ist zwar dem Namen nach Deutschland als eine Art „Großmacht“ gewiß wieder „anerkannt“, in Wirklichkeit aber führt es eine Art Scheindasein als politische Macht zweiten oder dritten Grades; nicht einmal die ihm gemäße und ihm richtig erscheinende Art seines inneren Ausbaues und Staatsaufbaues kann es ohne Störung und Schmähung von außen vollziehen!

Und außenpolitisch ist das Reich weder in der Zeit vor, noch in irgendeiner Zeit nach dem Kriege so isoliert gewesen, wie das heute der Fall ist. Nicht als ob Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund diese Isolierung herbeigeführt hätte. Die gesamte europäische Politik der letzten Jahre hat es in fruchtbarer Konsequenz dazu kommen lassen, daß die völlige Isolierung des Reiches eine naturnotwendige Folge des Versailler Diktats, eintreten mußte, gleichgültig, ob sie von den anderen gewollt oder von uns verschuldet war. Man hat nun in der neueren deutschen außenpolitischen Literatur allerhand strukturelle Veränderungen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft feststellen zu sollen geglaubt. Gewiß sind zu jeder Zeit die weltpolitischen Umstände anders und erfordern eine ihnen gemäße Stellungnahme. Man kann natürlich, wie das G. Wirsing in seinem soeben erschienenen Buch „Deutschland in der Weltpolitik“ (Jena 1933, E. Diederichs) tut, davon reden, daß die Welt mit den Friedensschlüssen von 1919 das Prinzip der

festen Trennung von Krieg und Frieden verlassen habe. Auf diesem Grundprinzip habe sich überhaupt erst der weltüberspannende Hochkapitalismus der Hauptmächte der weißen Rasse entwickelt. Auch das Prinzip des Gleichgewichtes der Mächte sei verloren gegangen. Man müsse jetzt mit einer Blockbildung in der Weltpolitik rechnen, die Welt sei „endlich“ geworden und damit sei auch erwiesen, daß die Epoche der Weltwirtschaft endgültig vorüber und vorbei sei. Die Ursachen der Weltkrise seien nicht etwa Organisationsfehler, die durch Beschluß von Regierungen auf Konferenzen behoben werden könnten, sondern der vollkommene Wandel aller Grundvoraussetzungen der bisherigen Epoche habe mit dem Beginn der „Endlichkeit der Welt“ neue Elemente mit Macht in den Vordergrund gerückt, nämlich die Elemente der Nation, des Bodens und der blutsmäßigen Bindung. Man könnte noch mehr aus diesem interessanten Buche zitieren. Es mag aber hier genügen, daran zu erinnern, daß solche Erkenntnisse einmal nicht neu, weiter aber doch höchstens ihren Wert als heuristische Prinzipien haben, ihn aber nicht in sich selber tragen.

Wenn demgegenüber nun als neues Weltprinzip die Trennung von Nationalismus und Imperialismus, die auch im Faschismus noch nicht vollzogen sei, festgestellt und als der wichtigste Beitrag des neuen Deutschland zur weltpolitischen Ideenentwicklung bezeichnet wird, so kann man dazu nur sagen, daß mit einer solchen Behauptung eine politische Resignation Hand in Hand gehen muß, die Deutschlands politisches Schicksal schlechthin besiegeln muß und die „Verschweizerung“ als solche zum politischen Ideal zu machen droht. Wir wollen ganz offen bekennen, daß wir uns für eine solche politische Zukunftsaussicht bestens bedanken, auch wenn das Prinzip der Föderation der Nationalismen als einziges außenpolitisches Auswirkungsprinzip noch als zuläßig betrachtet wird. So literarisch reizvoll die Ausführungen Wirsings sein mögen, so verkennen sie doch völlig den ganz unabhängig von jeder Augenblickslage bei jedem jungen und gesunden Volke vorhandenen Lebenstrieb, der danach drängt, in der Welt, das heißt außenpolitisch etwas zu gelten und in der Weltpolitik nach Kräften mitzusprechen und mitzuspielen. Als solches Ziel setzt uns zwar der Verfasser auf der letzten Seite den „außenpolitischen Sozialismus der antiimperialistischen Völker“; wir müssen ihm aber ehrlich bekennen, daß wir da nicht mehr mitkönnen, es sei denn, er gebe uns zu, daß damit wieder ein neuer „Imperialismus“ zur Hintertür hereinkommt. H. R.

Ausgewähltes aus der Bücherflut

In der rühmlich bekannten Sammlung „Allgemeine Länderkunde“, die Wilhelm Sievers begründete und jetzt Professor Dr. Hans Rudolphi herausgibt, ist der Band „Deutschland“ von dem Geographen der Grazer Universität Otto Maull bearbeitet worden. 6 Karten im Text, 25 Kartenbeilagen und 41 Abbildungen auf 24 Tafeln bringen ein ausgezeichnetes Karten- und Bildmaterial zur Verdeutlichung der von Otto Maull in klarer Zielsetzung und konsequenter Durchführung bewältigten Aufgabe. An die Allgemeine Übersicht: Mitteleuropa, Deutschland, Deutsches Reich, Land und Staat, die Oberflächengestalt, das Klima, Klimawirkungen, die Pflanzendecke, Kulturlandschaft und Mensch, das Deutsche Reich als Kulturraum, Wirtschaftskörper und Staat, schließt sich der Teil, der die deutsche Landschaft behandelt. Die allgemeine Übersicht hat Maull auf das gesamte Mitteleuropa bezogen, um die Zusammenhänge mit dem Erdraum, dem das grausam zerstückelte Deutsche Reich angehört, aufzuzeigen. So entsteht hinter dem geographischen Reich das große Land der Deutschen. In dem speziellen Teil wird das Reich in seinem Bestand als zweites Reich, das heißt vor dem Versailler Diktat, untersucht. Das Buch gehört zu den wissenschaftlichen Werken, wie wir sie jetzt brauchen: bei größter Wissenschaftlichkeit und Beherrschung des Stoffes steht hinter jedem Satz und jeder Zeile der nationalpolitische Gedanke, wie er einzig der Größe der deutschen Aufgabe entspricht. Auch die statistischen Angaben sind, soweit möglich, dem Stand der Gegenwart angenähert, daß das Buch in jeder Weise Gegenwartswert und Zukunftskraft besitzt. Solche Bücher sind notwendig, und solche Bücher verdienen deshalb weiteste Verbreitung (Leipzig, Bibliographisches Institut, 18,— M.).

*

In dem Buch von Walter Rammner, „Die Tierwelt der deutschen Landschaft“ (Leipzig, Bibliographisches Institut, 7,80 M.), das mit einer Fülle von Abbildungen (577) und siebzehn mehrfarbigen Tafeln ausgestattet ist, wird uns in ungewöhnlicher Lebendigkeit die gesamte einheimische Tierwelt geschildert, so wie sie in Freiheit draußen in ihrer eigensten Welt lebt und webt. Das Buch ist in besonderem Maße geeignet, Verständnis für die Eigengesetzlichkeit des tierischen Lebens zu wecken unter richtiger Würdigung der Äußerungen der Tierseele. Wir empfehlen dieses Buch, weil der Verfasser von den falschen anthropomorphen

Vorstellungen sich durchaus freihält und in ausgezeichneter biologischer Schulung dem Lebendigen den Vorrang vor dem Systematischen gibt. Unsere deutschen Wälder werden uns durch die Darstellung ihrer eigentlichen Beherrscher noch vertrauter, auch Heide und Moor gewinnen ein neues Gesicht. Das ist ein Buch, das man auch gerade der heranwachsenden Jugend geben sollte, denn hier ist ein organischer Weg zum Verständnis der Verbundenheit mit dem deutschen Heimatboden.

✶

Mit hervorragendem Geschick hat der Photograph Max Burchartz ein Bildbuch von der Reichsmarine geschaffen: „Matrosen—Soldaten — Kameraden" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 4,80 M.). Den Text schrieb Edgar Zeller. Burchartz hat es verstanden, in langwieriger Arbeit wirklich das Leben an Bord in allen seinen Kategorien so lebendig und anschaulich einzufangen, daß, wer dieses Buch in der Hand hat, bis in die letzten Einzelheiten jeder Art von Dienst, seemännisch wie militärisch, aber auch des Lebens in der Kameradschaft und in der Freizeit Bescheid weiß. Dies Buch ist ein Bildwerk von hohen Graden und zeigt, wenn das Bild von kundiger Hand gehandhabt wird, die fast unbegrenzten Möglichkeiten der Veranschaulichung. Das Interesse für die deutsche Reichsmarine nimmt, gottlob, in den Kreisen des Gesamtvolkes wiederum zu; es sachlich und gefühlsmäßig zu unterbauen, versteht dies Buch in vorbildlicher Form. Die Mahnung, mit dem bescheidenen Rahmen, der jetzt gespannt ist, nicht zufrieden zu sein, wird gleichfalls mit den Mitteln des Bildes am Schluß verdeutlicht. Da ist eine Seite Versailles mit den unerhörten Bestimmungen über das Schicksal der deutschen Flotte, da ist ein Bild: „Was Deutschland nicht hat", nämlich moderne Schlachtschiffe, U-Boote, Flugzeugmutterschiffe, Seeflugzeuge. Dann ein prächtiges Bild: „Was Deutschland hat", eine ruhmreiche Tradition, die Feuereröffnung durch „Seydlitz" am Skagerak, und als Hoffnung den festen Willen zur Zukunft.

✶

Von Selma Lagerlöfs Hauptwerken liegen „Gösta Berling" und die „Christuslegenden" in neuen Volksausgaben vor. Der Preis des ungekürzten „Gösta Berling" beträgt nur 3,60 M., der der „Christuslegenden" 2,80 M. (München, Albert Langen-Georg Müller). Eine besondere Fürsorge hat die „Reise des Kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen" erfahren, die in einem Bande im großen Format mit vielen, sehr feinen Bildern von Wilhelm Schulz neu erschienen ist. Dieses schönste aller Kinderbücher kostet mit seinen fünfhundert Seiten und den hundert Bildern und Tafeln nur noch 6 M. Man freut sich als Erwachsener, dieses Buch wiederzusehen, dessen nationalpolitischer Wert für Schweden unausschöpfbar ist. Es gibt keinen wirksameren Weg, die Verbundenheit mit dem eignen Volke, die Liebe zu ihm, die Kenntnis der Vaterlandschaft mit allen ihren Geheimnissen, Sagen und Märchen in das Volksbewußtsein so hineinzutragen als diesen. — Auch von der „Edda", in der bekannten Übertragung von Felix Genzmer, ist eine Volksausgabe erschienen (Jena, Eugen Diederichs, 3,60 M.). Über die Vorzüge dieser ausgezeichneten Übertragung braucht nichts gesagt zu werden, es ist nur zu begrüßen, daß dieses Buch dank seinem billigen Preise jetzt auch ein wahres Volksbuch werden kann. — Zum Luther-Jubiläum liegen noch zwei weitere Schriften vor: Rudolf Thiel, „Luther. Von 1483—1522" (Berlin, Paul Neff). Thiel bekennt sich bewußt zu denen, die uns Luther schon nahegebracht haben, und nimmt als sein Eignes die Auswahl des Stoffes in Anspruch. Aber diese Auswahl ist entscheidend, und wir dürfen sagen, daß sie richtig und in wahrem Luthergeist getroffen ist. — Auch die kleine Schrift von Hermann Dörries, „Luther und Deutschland" (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1,50 M.), ist zu empfehlen. — Ricarda Huch hat ihre Lebensbilder deutscher Städte „Im alten Reich" in einem zweiten Bande fortgesetzt: „Der Süden" (Bremen, Carl Schünemann). Er enthält 19 Städtebilder mit ihren Stadtwappen und 38 Tuschzeichnungen nach alten Vorlagen von Hans Meid. Das Buch zeigt wiederum alle Vorzüge und trägt wesentlich dazu bei, aus der lebendigen deutschen Geschichte die Gegenwart zu verstehen und das Unverlierbare zu retten. — Ein fröhliches und tüchtiges Buch ist die „Bunte Ski-Fibel" von Hubert Mumelter (Berlin, Ernst Rowohlt, 3,80 M.), in der in lustigen Versen mit ganz reizenden Zeichnungen vom Verfasser selber die Geheimnisse des Skilaufs, seine Erlernung, seine Schwierigkeiten, seine Torheiten und sein großes Glück beschrieben werden. — Auch der „Kalender für Geflügelzüchter 1934", das Jahrbuch des Reichsverbandes der Geflügelwirtschaft (Berlin, Fritz Pfenningstorff) liegt vor. Er erscheint bereits im 36. Jahrgange und bringt unter Mitarbeit bekannter Züchter und großer Verbände alles das, was jeder Geflügelzüchter wissen muß. — Ein Buch von ganz besonderem Reize ist Karl

Foersters „Garten als Zauberschlüssel“ (Berlin, Ernst Rowohlt, 5,50 M.). In Deutschland kennt jeder, der sich mit Gartenpflege beschäftigt, den Namen Karl Foersters. Er ist der Bahnbrecher für ein ganz neues Leben des Gartens und des Menschen im Garten geworden. Mit reichem Bildschmuck macht er jetzt seine Erfahrungen der Gesamtheit zugänglich, und es ergeben sich aus diesem Buche Ausblicke von fast berauschender Möglichkeit: gehen alle, die das Glück eignen Gartens haben, auf den Wegen Foersters, so kann sich das Antlitz nicht nur des deutschen Landes, sondern der Welt zu einer Symphonie von Freude und Farbenschönheit entwickeln, die vorläufig mit der Kraft eines Glückstraumes einen fast berauscht.

*

Der „Deutsche Reichsbahnkalender für 1934“ ist zu spät für unsere Weihnachtsrundschau, aber nicht zu spät für unsere Leser erschienen, da er wiederum alle Vorzüge dieses hier oft gerühmten Jahresbegleiters aufweist. Mit richtigem psychologischen Verständnis ist der diesjährige Jahrgang dem deutschen Eisenbahner gewidmet, wie auch das hübsche bunte Titelbild einen deutschen Eisenbahner in seiner anziehenden Umwelt im Dienste darstellt. Er gibt einen Begriff von der großen und von Verantwortungsbewußtsein getragenen Leistung der deutschen Reichsbahn, die in jeder Weise sich als Dienst am Volke kennzeichnen läßt. Neben diesem Grundthema des Jahrganges 1934 sind die bekannten Blätter: „Reichsbahn und Wirtschaft“, „Aus dem Betriebe der Reichsbahn“, „Kundendienst der Reichsbahn“ und die besonders ergiebige Abteilung „Mit der Reichsbahn durch deutsche Lande“ nicht vernachlässigt worden. Im 8. Jahrgang wird der Kalender mit seinen 160 Blättern auf Kunstdruckpapier jetzt offiziell vom Pressedienst der deutschen Reichsbahn herausgegeben (Leipzig, Konkordia-Verlag, 3,20 M.).

*

Der zweite Teil der Erinnerungen des Großfürsten Alexander von Rußland ist unter dem Titel „Kronzeuge des Jahrhunderts“ erschienen (Leipzig, Paul List, 6,50 Mark). Das Buch ist, ohne seine dokumentarische Bedeutung überschätzen zu wollen, in vielem eine sehr bedeutsame Ergänzung zur Nachkriegszeit, weil es dank der Stellung des Verfassers manche internen Vorgänge aus intimer Nähe beleuchtet. In diesem zweiten Bande schildert er seine Erlebnisse während der Inflation, des Nachkrieges und der Wirtschaftskrise. Neben die Gestalten der gekrönten Häupter treten die bösen Abenteurer dieser Zeit, wie Ivar Kreuger und Alfred Löwenstein. Da sind allerdings erstaunliche Dinge zu lesen, und schon diese Einblicke rechtfertigen, daß die Erinnerungen des Verstorbenen nun auch in deutscher Sprache vorliegen.

*

Der Professor an der Universität Leipzig, Erich Bethe, hat in einem knappen Bande „Tausend Jahre altgriechischen Lebens“ die Ergebnisse seiner Forschungen in ansprechender Form der Volksgesamtheit zugänglich gemacht. 46 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln sind beigefügt. (München, F. Bruckmann, 5,80 Mark.) Beginnend mit der Vorgeschichte schildert Bethe die Höhepunkte der griechischen Blüte, gruppiert um Mykene, Sparta, Milet, Athen, Alexandria. Das Buch ist eine ausgezeichnete Grundlage, da es mit Meisterschaft auch eine Kulturgeschichte gibt, so daß man die unendlichen Einflüsse griechischer Kultur über Rom bis in unsere Tage verfolgen kann.

*

Das ausgezeichnete Buch „Die Pflanze als Lebewesen“ von Ernst Fuhrmann liegt jetzt in einer billigen Sonderausgabe zum Preise von 2,40 Mark vor (Frankfurt, Sozietäts-Verlag). Das Buch stellt in 200 hervorragenden Aufnahmen das Leben der Pflanze in so eindringlicher Form dar, daß man von den Geheimnissen, die hier die photographische Platte entschleiert, fast in eine innere Unruhe versetzt wird. Das Buch sollte jeder Naturfreund lesen und besitzen, sollte es aber auch vor allem mit seinen Kindern lesen, denn hier ist ein einprägsamer, verständlicher und hübscher Weg, die Kinder in das Wirken der Natur mit ihrem unendlichen Reichtum und ihren unerschöpflichen Schönheiten einzuführen. — Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an ein anderes Bildbuch des gleichen Verlages, das schon vor einiger Zeit erschien und auch hier besprochen wurde „Aus der Frühzeit der Photographie 1840 bis 1870“, herausgegeben von H. Th. Bossert und H. Guttmann. Das Buch kann nachdenklich und skeptisch machen gegenüber heutiger Photographie, denn die Dokumente der so oft verspotteten Frühzeit zeigen zum mindesten eines: auch damals waren Künstler der Kamera am Werke, die das Wesen aufzufassen wußten, vielleicht aber hatten sie es auch leichter als die Photographen von heute, denn damals hatten die Menschen, zum mindesten die hier zusammengestellten, Köpfe und Gesichter und nicht nur Enden des Körpers auf dem Halse.

*

Ein ernsthaftes und ehrlich ringendes Buch ist die Schrift von Dr. Ludwig Plog „Das Ewig-Eine“, in der er eine neue religiöse Weltanschauung auf der Grundlage der Ehrfurcht entwickelt. (Berlin, Morawe & Scheffelt, 3,50 Mark.) Diesem Versuch einer Erneuerung des Christentums als einer Religion des vollendet geistigen Monotheismus dürfte gerade in unseren Tagen der schweren Kämpfe in der evangelischen Christenheit besondere Beachtung zukommen. Sein Inhalt läßt sich schwer skizzieren, man soll es selber lesen. Das Buch birgt eine Fülle von Gedanken, und der sittliche Ernst eines im besten Sinne frommen Menschen gibt ihm einen auszeichnenden Stempel.

*

Eine tüchtige Arbeit des in volksdeutschem Streben bewährten Verfassers ist die Schrift von Kurt Trampler „Not und Aufbau der Bayerischen Ostmark“, in der er das Schicksal dieses deutschen Grenzlandes mit eindringlichstem Ernst, größter Sachkunde und einem heißen Herzen zu schildern weiß (München, Bayerland-Verlag). Das Buch ist herausgegeben vom Institut zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten bei der Münchner Universität und zeigt in reichhaltigem Bildmaterial nicht nur die Schönheit dieser eigenartigen deutschen Landschaft, sondern auch die furchtbare Not ihrer Bewohner, für deren Linderung wir uns schon mehrfach einsetzen konnten. Man darf keinen Augenblick vergessen, daß auch dieses Grenzland an Feindesland grenzt und daß Zugriffe vorbereitet werden, die nur ein entschlossener Widerstand von Gesamtdeutschland wir abwenden können.

*

Eine interessante und fesselnde Biographie der Christine von Schweden, Gustav Adolfs schwer belasteter Tochter, schrieb Luise Marelle, die schon in anderen Werken ihre Fähigkeit bewährt hat, mit tiefem psychologischem Verständnis bedeutende Frauengestalten von innen heraus begreiflich und lebendig zu machen „Königin Christine von Schweden“ (Berlin, Bernard & Graefe, 5 Mark). Der Verfasserin gelingt in gewissem Maße eine Ehrenrettung der von protestantischer Seite aus oft verzerrt geschilderten Fürstin, der es sehr schwer wurde, auch nach dem Verzicht auf die Krone mit sich selber und ihrem eignen Blute fertig zu werden.

*

Ein sehr feines Buch ist das neue Bildwerk von Fritz Behn „Tiere“ in dem 30 ganzseitige Zeichnungen zusammengefaßt und von Professor Dr. L. Heck eingeführt werden. (Stuttgart, J. G. Cotta, 12,50 Mark.) Das ist ein lebendiges Buch, und Behn bewährt seine vollendete Meisterschaft zur Erfassung des Wesentlichen des Tieres in Ruhe und Bewegung aufs neue. Der Verfasser legt in einem menschlich warmen Vorwort Rechenschaft von dem ab, was ihn bewegte. Bedeutsam für die gesamte Kunst ist das, was er über die Naturliebe als Vorstufe zur Kunst sagt. Besser ein richtiges Tier als ein falscher Mensch! Darin wird man ihm ohne weiteres zustimmen, und auch in den Schlußfolgerungen, die er gegenüber den verbildeten Menschen (geistig, körperlich und in ihrer Kleidung) für die echten Menschen draußen auf dem Lande und dem echtesten Wesen, was noch lebt, dem Tiere, zieht.

*

Von „Meyers Kleinem Lexikon“ ist der 2. Band erschienen. Der 3. folgt sogleich. Er beweist, daß die Anlage dieses lebendigen Lexikons richtig ist, denn auch in diesem Bande finden wir die Hilfsmittel, uns bis in die neueste Zeit genau zu unterrichten. Es ist sehr beachtlich, wie hier die Fülle des Lebens bis in die jüngste Zeit ihren literarischen Niederschlag in einer Form gefunden hat, die auch späteren Nachprüfungen standhalten kann.

*

Vom „Großen Brockhaus“ liegt nunmehr der 16. Band vor, enthaltend die Schlagworte Rock bis Schq. Die große Kulturleistung dieses Lexikons nähert sich nun ihrem Ende. Man kann aber sicher sein, daß die vier noch ausstehenden Bände die gleiche Höhe wie die bisherigen halten und den Ruhm des alten Lexikons für unsere Tage neu begründen werden.

*

Zu dem erstaunlich billigen Preise von 4,80 Mark erschien Joseph Gregors „Weltgeschichte des Theaters“ (Wien, Phaidon-Verlag). Dadurch wird die Reihe dieser wirklich ausgezeichneten Bände, deren erste wir hier schon besprachen, auch auf das Gebiet des Theaters erweitert. Über dreihundert Tiefdruckbilder sind in die 800 Seiten Text eingefügt. Das Theater aller Zeiten und Völker wird erstmalig in einer solchen Zusammenfassung behandelt. Eine Fülle von Wissen und eine Fülle von Arbeit steckt in diesem Bande: unbekannte Vorlagen sind benutzt. Gerade in den Tagen des

schmerzlichen Niedergangs des Theaters wird es gut sein, sich an einer solchen Kulturgeschichte zu erinnern, was das Theater bedeutet und geleistet hat, und aus ihr die Gesetze des wahren Theaters abzuleiten, nach denen allein ein Wiederaufstieg möglich ist.

*

Die Flut der Bücher zum politischen Geschehen unserer Tage hat einen derartigen Umfang erreicht, daß dieser Wettlauf der Verleger die Wirkung ausgelöst hat, der Bücher auf diesem Gebiete nur noch summarisch gedenken zu können. Das mag man bedauern, kann es aber nicht ändern, die Verantwortung dafür trägt der deutsche Verlag selber. Der Leser weiß, was ihn erwartet, und so kann man das eigne Gewissen entlasten durch die Mitteilung, wo er das Erschienene erhalten kann. „Deutschland, Deutschland über alles" nennt sich ein Jahrbuch für die deutsche Jugend und das deutsche Volk im Dritten Reich (Leipzig, K. F. Koehler, 4,80 Mark), eingeleitet mit Worten von Hindenburg, Hitler und Goebbels, ausgestattet mit vielen Bildern. Ein Buch, durchaus geeignet in den Herzen der Jugend Begeisterung zu wecken. „Tannenberg 1914—1933, ein Gedenkbuch für das deutsche Volk" (Berlin, Reimar Hobbing, 2 Mark), eingeführt vom Oberpräsidenten Koch und mit historischen Beiträgen über die Schlacht bei Tannenberg und den Ansprachen, die am Tannenbergtage gehalten worden sind. Als Motto durchklingen das ganze Werk die Worte Hindenburgs: „Wir wollen treu zusammenhalten." Das Buch ist verschwenderisch mit Bildern ausgestattet. — Jesco von Puttkamer berichtet mit 70 Bilddokumenten über „Deutschlands Arbeitsdienst" (Oldenburg, Stalling), mit einem Geleitwort vom Staatssekretär Hierl (3,50 Mark). — Nützlich ist die Broschüre von Walter Hahmann „Geländesport und Schule" (Leipzig, Armanen-Verlag, 0,80 Mark), in der gesunde und vernünftige Gesichtspunkte, um den Geländesport in die erzieherischen Aufgaben der Schule einzugliedern, gegeben werden. — Houston Stewart Chamberlain wird in einer Auslese aus seinen Werken von Georg Schott als „Seher des Dritten Reiches" dargestellt (München, F. Bruckmann, 3,50 Mark) Interessant ist der aufgenommene Brief Chamberlains an Adolf Hitler vom Jahre 1923 und ein Aufsatz von Chamberlain zu Hitlers Geburtstag 1924. — „Deutscher Aufstand" nennt Curt Hotzel sein Sammelbuch (Stuttgart, W. Kohlhammer, 4,80 Mark), in dem in den verschiedensten Beiträgen unter Mitarbeit von Major Pabst, F. W. Heinz, Heinz Schauwecker, Friedrich Hielscher, Brauweiler, Perkonig, Franz Fromme und anderen der Anteil der deutschen revolutionären Jugend an den Geschehnissen des Nachkriegs von den Spartakuskämpfen, den Freikorps in Oberschlesien, im Baltikum und im Westen, den Separatistenkämpfen, den Taten des Freikorps Epp, dem Anteil des Stahlhelm und der Bündischen Jugend unter Berücksichtigung der Kärntner Freiheitskämpfe und verwandter Freiheitsbewegungen im Auslande bis zum Fernen Osten das Einmünden aller dieser Bestrebungen in den Sieg des Nationalsozialismus dargestellt wird.

Es ist dankenswert, daß der Verlag Stalling in Oldenburg unter dem Titel „Bücher der Zeitenwende" Werner Beumelburgs Schriften zum verbilligten Preise jetzt erscheinen läßt. Die Wirkung von Beumelburgs Büchern gerade auf die Jugend ist überhaupt nicht zu überschätzen. Aus dem Grunde ist es begrüßenswert, daß die Preise jetzt für jeden Band einzeln nicht mehr als 4,80 Mark betragen. Sechs Bücher sind in dieser Reihe vereinigt „Sperrfeuer um Deutschland", „Deutschland in Ketten", „Bismarck gründet das Reich", „Gruppe Bosemüller", „Douaumont" und „Flandern". Die letzten beiden Bücher hat Beumelburg gründlich überarbeitet. — Major a. D. Weberstedt begründet in einem Sammelbuch „Deutschland fordert Gleichberechtigung" (Leipzig, Armanen-Verlag) mit Beiträgen von Graf Montgelas, Schwendemann, Grüsser, v. Metzsch, Freiherr v. Rheinbaben, Wilhelm Ziegler, Polizeimajor Elster, Müller-Brandenburg, Konteradmiral a. D. Gadow und vielen anderen Deutschlands unabweisbare Forderung. Am Schluß steht der bekannte Brief von Geheimrat Sauerbruch an die Ärzteschaft der Welt. — Wesentliche Beiträge zur geheimen Kriegsgeschichte sind das Buch von Hans Kutscher „Admiralsrebellion" oder Matrosenrevolte? (Stuttgart, W. Kohlhammer, 3 Mark) und „Frankreichs schwerste Stunde" von Rolf Bathe (Potsdam, Alfred Protte). Behandelt Hans Kutscher die Frage des Flotteneinsatzes in den letzten Tagen des Weltkrieges und zerreißt endgültig das Lügengespinst über die Pläne der Flottenführung und die Fälschung, die Interessenten um diese letzten Vorgänge gelegt haben, so schildert Rolf Bathe in gleich packender Weise die Meuterei der französischen Armee 1917, ihre Gründe, ihren Ablauf und die blutige Unterdrückung durch die französischen Machthaber, die ihren Meuterern

gegenüber aus einem hohen Verantwortungsgefühl für das Gesamtvolk mehr Nerven bewiesen als die deutschen Politiker.

*

Das Buch von Ernst Hanfstaengl „Hitler in der Karikatur der Welt“ (Berlin, Carl Rentsch) hat seinen Weg gemacht. Hanfstaengl hat eine Auswahl der in der gesamten Welt gegen Hitler erschienenen Karikaturen getroffen: rechts steht das Bild, links ein Text, den Hanfstaengl nach dem Motto „Tat gegen Tinte“ ausgewählt hat.

*

Wesentliche Aufschlüsse vermittelt das Buch von Luise Diel „Frau im faschistischen Italien“ mit 56 Bildern in Kupfertiefdruck (Berlin, Reimar Hobbing, 6 Mark), aus dem man alles Einschlägige erfährt, welche Stellung der Frau im faschistischen Italien nach dem Willen des Duce zugewiesen ist und wie sie sie auszufüllen verstanden hat.

*

Der „Kalender für Elsaß-Lothringen 1934“ (Straßburg, Heitz & Co., 1,85 Mark) bringt 24 Bilder neben vierzehntägigen Tagesbildern in Kupfertiefdruck. Die Halbmonatsblätter sind als Postkarten zu verwenden. Die Auswahl ist nach dem Gesichtspunkt getroffen, Heimatbilder aus Elsaß-Lothringen in guter Auswahl, darunter auch entlegenere Schönheiten der Landschaft berücksichtigend, zur Anschauung zu bringen. (Auslieferung E. H. W. Meyer, Berlin W 30.) D. R.

Politische Rundschau

Wer bisher an den Ernst der Lage im Fernen Osten noch nicht glauben wollte, wird durch die Zusammenkunft der englischen Flottenbefehlshaber in Singapore wohl davon überzeugt worden sein, daß sich um den „Stillen“ Ozean eine Krise gelagert hat, die mit den Waffen gelöst werden soll. Noch während an Bord der englischen Schiffe die weiteren Ausbaupläne der ohnehin schon sehr starken Festung beraten und die Operationen der englischen Flotte planmäßig vorbereitet wurden, hielt der Kriegskommissar der Sowjetunion eine recht eindeutige Drohrede gegen Japan. Die Antwort blieb nicht aus, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern sind bereits auf einem Punkt angelangt, der fast schon jenseits einer denkbaren Friedenslinie liegt. Japan betreibt mit größter Energie den Ausbau seiner Stellung auf dem asiatischen Festland, Manschukuo wird hier seine Operationsbasis abgeben. Nicht von ungefähr wurde auf diesem neuesten Brennpunkt der Weltpolitik kürzlich eine Art panasiatischer Konferenz abgehalten, nach außen hin mit wirtschaftlichen Zielen, im innern Zweck mit der Absicht einberufen, die möglichen Hilfsstellungen seitens freundschaftlich eingestellter asiatischer Kontinentalkreise zu sondieren. Nicht zu übersehen ist schließlich die amerikanische Unterstützung der Luftflotte der Sowjetunion, die den Bombenflugzeugen Amerikas in Wladiwostok ein gesichertes Heim mit den notwendigen Kampfutensilien bieten wird. Die amerikanische Flotte im Stillen Ozean, die schon lange in steter Kampfbereitschaft liegt, wird von diesem festländischen Stützpunkt aus eine starke Hilfsstellung erwarten können.

*

Während so an der einen Hälfte der Erde der Ausbruch eines Konfliktes immer bedrohlicher näher rückt, verzankt sich das kleine europäische Anhängsel des großen asiatischen Festlandes weiter. Schien es zu Beginn des Jahres, als sollte in der Abrüstungsfrage eine Lösung in Sicht kommen, konnte aus der englischen und italienischen Note auf eine Annäherung geschlossen werden, so ist durch die letzte französische Note die ganze Diskussion wieder vollkommen unfruchtbar geworden. Man steht jetzt wieder am Ausgangspunkt der Unterhaltung und spricht von den Prinzipien der Sicherheit, die schon längst überwunden zu sein schienen. Eingeweihte, die von der anderen Seite kamen und ein Bild von der Auffassung drüben enthüllten, gaben eine Darstellung der Lage, die zu großem Optimismus keine Veranlassung bietet. Die inneren Unruhen in Frankreich haben bekanntlich zu einer Regierung der nationalen Konzentration geführt. In den Ministersesseln haben fast lauter alte Herren Platz genommen, in deren Auffassung und Vorstellungswelt das Jahr 1919 noch sehr lebendig ist. Das kürzlich

erschienene Produkt der Barthou-Tardieuschen Staatskanzlei zeigt nur zu klar die Mentalität der wieder aufgelebten Epoche, die der Vergangenheit angehören sollte. Die Reise des englischen Ministers Eden hatte wohl nicht nur den Zweck, das Gelände zu sondieren, von London aus sucht man einen Weg, die erwünschte Brücke zu finden. Ein sanfter Druck auf beide Seiten soll die Unterhaltung wieder in Gang bringen. Wir dürfen nicht überhören, daß die Taktik des Druckes nicht vor der Andeutung zurückschreckt, in Rom und London sei man genötigt, die in Locarno übernommenen Garantien zu überprüfen. Das heißt doch ziemlich eindeutig, daß die Garantie der französischen Westgrenze durch die beiden anderen Großmächte in Wegfall kommen könnte, bedenklich genug für die Sicherheit des Reiches, das ja immerhin bisher auf Grund der Treuga Dei am Rhein gegen Überraschungen aus Paris gesichert war. Wir verweisen diese und manche andere laute oder leise Andeutung auf das Gebiet der Taktik; es wäre aber ein Fehlschluß, nur diese als Motiv anzunehmen. Seien wir uns klar, daß in Paris eine Regierung arbeitet, die von ganz bestimmten Vorstellungen ausgeht, wir kennen sie aus dem Dezennium unmittelbar nach Versailles. Dieser Hokuspokus hatte damals seinen innenpolitischen Zweck wie heute. Aus guter Quelle verlautet, daß man das allbeliebte Sicherheitsventil einer außenpolitischen Ablenkung ziehen möchte, um die Schwierigkeiten der inneren Lage zu erleichtern und der Öffentlichkeit, die sehr stark unter dem Eindruck der ewigen Skandale steht, Schlagzeilen der Tagesblätter vorzusetzen, die Fragen der Außenpolitik behandeln. Diese Begleitmusik braucht man, während der Untersuchungsausschuß der Kammer in der Stavisky-Affäre tagt. Neben der Abrüstungsfrage wird in den Gazetten deswegen auch mehr von der Saarfrage gesprochen. So nebenbei erzählt Pertinax von einer notwendigen Investigation. Diese und andere Produkte der erwähnten Taktik werden wir weiter zu hören bekommen, keine Anzeichen einer Beruhigung. Wir wollen in diesem Zusammenhang der Vollständigkeit halber erwähnen, daß in vertraulichen Gesprächen von juristischen Untersuchungen des Saarproblems auf französischer Seite gemunkelt wurde, die an die Taktik der Reunionskammern erinnert. Eine unfreundliche Prognose für die Saarabstimmung!

Das Kommuniqué der vom Völkerbundsrat eingesetzten Kommission über die Regelung der Abstimmung enthält das in der üblichen Genfer Sprache aufgemachte Gemisch von Sachlichkeit und Unklarheit. Warum muß hier noch ein Juristenausschuß gehört werden? Warum kann man nicht ganz einfach und klar die Richtlinien für die Abstimmung und vor allem ihren Zeitpunkt ganz einwandfrei festlegen?

*

Auch die Lage in Österreich hat sich plötzlich verschärft. Das Blutvergießen ist tief bedauerlich, schmerzlich sind die Verluste dieses kurzen, aber um so heftigeren Bürgerkrieges, der von den Marxisten entfesselt wurde. Die Feststellung, daß die Waffen der roten Schutzbündler aus den Skodawerken stammten, von wo sie auf unsichtbaren Wegen, die noch der Aufhellung bedürfen, zu den einzelnen Formationen gelangten, läßt weitgehende Rückschlüsse zu. Sie gestattet zunächst die klare Folgerung, daß man in Prag ein Interesse daran hatte, in Österreich eine gut bewaffnete Truppe zu unterhalten, die einsatzbereit sein sollte, wenn man sie brauchte. Wir glauben nicht an das irgendwo aufgetauchte Märchen, die Emigranten aus dem Reiche hätten hier eine eigentümliche Söldnertruppe gebildet, die dann eingesetzt werden sollte, wenn etwa der Nationalsozialismus in Österreich zur Macht käme. Die Prätorianergarde des Herrn Deutsch war im indirekten Sold der Prager Burg und damit schließlich der Herren in Paris. Wir folgern weiter, daß die Drahtzieher des letzten Putsches mit seinen grauenhaften Verlusten die Stunde für gekommen hielten, gleichsam auf kaltem Wege ein fait accompli zu schaffen, das teils für eine Intervention mit eigener Armee, teils einer Herbeirufung des Völkerbundes zu tätiger Einmischung die erwünschte Grundlage schaffen sollte. Wenn die vorhandenen Anzeichen nicht trügen, so spielt man in Paris sehr stark mit dem Gedanken, den Völkerbund, der ja jedem Wink von Paris folgt und von einem Franzosen geführt wird, für die Schaffung der notwendigen Garantien der Unabhängigkeit Österreichs in Anspruch zu nehmen. Die weitere innenpolitische und damit natürlich die außenpolitische Entwicklung des kleinen und für die europäische Politik so wichtigen deutschen Landes Österreich bedarf aufmerksamster Beobachtung aller Deutschen auch im Reich, soll nicht plötzlich neben dem gefesselten Deutschtum an der Weichsel ein im freien Selbstbestimmungsrecht endgültig geknebeltes Deutschtum an der Donau stehen. Gelegentlich der Anwesenheit des englischen Ministers Eden in Paris wurde eine amtliche Erklärung veröffentlicht, wonach die drei Mächte Frankreich, England und Italien für die volle Unabhängigkeit Österreichs zu sorgen hätten. Da finden wir die sonderbare Unterstellung einer Bedrohung der österreichischen

Unabhängigkeit wieder, die schon aus der denkwürdigen Note hervorging, die als Auftakt für die Anrufung des Völkerbundes an die Adresse des Reiches von Wien aus gerichtet wurde. Das gefährliche Spiel der anderen wird immer deutlicher erkennbar; Kräften, die der Geist und die staatsmännische Kunst eines Seipel meistern konnte, scheint der augenblickliche österreichische Kurs nicht gewachsen zu sein.

*

Während Masaryk zur dritten Präsidentschaft kandidiert und sein Außenminister neue Ränke spinnt, zeigt die Währung unseres Nachbarn im Süden die Anfänge bedenklicher Schwindsucht. Was man früher Münzverschlechterung nannte, wird heute mit dem schönen Wort Kurssenkung bezeichnet. Für den internationalen Handel bedeutet die Herabsetzung des inneren Wertes der Tschechenkrone eine neue Erschwerung, Skoda wird sich allerdings erleichtert fühlen, da die Angebote von Vickers und Armstrong an schweren Waffen im Fernen Osten jetzt besser unterboten werden können. Wir wollen hier nicht auf wirtschaftliche Betrachtungen abschweifen; bei der engen Verbindung von politischer Taktik mit dem Geschäft sei aber doch bemerkt, daß Europa von der Wirtschaft her infolge der voraussichtlichen Unterbietung durch den Export aus der Tschechoslowakei keine Konsolidierung zu erwarten hat. Die tschechischen Währungspläne haben zwar interne Gründe, sie werden sich aber auch in der Donaupolitik auswirken. Durch den nunmehr als gegebene Tatsache hinzunehmenden Balkanpakt mit den gegenseitigen Grenzgarantien Jugoslawiens, Rumäniens, Griechenlands und der Türkei ist ein Großraum entstanden, der nun von Prag aus wirtschaftlich bearbeitet werden könnte. Wäre nicht Albanien und Bulgarien außerhalb des Balkanpaktes geblieben, so könnte von einer beruhigten Südostzone gesprochen werden. Da die beiden Staaten nicht mitspielen, vor allem Albanien und Ungarn außerhalb der Kombination geblieben sind, haben wir wieder ein Stückwerk von unbestimmter Lebensmöglichkeit vor uns.

*

Unserer Tradition getreu müssen wir wieder feststellen, daß die Lage der deutschen Minderheiten im Südosten und in Polen leider nicht besser geworden ist. Darüber berichtet der „Schnellrichter". Der polnische Außenminister Beck hat nach der Bereinigung der Beziehungen zum Reich rasch seine Grenzen im Osten durch Unterzeichnung eines Nichtangriffspaktes mit Rußland gesichert. Polen kann jetzt vielleicht an eine Konsolidierung seiner inneren Verhältnisse herangehen, solange es im Fernen Osten ruhig bleibt. Von dort ausgehende Erschütterungen dürften allerdings für Warschau kein Fernbeben bleiben, sobald sein östlicher Nachbar in den Konflikt verwickelt wird. Man hört doch interessante Dinge von den politischen Vorbereitungen Japans. Sie können sich dahin auswirken, daß der östliche Nachbar von Warschau ein ganz anderes Gesicht bekommt.

Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Der König der Belgier fiel einem Unfall zum Opfer. Als der Sohn des Grafen von Flandern 1909 das Erbe seines Oheims antrat, schien der Beruf eines belgischen Souveräns wenig Sorgen zu machen. Die kluge Regierungspolitik der vorangegangenen beiden Leopolde aus dem Hause Koburg hatte die Dynastie befestigt: das neutrale Belgien blühte im Schatten der Großmächte; ja, der beispiellose Aufschwung, den gerade hier Handel und Wandel im Zeitalter des Liberalismus genommen hatten, machten den kleinen belgischen Zwischenstaat zum Schulbeispiel eines gesunden demokratischen Staatswesens. Die Wolken außenpolitischer Entscheidung dräuten allenfalls in weiter Ferne, und auch die Auseinandersetzungen zwischen den Parteien und Völkern innerhalb des Staates erreichten nicht die Stufen des Thrones.

Welche Wandlung im Verlauf zweier Jahrzehnte! Auch der Triumph des siegreichen Einzuges in Brüssel am 22. November 1918, welcher der belgischen Entscheidung, den Weltkrieg auf Seiten der Entente zu schlagen und durchzuhalten, äußerlich Recht gab, bedeutete nicht die Rückkehr in jene glückliche Zeit, da der Glaube an den materiellen Fortschritt zum täglichen Brot jedes Belgiers gehörte. Trotz Sieg, Reparationen und Annektion deutschen Landes enthüllte sich jetzt erst der nationale Zwiespalt der Völker Belgiens, der diesem Staat seit seiner Gründung das Gepräge gab, und das

Selbstbestimmungsrecht, für das die Entente und mit ihr Belgien unter Führung des Königs angeblich ins Feld gezogen waren, wurde zur mächtigen Waffe des Vlamentums, das ungleich härter an der Front geblutet hatte als die von jeher bevorzugten Wallonen.

König Albert tat seine Pflicht, als er das belgische Herr hinter die Yser zurückführte und in Le Havre die Nerven behielt, und gewiß war er redlich bemüht, nach dem Kriege die inneren Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen. Aber als er, ob zwangsläufig oder nicht, ob aus freiem Willen oder Schwäche, die Tradition seiner Vorgänger aufgab und zuließ, daß Belgien einseitig für Frankreich votierte, beschleunigte er die politische Krise. Sein jäher Tod entfernt nunmehr aus dem politischen Leben Belgiens die Zurückhaltung, die allen Parteien und Volksgruppen die sympathische Persönlichkeit dieses Königs auferlegte, und seinem jugendlichen Sohn und Nachfolger dürfte es ungleich schwerer fallen, mit der revolutionären Neuordnung fertig zu werden, die in Belgien an die Grundlagen eines längst überständigen Zustandes rührt.

Der deutsch-polnische Pakt

ist nicht zuletzt von der deutschen Volksgruppe in Polen voller Hoffnung begrüßt worden. Wird er die Entspannung bringen, die es den Deutschen im Korridor und in Ostoberschlesien ermöglicht, als Menschen deutschen Volkstums und deutscher Kultur zu leben? Wird er dazu beitragen, auf Seiten des polnischen Volkes die Barrieren einer vierzehnjährigen deutschfeindlichen Propaganda abzutragen? Die polnische Verfassungsreform, die gleichzeitig mit dem deutsch-polnischen Pakt Wirklichkeit wurde, bietet der polnischen Regierung nunmehr auch verfassungsmäßig die Möglichkeit, autoritär zu regieren und ihren Willen in jeder Beziehung durchzusetzen. Das parlamentarische Polen war ein Schulbeispiel für jene demokratisch-chauvinistische Arbeitsteilung, in deren Rahmen jeweils nach Bedarf die Regierung selbst durch ihre Organe unmittelbar assimilierte oder aber der Opposition, um sie zu beschäftigen und ihre Forderungen abzubiegen, die Verfolgung der fremden Volksgruppen überließ. Und eben aus dieser „demokratischen“ Arbeitsteilung ergab sich das raffinierte System der stillschweigenden Zusammenarbeit zwischen Opposition und Regierung, durch die ein Höchstmaß der Minderheitenentrechtung erreicht wurde. Der polnische Schulinspektor, der gesetzwidrige Verfügungen herausgab, der Westmarkenverein und die Aufständischenverbände, die „Aktionen“ veranstalteten, konnten selbstherrlich handeln, die Regierung in Warschau aber bedauerte allenfalls die „lokalen Übergriffe“, ohne sie ernstlich abzustellen.

Durch die Verfassungsreform entfällt für das neue Polen das in Demokratien zünftige Schlagwort, die Regierung müsse auf die Opposition Rücksicht nehmen und könne daher nicht immer so, wie sie selbst grundsätzlich wünsche. Die Regierung in Warschau **kann** jetzt durchgreifen, sobald sie selbst es wünscht. Und im Zeichen des deutsch-polnischen Paktes wie der volkspolitischen Verständigungsbereitschaft, der der polnische Ministerpräsident höchstpersönlich im Sejm Ausdruck gegeben hat, darf daher erwartet werden, daß Warschau zu seinem Worte steht.

Daß das polnische Kultusministerium die Anordnung gab, die Romane des Dichters Sienkiewicz, soweit sie das ukrainische und das deutsche Volkstum durch einseitige Darstellung geschichtlicher Geschehnisse beleidigten, aus der Pflichtlektüre der Schulen zu entfernen, deutete zumindest an, daß man sich an zentraler Stelle auch über die praktischen Notwendigkeiten der inneren Befriedung, des Ausgleichs zwischen Staat und Volkstum Gedanken machte. Eine schwere Enttäuschung aber war für alle Verständigungsfreunde die Veröffentlichung der neuen Enteignungsliste für die Woiwodschaft Pomerellen. 1475 Hektar Grundbesitz sollen erneut ihren Besitzern zwangsweise genommen werden, und diese Fortsetzung der „Agrarreform“ wirkt um so krasser, als für sie die Zentralregierung allein verantwortlich zeichnet, volle 1032 Hektar der zu enteignenden Fläche **deutscher** Boden sind und die Enteignung insgesamt bei dem Mangel an geeigneten polnischen Siedlern lediglich die wirtschaftliche Verelendung in den polnischen Westgebieten steigert.

Der polnische Ministerpräsident erklärte wörtlich, es sei an der Zeit, die Fehler zu verbessern und die scharfen Kämpfe in den völkisch gemischten Gebieten einzustellen, um einem einträchtigen Zusammenleben Platz zu machen. Die Förderung des „einträchtigen Zusammenlebens“ durch die Entfernung der „Kreuzritter“ von Sienkiewicz aus dem offiziellen Schulbetrieb steht leider in keinem Verhältnis zu der Verschärfung des volkspolitischen Kampfes, die mit der neuen Enteignungsliste angezeigt wird.

Mit der Polonisierung

der evangelischen Kirche beschäftigt sich ein neuer Aufsatz der angesehenen polnisch-evangelischen Zeitschrift „Zwiastun Ewangeliczny“. Er ist natürlich für

Polonisierung der evangelischen Kirche in Polen, für Loslösung von der deutschen Tradition (die Kirche ist eine deutsche Gründung der Reformationszeit und war als solche ein Vorposten der deutschen Kultur). Nun aber ist aus der Polonisierung eine Zersetzung, ein Schwachwerden im evangelischen Glauben geworden. Die Schuld wird in der Hauptsache den Renegaten, den polnischen evangelischen Geistlichen deutscher Abkunft, zugeschoben, die sich in den Vordergrund gedrängt und die Polonisierung betrieben haben.

Der Aufsatz stellt fest: Hochmut, Ehrsucht, Mammondienst, Kriechertum den Großen der Welt gegenüber, die Behandlung der Kirche durch ihre Leiter als ein ihnen gehöriger Weideplatz, sind die Kardinalsünden, die stets zum Untergang der Kirche geführt haben. Diese Sünden haben in erster Linie unter den Gläubigen die bekannte religiöse Gleichgültigkeit gesät. Gleichzeitig sei dabei der polnische Evangelismus verkommen und zum Schemel und Dünger für persönliche Zwecke geworden. Man habe sich auch gegen die Idee des Polentums versündigt, denn diejenigen, die angeblich „in Polentum machten", seien nicht hundertprozentige Polen, sondern zu vier Fünftel Polen deutscher Herkunft. Ihr frisch aufgebügeltes Polentum sei zu lärmend gewesen (damit es auch an maßgebenden Stellen bemerkt werde), und habe daher diejenigen Evangelischen polnischer Zunge abgestoßen, die vielleicht in ihrem Gefühl noch nicht vollständig polonisiert, sondern erst auf dem Wege dazu waren: solche machten nämlich einen bedeutenden Prozentsatz der polnischen Evangelischen aus. Dieser Prozeß der vollständigen Polonisierung sei dadurch in großem Maße aufgehalten worden. Von einer Anziehung der Deutschen — wie das vor dem Kriege nach Meinung des Verfassers der Fall gewesen — und deren Polonisierung könne unter solchen Bedingungen jetzt keine Rede mehr sein. Man habe ganz das Sprichwort vergessen: „An den Sünden unserer Anführer sind auch wir schuldig, denn wir haben geschlafen und ihnen nicht entgegengewirkt."

Noch niemals und von keiner Seite ist über die polnischen Priester deutscher Herkunft, welche die Polonisierung der evangelischen Kirche betreiben, so schonungslos Gericht gehalten worden. Gemeint sind der Generalsuperintendent D. Bursche in Warschau und andere Renegaten. Renegaten also haben sich der Führung der evangelischen Kirche in Polen bemächtigt. Sie haben Polonisierungspolitik betrieben, das heißt den in seinem innersten Wesen deutsch-germanisch geprägten Glauben und die im Bannkreis deutscher Kultur lebenden evangelischen Menschen zu polonisieren versucht. Mit dem Erfolg, daß sie den Gläubigen polnischer Zunge Ärgernis gaben und sie in ihrem evangelischen Glauben lau und wankend machten, und daß sie den deutschen evangelischen Gemeinden in Polen die ganze Gefahr für ihren Glauben und ihr Volkstum deutlich machten.

Der Gesetzentwurf für den Kirchenvertrag ist das Werk dieser Kirchenführer. Dieses Gesetz würde die Kirche der völligen Beherrschung und Kontrolle durch den Staat ausliefern. Darüber haben wir im letzten Heft berichtet. Eine Pastorensynode in Warschau hat in einer Entschließung gefordert, gemäß den Forderungen der deutschen Gemeinde, die Artikel 11 (Pastorenwahl) und 18 (Abberufung von Pastoren) wegen für den Staat schädlicher Tätigkeit fallen zu lassen. Eine Kommission soll eine „Abänderung" beraten. Abänderung ist den deutschen evangelischen Gemeinden zu wenig, denn sie würden von den Artikeln 11 und 18 am ehesten betroffen. Sie fordern die unbedingte Respektierung der freien Pfarrerwahl, gemäß den Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche. In den Schmalkaldener Artikeln (Anhang) heißt es:

„Die Kirche hat Macht, Kirchendiener (Pfarrer) zu wählen und zu ordinieren. Darum, wenn die Bischöfe entweder Kätzer sind oder tüchtige Personen nicht wollen ordinieren, sind die Kirchen vor Gott nach göttlichem Recht schuldig, Ihnen selb Pfarrherrn und Kirchendiener zu ordinieren. Ob man nun dies wollte ein Unordnung oder Zertrennung heißen, soll man wissen, daß die gottlose Lehr und Tyrannei der Bischöfe daran schuldig ist; denn so gebeut Paulus, daß alle Bischöfe, so entweder selb unrecht lehren oder unrechte Lehr und falschen Gottesdienst verteidigen, für verfluchte Leut sollen gehalten werden."

Und weiter heißt es: „Solche Gewalt ist ein Geschenk, welches der Kirchen eigentlich von Gott gegeben und von keiner menschlichen Gewalt der Kirche kann genommen werden! Darum folget, wo ein rechte Kirche ist, daß da auch die Macht sei, Kirchendiener zu wählen und zu ordinieren, wie dann in der Not auch ein schlechter Laie einen anderen absolvieren und sein Pfarrherr werden kann ..."

Eine evangelische Kirche, die diese Grundrechte aufgäbe oder sich nehmen ließe, verdiente nicht mehr den Namen evangelisch. Entschlossene Männer erwägen darum bereits die letzten Konsequenzen: den Austritt der deutschen evangelischen Gemeinden aus der Landeskirche und den Zusammenschluß der staatsfreien

evangelisch-lutherischen Ortsgemeinden zu einer Freikirche, um die freie Bekenntniskirche, um die Freiheit eines Christenmenschen zu retten.

In den Berliner Theatern

spiegelt sich die Situation der Zeit sehr deutlich wieder, wenn man einmal die Reihe der Erstaufführungen der letzten Wochen durchgeht. Auf der einen Seite steht die Historie, der Wille zum neuen Theater des Heroischen, auf der andern das neue Biedermeier, die Sehnsucht nach dem richtigen, unterhaltenden Theater, die zu den seltsamsten Versuchen führt. Und es ist noch bezeichnender, daß an der Spitze des neuen Theaters die beiden Bühnen gehen, die bewußt einen großen Teil ihrer Tätigkeit für die Jugend einsetzen, nämlich das Preußische Theater der Jugend unter Herbert Maisch und das Theater der Jugend E. V., das früher Theater der Höheren Schulen hieß und jetzt unter der Schirmherrschaft von Doktor Goebbels steht. Maisch brachte zuerst die Langemarck-Tragödie von Kahn und Monato — ein Stück, das wieder einmal die Unbekümmertheit dieses Intendanten gegenüber ererbten Hemmungen zeigt. Die beiden Verfasser haben nicht etwa gemeinsam dieses Stück gedichtet, sondern Maisch und sein Dramaturg Fritz Peter Buch haben aus den beiden Stücken, die diese Dichter, jeder für sich, eingereicht hatten, ein drittes gemeinsames zusammengebaut, und die Sache ging ausgezeichnet. Das Drama zeigt die Tragödie der Kriegsfreiwilligen von 1914, ihren Auszug aus den Hörsälen, ihren Anmarsch auf Langemarck, den Untergang in den Kämpfen mit den Engländern, über dem hier tröstlich die Hoffnung wächst, daß die draußen errungene Volksgemeinschaft das Grauen des Krieges überdauern wird. Es ist sauberes Zwecktheater, was man erlebt, Text für die Bühne, mit anständigem Gefühl und Haltung gemacht, ohne besondere dichterische Ansprüche, aber mit lebendigem Empfinden für Land und Volk. Maischs Ensemble beginnt bereits zusammenzuwachsen: sowohl die Szene im Hauptquartier von French wie der Akt in der französischen Kneipe, in die die Jungen am Abend vor der Schlacht einkehren, waren ausgezeichnet.

Noch stärker wirkte die Aufführung von Shakespeares Heinrich IV., dessen beide Teile Maischs Dramaturg Buch in eines zusammengezogen hatte — zu einem Drama des Aufstiegs von Prinz Heinz aus der Welt Falstaffs in die seines Vaters. Das breit Geschichtliche war gefallen, die Lords um die Aufrührer, Percy selbst, Glendower erheblich zurückgedrängt, so daß die Sache in knapp vier Stunden vorüberzog. Natürlich hatten die Farben gelitten, und nur Linien waren geblieben: aber das Geschehen zog so lebendig vorüber — das Wesentliche war klar herausgearbeitet und die jungen Schauspieler unter Buchs Regie gaben so lebendiges Theater; auf dem Hintergrund eines Ensembles standen Leistungen wie der ausgezeichnete Falstaff des Herrn Schürenberg, der frische Prinz des Herrn Klingenberg, der vortreffliche König des Herrn Klietsch, daß der Grundriß der Dichtung rein und eindringlich sichtbar wurde. Hier wächst ein Theater heran, das mehr ist als Theater für Kinder: hier wird Arbeit am Wiederaufbau der verfallenen Bühnenwelt Berlins geleistet.

Das andere Theater der Jugend brachte Wildenbruchs König Heinrich, den man seit einem Menschenalter nicht mehr auf einer Berliner Bühne gesehen hat. Die Aufgabe war sehr schwer: um Wildenbruch wieder in die lebendige Welt von heute zu stellen, braucht man Fingerspitzen und besten Instinkt für das ehrliche Theater, aus dem er lebte. Die Regie im Admiralspalast führte Lothar Körner; er gab Theater im Sinn der Tradition; er umging aber gerade das, was Wildenbruchs Wesen ausmacht: die Gläubigkeit des einfachen Pathos, die Natürlichkeit auch der papierenen Töne in seinem Werk. Wildenbruchs einfache Seele lebte sich, ähnlich wie die Sudermanns, ständig in großen Szenen aus; aber alles, was er hinstellt, ist in all seiner Einfachheit so aufrichtig und echt empfunden, daß es, sobald es mit diesem Empfinden angefaßt und hingestellt wird, wieder einfach und stark wirkt, vor allem auf junge Menschen. Nur muß der Regisseur, wie gesagt, die Fähigkeit haben, ebenso aus dem Theater leben zu können wie der Dichter. Herr Körner tat sein Bestes; aber wenn zum Beispiel Kloepfer als Papst Gregor den Boten des Kaisers mit dem wilden Absagebrief empfängt, das Schreiben wird verlesen, und das Volk und die Kleriker von Rom stehen gleichmütig und unbewegt daneben wie vordem bei der Aburteilung der verschiedenen Sünder, dann erstarrt das Beste an Wildenbruch, und es bleiben nur die Worte, nicht die Szenen. Auch der Schauspieler Erich Strömer, der manches mitbringt, braucht einen energischen Regisseur, der ihn formt. Trotzdem bleibt es das Verdienst dieser Bühne, die Diskussion über diesen Dichter wieder eröffnet zu haben. An ihm ist manches Unrecht wieder gutzumachen, und wir erleben vielleicht, wenn Maisch die Quitzows bringt, noch allerhand Überraschungen.

Das Staatstheater brachte zuerst den „König" von Herrmann von Boetticher,

das Friedrichsdrama, dessen erster Teil, „Der Kronprinz“, vor vierzehn Jahren an der gleichen Stelle in Szene ging. Der Verfasser stellt das Leben des Königs Friedrich in zwölf Einzelbildern aus der Zeit von 1740—1786 hin, Mollwitz, Hohenfriedberg, die Tafelrunde, Kolin, Burkersdorf, zuletzt das Ende. Es sind saubere kleine Skizzen, die er gibt; das Eigentliche Friedrichs bleibt hinter der Dichtung. Die inneren Maße dieses Königs sind wohl überhaupt zu groß, um vom Theater erfaßt zu werden. Der deutsche Shakespeare, der das kann, wird vielleicht erst nach den hundert Jahren kommen, von denen Kleist sprach, als er vor der Unmöglichkeit, seine Guiscard-Tragödie zu vollenden, zurücktrat. Dem jungen Friedrich bis zum Ausmarsch in den Dritten Schlesischen Krieg gab Gründgens Schärfe, Tempo und Elastizität; den alten konnte er nicht auf der gleichen Höhe halten.

Als zweite Premiere gab's Mussolini-Forzanos „Hundert Tage“, das Herr Ulbrich bereits in Weimar gespielt, in dem Krauß bereits in Wien den Napoleon gegeben hat. Es wurde ein großes gesellschaftliches Ereignis: der Reichskanzler, der preußische Ministerpräsident, das diplomatische Corps waren gekommen, um den Verfasser zu ehren. Die drei Akte zeigen in acht Bildern den letzten Kampf Napoleons um die Macht — gegen Fouché, gegen die Kammer, in geschickten Bildern, die zum Teil, in den Szenen Fouchés, im Stil des französischen Schauspiels, zum Teil, in den Szenen nach Waterloo, historisch berichtend die Tragödie des Kaisers geben. Herr Ulbrich als Regisseur gab wieder gute Meininger Tradition; Herr Gründgens als Fouché brachte ausgezeichnete Komödie, streckenweise mit souveräner Überlegenheit; Herr Krauß spielte Napoleon schon als den kranken Mann von St. Helena, den er vor Jahren schon im Film hingestellt hatte.

Auf der anderen Seite stehen die Bühnen, die das verlorengegangene Publikum mit Theater im Sinn des reinen Theaters wieder zu erfassen und zu sammeln versuchen. Diese Bestrebungen sind zuweilen sehr interessant, beispielsweise wenn Legal in der Stresemannstraße auf Moser und Schönthans „Krieg im Frieden“ zurückgreift, diesen alten harmlosen Militärschwank aus der Jugendzeit unserer Eltern — und damit tatsächlich einen — wie es scheint — dauerhaften Erfolg erringt. Die alte Geschichte vom Einbruch der Manöver in die weibliche Kleinstadtwelt und vom Leutnant Reiff-Reifflingen, der alle Mädchen in sich verliebt glaubt, ist so sauber gemacht, die Figuren bieten so viel Möglichkeiten, daß die Zuschauer beglückt und problemfrei davorsitzen, und vor allem von Harald Paulsen, der den Reiff-Reifflingen spielt, mit Recht begeistert sind. Vor der Leistung dieses Schauspielers begreift man, daß einmal Mitterwurzer diese Rolle gespielt hat: wenn er am Schluß beinahe tragisch mit seinem zurückgestoßenen Gefühl sich zurückzieht, da zeigt Paulsen sich von einer Seite, von der man ihn viel mehr ausnutzen sollte. Dieser Schauspieler ist nicht nur charmant, sondern einer, aus dem viel mehr herauszuholen ist. — Theater an sich ist auch der „Doktor med. Hiob Prätorius“, mit dem Curt Götz und Valerie von Martens jetzt nach langen Gastspielen im Reich auch nach Berlin gekommen sind. Die Komödie ist keine Komödie, sondern eine Erzählung; ihr Erfolg beweist wieder einmal, daß es hohe Zeit ist, die Ästhetik des Dramas neu zu schreiben. Der Dichter Curt Götz hat die schwersten Fehler mit seinem Stück gemacht, und gerade diese Fehler wirken auf der Bühne. Es ist ein Rahmenstück: Sherlock Holmes und sein Freund Watson überlegen zu Beginn, wie sich der Autounfall abgespielt haben kann, bei dem Prätorius das Leben verlor; dann kommt des Doktors Faktotum und erzählt die Geschichte von seinem Leben und seinem Ende: kleine Pause — die Erzählung spielt sich auf der Bühne ab — mit Götz, der zuerst und am Ende wieder den Sherlock Holmes macht, als Prätorius. Es gibt viele hübsche Anmerkungen über Ärzte und Medizin und die menschliche Dummheit und den Humor als Heilmittel; alles bleibt leicht, unbeschwert, getragen von der Grazie des Schauspielers Götz, richtiges Theater — und die Leute sind begeistert. — Dritter im Bunde ist hier das Theater am Kurfürstendamm, das ähnlich wie Götz es auf Englisch versucht. „Der liebe Gott geht durch den Wald“ heißt die Komödie von Fichelscher, die dort gespielt und durch beliebte Schauspieler der Operette wie Paul Heidemann und Fritz Schulz zum Erfolg gebracht wird. Der Anfang ist ganz nett, wenn ein Stiefonkel als der liebe Gott seine Nichte vor Abwegen bewahrt, indem er sie samt dem dazugehörigen Jüngling auf seinen Landsitz verschleppt; das gibt so etwas Wallacestimmung und unterhält. Der Rest ist Operette; aber die Leute amüsieren sich, lachen, klatschen — und scheinen sogar andere hineinzuschicken. Das Ding ging immerhin ein paar Wochen, bis es von einem Lustspiel um Ida Wüst abgelöst wurde: „Mama räumt auf“. Frau Wüst macht da eine Mutter von erwachsenen Kindern, die den Gatten auf Seitenwegen ertappt und klug die Gefahr beseitigt, indem sie die „Person“ ins Haus holt und alle Hindernisse aus dem Wege

schafft. Sie macht das so nett und lebendig, daß das Stück, wie ein Kritiker sehr hübsch feststellte, kaum stört.

Im Kampf gegen deutsches Volksrecht haben sich die Litauer in die erste Frontlinie gedrängt. Fast möchte man glauben, es sei den Machthabern in Kowno daran gelegen, die Unmöglichkeit der Verhältnisse im Memelgebiet unter Beweis zu stellen, die nach dem Gewaltstreich des Generals Zeligowski und dem kläglichen Abzug der französischen Besatzung anno 1923 durch die Signatarmächte mit Hilfe der Memelkonvention angeblich befriedet wurden. Die litauischen Verstöße gegen die Autonomie der Memelländer stellen eine geschlossene Kette von Vertragsbrüchen dar, und die Geduld der Signatarmächte steht in groteskem Gegensatz zu dem sonst üblichen internationalen Interesse an der sogenannten Achtung der Verträge. Es ist an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß das Britische Reich, Frankreich, Italien und Japan zusammen mit den Vereinigten Staaten von Amerika die Unterzeichner und Garanten des Memelvertrages sind, aber anscheinend nicht einmal mehr über die Macht verfügen, ihren Vertragspartner Litauen zur Ordnung zu rufen. Das Deutsche Reich hat den Genfer Schauplatz verlassen, weil die Abrüstungsverpflichtungen „vertragschließender Mächte“ nicht erfüllt wurden. Die Vertragsbrüche von Memel ergänzen charakteristisch den allgemeinen Zusammenbruch der Verträge. In diesem Tatbestand liegt die weit über die örtliche Entrechtung der memelländischen Bevölkerung hinausgehende grundsätzliche Bedeutung der Memelfrage, die im übrigen unter den auch in Versailles, Trianon und St. Germain anerkannten und schriftlich niedergelegten Grundsatz fällt, daß unmögliche Verträge der Revision unterliegen.

Herr Edouard Benesch versäumt keine Gelegenheit, unter geflissentlicher Betonung der Gleichberechtigung aller Staatsvölker die gesunden wirtschaftlichen Verhältnisse im Gesamtgebiet der tschechoslowakischen Demokratie zu preisen. Doch selbst die Selbstmörderstatistik widerlegt den redegewandten tschechischen Außenminister. Nicht nur, daß alle europäischen Großstädte in dieser Beziehung weit hinter den ländlichen Bezirken der sudetendeutschen Gebiete, vor allem Nordböhmens, zurückstehen, eine Stadt wie Reichenbach erreichte im letzten Jahre eine dreifach höhere Durchschnittsziffer an Selbstmorden als Prag und das tschechoslowakische Gesamtgebiet; der sudetendeutsche Bezirk Zwickau gar das Vierfache, und auch noch in den kleinsten sudetendeutschen Städten sank die Durchschnittsziffer nirgends unter das Doppelte der tschechoslowakischen Durchschnittszahl. Mehr noch: von den 287 Menschen, die 1932 im Bezirk Auscha starben, endeten 44 durch eigene Hand, und für die Gesamtzahl aller Selbstmörder in der Tschechoslowakei stellten die Sudetendeutschen weit mehr als ein Drittel, obwohl ihr Bevölkerungsanteil an sich nur 23 Prozent beträgt.

Was bedeuten diese nüchternen und doch so aufschlußreichen Zahlen? Daß die soziale Not im sudetendeutschen Volksgebiet, die sich gleichermaßen in den Arbeitslosenziffern ausdrückt, in ungeheuerlichem Ausmaße gestiegen ist und innerhalb des Gesamtstaates weiter zu Ungunsten des Sudetendeutschtums ansteigt, weil der tschechische Staat die sudetendeutsche Bevölkerung ebenso bewußt wirtschaftlich vernachlässigt, wie er sie politisch entrechtet. Nach Benesch ist das alles: staatsbürgerliche Gleichberechtigung.

Staatsangehörigkeit: Deutsches Reich — das neue Deutschland löschte auch auf diesem Gebiet die Kleinstaaterei aus, und es charakterisiert die Vergangenheit, daß keine frühere deutsche Regierung den Mut zu dieser Selbstverständlichkeit besaß. Wie kläglich kam sich der Reichsdeutsche vor, wenn er sich im Ausland unter der Rubrik Staatsangehörigkeit nicht als Deutscher, sondern als Mecklenburger, Badener oder Lippe-Detmolder einzeichnen mußte, Unterschiede, die der Ausländer entweder nicht verstand oder als Separatismus deutete. Kam es doch insbesondere in den ersten Jahren nach dem Kriege vor, daß ein Bayer in französischen Hotels gleichsam freundlicher behandelt wurde als ein Preuße, weil auch der Hotelier seine besonderen Vorstellungen von der innerdeutschen Zerrissenheit hatte.

Mit dem allen ist's nun endlich vorbei. Doch das Wort Deutscher ist zugleich mehr als eine staatsbürgerliche Bezeichnung. Viele Millionen Deutsche besitzen keinen reichsdeutschen Reisepaß und sind, obwohl tschechischer, polnischer oder rumänischer Staatsangehörigkeit, nicht minder deutsch als der Reichsdeutsche. Neben den Begriff der deutschen Staatsangehörigkeit muß gleichberechtigt der Begriff des deutschen Volksbürgers treten, auf den in deutschen Landen jeder Anspruch hat, der deutschen Stammes und

deutscher Gesinnung ist. Kurz, der Auslanddeutsche darf sich nirgends im Deutschen Reich mehr als Fremdling fühlen. Und damit auch diese Selbstverständlichkeit Wirklichkeit werde, sollte jeder Reichsdeutsche dazu verpflichtet werden, sich die nötigen Kenntnisse über deutsches Volkstum und Volkszugehörigkeit anzueignen. Denn es gibt im Reiche ja noch immer Leute und Instanzen, die im Deutschen aus Polen oder aus Dänemark mehr den fremden Staatsbürger als den deutschen Volksgenossen sehen.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Leopold Ziegler, Überlingen — Karl Figdor, Berlin — Hellmuth Schneider-Landmann, Berlin — Wilhelm Kohl, Gengenbach — Professor Willi Baumeister, Stuttgart — Norbert Jacques, Adelinenhof — Dr. Dr. Börries Freiherr von Münchhausen, Schloß Windischleuba.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Gerhard Kießling, Leipzig • Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Tel. 712 46 • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1. • DA. 3800 IV. Vj. 33 • Auflage im März 1934: 7000 •

60. JAHRGANG
DEZEMBER 1933

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von
RUDOLF PECHEL
gemeinsam mit
PAUL FECHTER

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.— **PRO QUARTAL M. 2.75**

INHALTSVERZEICHNIS

DEUTSCHE RUNDSCHAU im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag. Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19, Jerusalemer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 59501 und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 8056